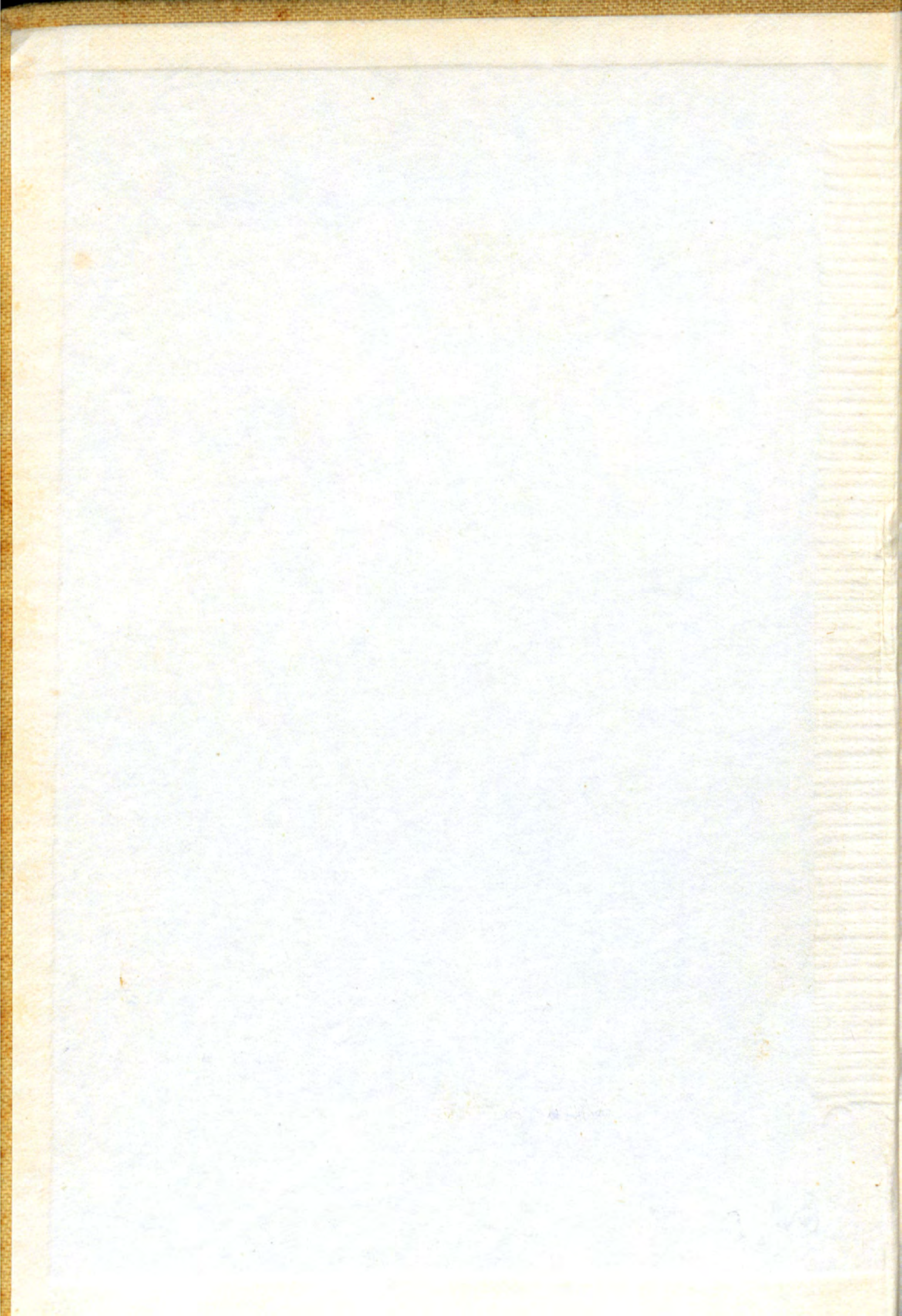
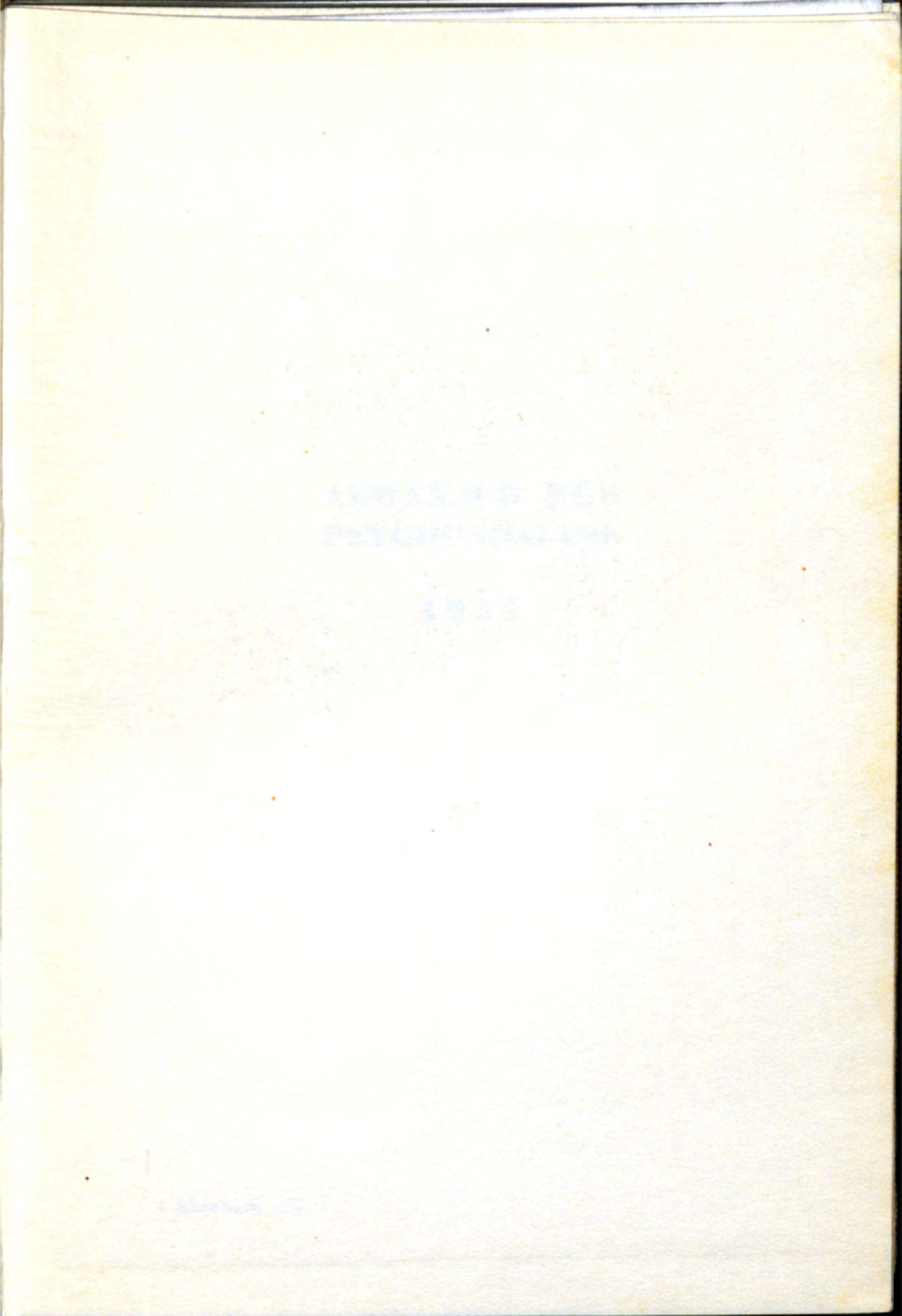
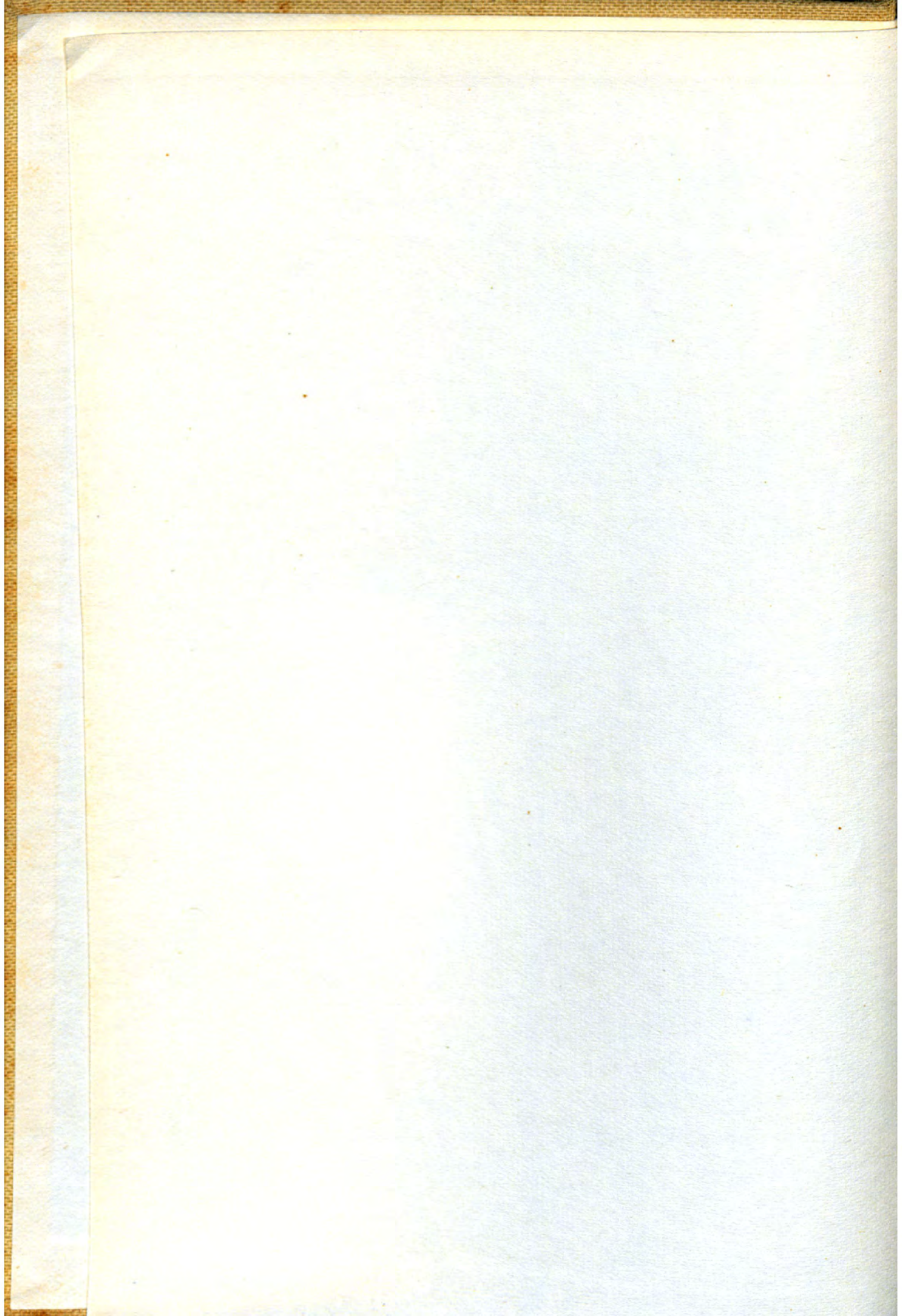
Almanach der Psychoanalyse 1937

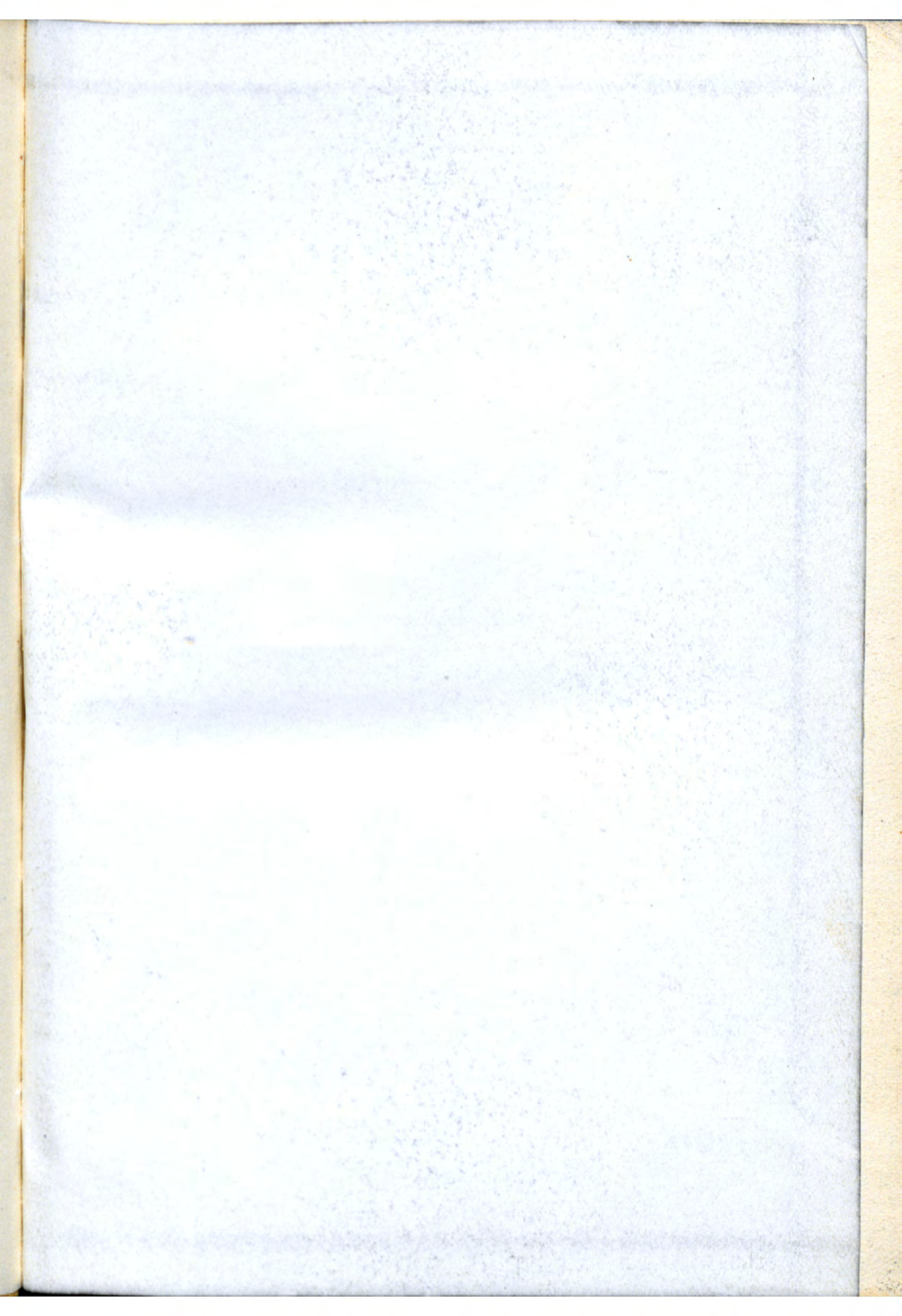


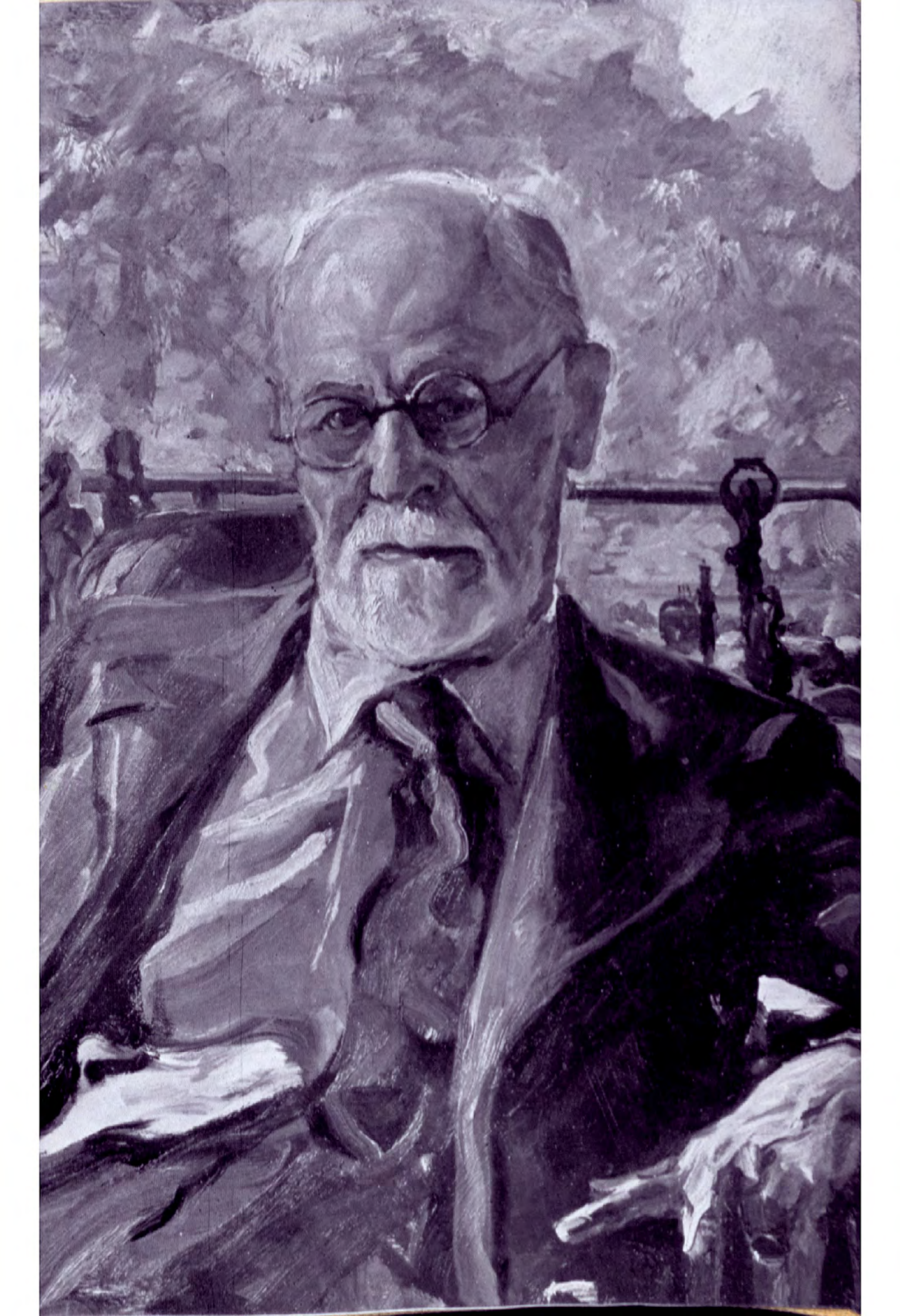




ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1937





Almanach
der
Psychoanalyse
1937

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien



Printed in Austria
Druck: A. Ketterl, Wien XVIII

INHALTSVERZEICHNIS

BILDBEILAGEN

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR

1937

	JANUAR				
Mo		4	11	18	25
Di		5	12	19	26
Mi		6	13	20	27
Do		7	14	21	28
Fr	1	8	15	22	29
Sa	2	9	16	23	30
So	3	10	17	24	31

	FEBRUAR			
Mo	1	8	15	22
Di	2	9	16	23
Mi	3	10	17	24
Do	4	11	18	25
Fr	5	12	19	26
Sa	6	13	20	27
So	7	14	21	28

	MÄRZ				
Mo	1	8	15	22	29
Di	2	9	16	23	30
Mi	3	10	17	24	31
Do	4	11	18	25	
Fr	5	12	19	26	
Sa	6	13	20	27	
So	7	14	21	28	

	APRIL					
Mo		5	12	19	26	Mo
Di		6	13	20	27	Di
Mi		7	14	21	28	Mi
Do	1	8	15	22	29	Do
Fr	2	9	16	23	30	Fr
Sa	3	10	17	24		Sa
So	4	11	18	25		So

	MAI					
Mo		3	10	17	24	31
Di		4	11	18	25	
Mi		5	12	19	26	
Do		6	13	20	27	
Fr		7	14	21	28	
Sa	1	8	15	22	29	
So	2	9	16	23	30	

	JUNI				
Mo		7	14	21	28
Di	1	8	15	22	29
Mi	2	9	16	23	30
Do	3	10	17	24	
Fr	4	11	18	25	
Sa	5	12	19	26	
So	6	13	20	27	

	JULI				
Mo		5	12	19	26
Di		6	13	20	27
Mi		7	14	21	28
Do	1	8	15	22	29
Fr	2	9	16	23	30
Sa	3	10	17	24	31
So	4	11	18	25	

	AUGUST						
Mo		2	9	16	23	30	Mo
Di		3	10	17	24	31	Di
Mi		4	11	18	25		Mi
Do		5	12	19	26		Do
Fr		6	13	20	27		Fr
Sa		7	14	21	28		Sa
So	1	8	15	22	29		So

	SEPTEMBER				
Mo		6	13	20	27
Di		7	14	21	28
Mi	1	8	15	22	29
Do	2	9	16	23	30
Fr	3	10	17	24	
Sa	4	11	18	25	
So	5	12	19	26	

	OKTOBER				
Mo		4	11	18	25
Di		5	12	19	26
Mi		6	13	20	27
Do		7	14	21	28
Fr	1	8	15	22	29
Sa	2	9	16	23	30
So	3	10	17	24	31

	NOVEMBER				
Mo	1	8	15	22	29
Di	2	9	16	23	30
Mi	3	10	17	24	
Do	4	11	18	25	
Fr	5	12	19	26	
Sa	6	13	20	27	
So	7	14	21	28	

	DEZEMBER					
Mo		6	13	20	27	Mo
Di		7	14	21	28	Di
Mi	1	8	15	22	29	Mi
Do	2	9	16	23	30	Do
Fr	3	10	17	24	31	Fr
Sa	4	11	18	25		Sa
So	5	12	19	26		So

Ostersonntag 28. März
Pfingstsonntag 16. Mai

Brief an Romain Rolland

Von Sigm. Freud

Für eine Festschrift zu Romain Rollands 70. Geburtstag bestimmt.

Verehrter Freund!

Dringend aufgefordert, etwas Geschriebenes zur Feier Ihres siebzigsten Geburtstages beizutragen, habe ich mich lange bemüht, etwas zu finden, was Ihrer in irgendeinem Sinne würdig wäre, was meiner Bewunderung Ausdruck geben könnte für Ihre Wahrheitsliebe, Ihren Bekennermut, Ihre Menschenfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Oder was die Dankbarkeit für den Dichter bezeugen würde, der mir soviel Genuß und Erhebung geschenkt hat. Es war vergeblich; ich bin um ein Jahrzehnt älter als Sie, meine Produktion ist versiegt. Was ich Ihnen schließlich zu bieten habe, ist die Gabe eines Verarmten, der „einst bessere Tage gesehen hat".

Sie wissen, meine wissenschaftliche Arbeit hatte sich das Ziel gesetzt, ungewöhnliche, abnorme, pathologische Erscheinungen des Seelenlebens aufzuklären, das heißt, sie auf die hinter ihnen wirkenden psychischen Kräfte zurückzuführen und die dabei tätigen Mechanismen aufzuzeigen. Ich versuchte dies zunächst an der eigenen Person, dann auch an anderen, und endlich in kühnem Übergriff auch am Menschengeschlecht im Ganzen. Ein solches Phänomen, das ich vor einem Menschenalter, im Jahre 1904, an mir erlebt und nie

verstanden hatte, tauchte in den letzten Jahren in meiner Erinnerung immer wieder auf; ich wußte zunächst nicht warum. Ich entschloß mich endlich, das kleine Erlebnis zu analysieren, und teile Ihnen hier das Ergebnis dieser Studie mit. Dabei muß ich Sie natürlich bitten, den Angaben aus meinem persönlichen Leben mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als sie sonst verdienten.

Eine Erinnerungsstörung auf der Akropolis

Ich pflegte damals alljährlich Ende August oder Anfang September mit meinem jüngeren Bruder eine Ferienreise anzutreten, die mehrere Wochen dauerte und uns nach Rom, irgendeiner Gegend des Landes Italien oder an eine Küste des Mittelmeeres führte. Mein Bruder ist zehn Jahre jünger als ich, also gleichaltrig mit Ihnen, — ein Zusammentreffen, das mir erst jetzt auffällt. In diesem Jahr erklärte mein Bruder, seine Geschäfte erlaubten ihm keine längere Abwesenheit, er könnte höchstens eine Woche ausbleiben, wir müßten unsere Reise abkürzen. So beschlossen wir, über Triest nach der Insel Korfu zu fahren und unsere wenigen Urlaubstage dort zu verbringen. In Triest besuchte er einen dort ansässigen Geschäftsfreund, ich begleitete ihn. Der freundliche Mann erkundigte sich auch nach unseren weiteren Absichten, und als er hörte, daß wir nach Korfu wollten, riet er uns dringend ab. „Was wollen Sie um diese Zeit dort machen? Es ist so heiß, daß Sie nichts unternehmen können. Gehen Sie doch lieber nach Athen. Der Lloyddampfer geht heute nachmittags ab, läßt Ihnen drei Tage Zeit, um die Stadt zu sehen,

und holt Sie auf seiner Rückfahrt ab. Das wird lohnender und angenehmer sein."

Als wir den Triestiner verlassen hatten, waren wir beide in merkwürdig übler Stimmung. Wir diskutierten den uns vorgeschlagenen Plan, fanden ihn durchaus unzweckmäßig und sahen nur Hindernisse gegen seine Ausführung, nahmen auch an, daß wir ohne Reisepässe in Griechenland nicht eingelassen würden. Die Stunden bis zur Eröffnung des Lloydbureaus wanderten wir mißvergnügt und unentschlossen in der Stadt herum. Aber als die Zeit gekommen war, gingen wir an den Schalter und lösten Schiffskarten nach Athen, wie selbstverständlich, ohne uns um die vorgeblichen Schwierigkeiten zu kümmern, ja ohne daß wir die Gründe für unsere Entscheidung gegeneinander ausgesprochen hätten. Dies Benehmen war doch sehr sonderbar. Wir anerkannten später, daß wir den Vorschlag, nach Athen anstatt nach Korfu zu gehen, sofort und bereitwilligst angenommen hatten. Warum hatten wir uns also die Zwischenzeit bis zur Öffnung der Schalter durch üble Laune verstört und uns nur Abhaltungen und Schwierigkeiten vorgespiegelt?

Als ich dann am Nachmittag nach der Ankunft auf der Akropolis stand und mein Blick die Landschaft umfaßte, kam mir plötzlich der merkwürdige Gedanke: Also existiert das alles wirklich so, wie wir es auf der Schule gelernt haben?! Genauer beschrieben, die Person, die eine Äußerung tat, sonderte sich, weit schärfer als sonst merklich, von einer anderen, die diese Äußerung wahrnahm, und beide waren verwundert, wenn auch nicht über das Gleiche.

Die eine benahm sich so, als müßte sie unter dem Eindruck einer unzweifelhaften Beobachtung an etwas glauben, dessen Realität ihr bis dahin unsicher erschienen war. Mit einer mäßigen Übertreibung: als ob jemand, entlang des schottischen Loch Ness spazierend, plötzlich den an's Land gespülten Leib des vielberedeten Ungeheuers vor sich sähe und sich zum Zugeständnis gezwungen fände: Also existiert sie wirklich, die Seeschlange, an die wir nicht geglaubt haben! Die andere Person war aber mit Recht erstaunt, weil sie nicht gewußt hatte, daß die reale Existenz von Athen, der Akropolis und dieser Landschaft jemals ein Gegenstand des Zweifels gewesen war. Sie war eher auf eine Äußerung der Entzückung und Erhebung vorbereitet.

Es liegt nun nahe, zu sagen, der befremdliche Gedanke auf der Akropolis wolle nur betonen, es sei doch etwas ganz anderes, wenn man etwas mit eigenen Augen sehe, als wenn man nur davon höre oder lese. Aber das bliebe eine sehr sonderbare Einkleidung eines uninteressanten Gemeinplatzes. Oder man könnte die Behauptung wagen, man habe als Gymnasiast zwar gemeint, man sei von der historischen Wirklichkeit der Stadt Athen und ihrer Geschichte überzeugt gewesen, aber aus jenem Einfall auf der Akropolis erfahre man eben, daß man damals im Unbewußten nicht daran geglaubt habe; erst jetzt habe man sich auch eine „ins Unbewußte reichende" Überzeugung erworben. Eine solche Erklärung klingt sehr tiefsinnig, aber sie ist leichter aufzustellen als zu erweisen, wird auch theoretisch recht angreifbar sein. Nein, ich meine, die beiden Phä-

nomene, die Verstimmung in Triest und der Einfall auf der Akropolis gehören innig zusammen. Das erstere davon ist leichter verständlich und mag uns zur Erklärung des späteren verhelfen.

Das Erlebnis in Triest ist, wie ich merke, auch nur der Ausdruck eines Unglaubens. „Wir sollen Athen zu sehen bekommen? Aber das geht ja nicht, es wird zu schwierig sein." Die begleitende Verstimmung entspricht dann dem Bedauern darüber, daß es nicht geht. Es wäre ja so schön gewesen! Und nun versteht man, woran man ist. Es ist ein Fall von *„too good to be true"*, wie er uns so geläufig ist. Ein Fall von jenem Unglauben, der sich so häufig zeigt, wenn man durch eine glückbringende Nachricht überrascht wird, daß man einen Treffer gemacht, einen Preis gewonnen hat, für ein Mädchen, daß der heimlich geliebte Mann bei den Eltern als Bewerber aufgetreten ist, u. dgl.

Ein Phänomen konstatieren, läßt natürlich sofort die Frage nach seiner Verursachung entstehen. Ein solcher Unglaube ist offenbar ein Versuch, ein Stück der Realität abzulehnen, aber es ist etwas daran befremdend. Wir würden gar nicht erstaunt sein, wenn sich ein solcher Versuch gegen ein Stück Realität richten sollte, das Unlust zu bringen droht; unser psychischer Mechanismus ist darauf sozusagen eingerichtet. Aber warum ein derartiger Unglaube gegen etwas, was im Gegenteil hohe Lust verspricht? Ein wirklich paradoxes Verhalten! Ich erinnere mich aber, daß ich bereits früher einmal den ähnlichen Fall jener Personen behandelt habe, die, wie ich es ausdrückte, „am Erfolge scheitern". Sonst erkrankt man in der Regel an der Versagung, der Nicht-

erfüllung eines lebenswichtigen Bedürfnisses oder Wunsches; bei diesen Personen ist es aber umgekehrt, sie erkranken, gehen selbst daran zu Grunde, daß ihnen ein überwältigend starker Wunsch erfüllt worden ist. Die Gegensätzlichkeit der beiden Situationen ist aber nicht so groß, wie es anfangs scheint. Im paradoxen Falle ist einfach eine innere Versagung an die Stelle der äußeren getreten. Man gönnt sich das Glück nicht, die innere Versagung befiehlt, an der äußeren festzuhalten. Warum aber? Weil, so lautet in einer Reihe von Fällen die Antwort, man sich vom Schicksal etwas so Gutes nicht erwarten kann. Also wiederum das *„too good to be true"*. die Äußerung eines Pessimismus, von dem viele von uns ein großes Stück in sich zu beherbergen scheinen. In anderen Fällen ist es ganz so wie bei denen, die am Erfolg scheitern, ein Schuld- oder Minderwertigkeitsgefühl, das man übersetzen kann: Ich bin eines solchen Glückes nicht würdig, ich verdiene es nicht. Aber diese beiden Motivierungen sind im Grunde das nämliche, die eine nur eine Projektion der anderen. Denn, wie längst bekannt, ist das Schicksal, von dem man sich so schlechte Behandlung erwartet, eine Materialisation unseres Gewissens, des strengen Über-Ichs in uns, in dem sich die strafende Instanz unserer Kindheit niedergeschlagen hat.

Damit wäre, meine ich, unser Benehmen in Triest erklärt. Wir konnten nicht glauben, daß uns die Freude bestimmt sein sollte, Athen zu sehen. Daß das Stück Realität, das wir ablehnen wollten, zunächst nur eine Möglichkeit war, bestimmte die Eigentümlichkeiten unserer damaligen Reaktion. Als wir dann auf der Akro-

polis standen, war die Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden, und derselbe Unglaube fand nun einen veränderten, aber weit deutlicheren Ausdruck. Dieser hätte ohne Entstellung lauten sollen: Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß es mir je gegönnt sein würde, Athen mit meinen eigenen Augen zu sehen, wie es doch jetzt unzweifelhaft der Fall ist! Wenn ich mich erinnere, welche glühende Sehnsucht, zu reisen und die Welt zu sehen, mich in der Gymnasialzeit und später beherrscht hatte, und wie spät sie sich in Erfüllung umzusetzen begann, verwundere ich mich dieser Nachwirkung auf der Akropolis nicht; ich war damals achtundvierzig Jahre alt. Ich habe meinen jüngeren Bruder nicht befragt, ob er ähnliches wie ich verspürt. Eine gewisse Scheu lag über dem ganzen Erlebnis, sie hatte schon in Triest unseren Gedankenaustausch behindert.

Wenn ich aber den Sinn meines Einfalls auf der Akropolis richtig erraten habe, er drücke meine freudige Verwunderung darüber aus, daß ich mich jetzt an diesem Ort befinde, so erhebt sich die weitere Frage, warum dieser Sinn im Einfall eine so entstellte und entstellende Einkleidung erfahren hat.

Der wesentliche Inhalt des Gedankens ist auch in der Entstellung erhalten geblieben, es ist ein Unglaube. „Nach dem Zeugnis meiner Sinne stehe ich jetzt auf der Akropolis, allein ich kann es nicht glauben“. Dieser Unglaube, dieser Zweifel an einem Stück der Realität, wird aber in der Äußerung in zweifacher Weise verschoben, erstens in die Vergangenheit gerückt und zweitens von meiner Beziehung zur Akropolis weg

auf die Existenz der Akropolis selbst verlegt. So kommt etwas zustande, was der Behauptung gleichkommt, ich hätte früher einmal an der realen Existenz der Akropolis gezweifelt, was meine Erinnerung aber als unrichtig, ja als unmöglich ablehnt.

Die beiden Entstellungen bedeuten zwei von einander unabhängige Probleme. Man kann versuchen, tiefer in den Umsetzungsprozeß einzudringen. Ohne näher anzugeben, wie ich dazu komme, will ich davon ausgehen, das Ursprüngliche müsse eine Empfindung gewesen sein, daß an der damaligen Situation etwas Unglaubwürdiges und Unwirkliches zu verspüren sei. Die Situation umfaßt meine Person, die Akropolis und meine Wahrnehmung derselben. Ich weiß diesen Zweifel nicht unterzubringen, ich kann ja meine Sinneseindrücke von der Akropolis nicht in Zweifel ziehen. Ich erinnere mich aber, daß ich in der Vergangenheit an etwas gezweifelt, was mit eben dieser Örtlichkeit zu tun hatte, und finde so die Auskunft, den Zweifel in die Vergangenheit zu versetzen. Aber dabei ändert der Zweifel seinen Inhalt. Ich erinnere mich nicht einfach daran, daß ich in frühen Jahren daran gezweifelt, ob ich je die Akropolis selbst sehen werde, sondern ich behaupte, daß ich damals überhaupt nicht an die Realität der Akropolis geglaubt habe. Grade aus diesem Ergebnis der Entstellung ziehe ich den Schluß, daß die gegenwärtige Situation auf der Akropolis ein Element von Zweifel an der Realität enthalten hat. Es ist mir bisher gewiß nicht gelungen, den Hergang klarzumachen, darum will ich kurz abschließend sagen, die ganze anscheinend verworrene und schwer darstellbare psychische Situa-

tion löst sich glatt durch die Annahme, daß ich damals auf der Akropolis einen Moment lang das Gefühl hatte — oder hätte haben können: was ich da sehe, ist nicht wirklich. Man nennt das ein „Entfremdungsgefühl". Ich machte einen Versuch, mich dessen zu erwehren, und es gelang mir auf Kosten einer falschen Aussage über die Vergangenheit.

Diese Entfremdungen sind sehr merkwürdige, noch wenig verstandene Phänomene. Man beschreibt sie als „Empfindungen", aber es sind offenbar komplizierte Vorgänge, an bestimmte Inhalte geknüpft und mit Entscheidungen über diese Inhalte verbunden. Bei gewissen psychischen Erkrankungen sehr häufig, sind sie doch auch dem normalen Menschen nicht unbekannt, etwa wie die gelegentlichen Halluzinationen der Gesunden. Aber sie sind doch gewiß Fehlleistungen, von abnormem Aufbau wie die Träume, die ungeachtet ihres regelmäßigen Vorkommens beim Gesunden uns als Vorbilder seelischer Störung gelten. Man beobachtet sie in zweierlei Formen; entweder erscheint uns ein Stück der Realität als fremd oder ein Stück des eigenen Ichs. In letzterem Fall spricht man von „Depersonalisation"; Entfremdungen und Depersonalisationen gehören innig zusammen. Es gibt andere Phänomene, in denen wir gleichsam die positiven Gegenstücke zu ihnen erkennen mögen, die sog. *„Fausse Reconnaissance"*, das *„Déjà vu"*, *„Déjà raconté"*, Täuschungen, in denen wir etwas als zu unserem Ich gehörig annehmen wollen, wie wir bei den Entfremdungen etwas von uns auszuschließen bemüht sind. Ein naiv-mystischer, unpsychologischer Erklärungsversuch will die Phänomene des

Déjà vu als Beweise für frühere Existenzen unseres seelischen Ichs verwerten. Von der Depersonalisation führt der Weg zu der höchst merkwürdigen „*Double Conscience*", die man richtiger „Persönlichkeitsspaltung" benennt. Das ist alles noch so dunkel, so wenig wissenschaftlich bezwungen, daß ich mir verbieten muß, es vor Ihnen weiter zu erörtern.

Es genügt meiner Absicht, wenn ich auf zwei allgemeine Charaktere der Entfremdungsphänomene zurückkomme. Der erste ist, sie dienen alle der Abwehr, wollen etwas vom Ich fernhalten, verleugnen. Nun kommen von zwei Seiten her neue Elemente an das Ich heran, die zur Abwehr auffordern können, aus der realen Außenwelt und aus der Innenwelt der im Ich auftauchenden Gedanken und Regungen. Vielleicht deckt diese Alternative die Unterscheidung zwischen den eigentlichen Entfremdungen und den Depersonalisationen. Es gibt eine außerordentliche Fülle von Methoden, Mechanismen sagen wir, deren sich unser Ich bei der Erledigung seiner Abwehraufgaben bedient. In meiner nächsten Nähe erwächst jetzt eine Arbeit, die sich mit dem Studium dieser Abwehrmethoden beschäftigt; meine Tochter, die Kinderanalytikerin, schreibt eben ein Buch darüber. Von der primitivsten und gründlichsten dieser Methoden, von der „Verdrängung", hat unsere Vertiefung in die Psychopathologie überhaupt ihren Ausgang genommen. Zwischen der Verdrängung und der normal zu nennenden Abwehr des Peinlich-Unerträglichen durch Anerkennung, Überlegung, Urteil und zweckmäßiges Handeln liegt eine große Reihe von Verhaltungsweisen des Ichs von mehr oder weniger deut-

lich pathologischem Charakter. Darf ich bei einem Grenzfall einer solchen Abwehr verweilen? Sie kennen das berühmte Klagelied der spanischen Mauren *„Ay de mi Alhama"*, das erzählt, wie der König Boabdil die Nachricht vom Fall seiner Stadt Alhama aufnimmt. Er ahnt, daß dieser Verlust das Ende seiner Herrschaft bedeutet. Aber er will es nicht „wahr haben", er beschließt, die Nachricht als *„non arrivé"* zu behandeln. Die Strophe lautet:

Cartas le fueron venidas,
de que Alhama era ganada.
Las cartes echó en el fuego
y al mensagero mataba.

Man errät leicht, daß an diesem Benehmen des Königs das Bedürfnis mitbeteiligt ist, dem Gefühl seiner Ohnmacht zu widerstreiten. Indem er die Briefe verbrennt und den Boten töten läßt, sucht er noch seine Machtvollkommenheit zu demonstrieren.

Der andere allgemeine Charakter der Entfremdungen, ihre Abhängigkeit von der Vergangenheit, von dem Erinnerungsschatz des Ichs und früheren peinlichen Erlebnissen, die vielleicht seither der Verdrängung anheim gefallen sind, wird ihnen nicht ohne Einspruch zugestanden. Aber grade mein Erlebnis auf der Akropolis, das ja in eine Erinnerungsstörung, eine Verfälschung der Vergangenheit ausgeht, hilft uns dazu, diesen Einfluß aufzuzeigen. Es ist nicht wahr, daß ich in den Gymnasialjahren je an der realen Existenz von Athen gezweifelt habe. Ich habe nur daran gezweifelt, daß ich Athen je werde sehen können. So weit zu reisen, es „so weit

zu bringen“, erschien mir als außerhalb jeder Möglichkeit. Das hing mit der Enge und Armseligkeit unserer Lebensverhältnisse in meiner Jugend zusammen. Die Sehnsucht, zu reisen, war gewiß auch ein Ausdruck des Wunsches, jenem Druck zu entkommen, verwandt dem Drang, der so viel halbwüchsige Kinder dazu antreibt, vom Hause durchzugehen. Es war mir längst klar geworden, daß ein großes Stück der Lust am Reisen in der Erfüllung dieser frühen Wünsche besteht, also in der Unzufriedenheit mit Haus und Familie wurzelt. Wenn man zuerst das Meer sieht, den Ozean überquert, Städte und Länder als Wirklichkeiten erlebt, die so lange ferne, unerreichbare Wunschdinge waren, so fühlt man sich wie ein Held, der unwahrscheinlich große Taten vollbracht hat. Ich hätte damals auf der Akropolis meinen Bruder fragen können: Weißt Du noch, wie wir in unserer Jugend Tag für Tag denselben Weg gegangen sind, von der Straße ins Gymnasium, am Sonntag dann jedesmal in den Prater oder auf eine der Landpartien, die wir schon so gut kannten, und jetzt sind wir in Athen und stehen auf der Akropolis! Wir haben es wirklich weit gebracht! Und wenn man so Kleines mit Größerem vergleichen darf, hat nicht der erste Napoleon während der Kaiserkrönung in Notre-Dame sich zu einem seiner Brüder gewendet – es wird wohl der älteste, Josef, gewesen sein – und bemerkt: „Was würde Monsieur notre Père dazu sagen, wenn er jetzt dabei sein könnte?“

Hier stoßen wir aber auf die Lösung des kleinen Problems, warum wir uns schon in Triest das Vergnügen an der Reise nach Athen verstört hatten. Es

muß so sein, daß sich an die Befriedigung, es so weit gebracht zu haben, ein Schuldgefühl knüpft; es ist etwas dabei, was unrecht, was von alters her verboten ist. Das hat mit der kindlichen Kritik am Vater zu tun, mit der Geringschätzung, welche die frühkindliche Überschätzung seiner Person abgelöst hatte. Es sieht aus, als wäre es das Wesentliche am Erfolg, es weiter zu bringen als der Vater, und als wäre es noch immer unerlaubt, den Vater übertreffen zu wollen.

Zu dieser allgemein giltigen Motivierung kommt noch für unseren Fall das besondere Moment hinzu, daß in dem Thema Athen und Akropolis an und für sich ein Hinweis auf die Überlegenheit der Söhne enthalten ist. Unser Vater war Kaufmann gewesen, er besaß keine Gymnasialbildung, Athen konnte ihm nicht viel bedeuten. Was uns im Genuß der Reise nach Athen störte, war also eine Regung der Pietät. Und jetzt werden Sie sich nicht mehr verwundern, daß mich die Erinnerung an das Erlebnis auf der Akropolis so oft heimsucht, seitdem ich selbst alt, der Nachsicht bedürftig geworden bin und nicht mehr reisen kann.

Ich grüße Sie herzlich, Ihr

Sigm. Freud.

Freud und die Zukunft

Festvortrag im Wiener Akademischen Verein für medizinische Psychologie zu Sigm. Freuds 80. Geburtstag

Von Thomas Mann

Erschienen im Dr. Bermann-Fischer Verlag, Wien 1936; Vorabdruck mit Genehmigung des Verlages in „Imago, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen", Bd. XXII, 1936.

Meine Damen und Herren! Was legitimiert einen Dichter, den Festredner zu Ehren eines großen Forschers zu machen? Oder, wenn er die Gewissensfrage auf andere abwälzen darf, die glaubten, ihm diese Rolle übertragen zu sollen: wie rechtfertigt es sich, daß eine gelehrte Gesellschaft, in unserem Fall eine akademische Vereinigung für medizinische Psychologie, nicht einen ihres Zeichens, einen Mann der Wissenschaft bestellt, damit er den hohen Tag ihres Meisters im Worte begehe, sondern einen Dichter, das heißt also doch einen Menschengeist, der wesentlich nicht auf Wissen, Scheidung, Einsicht, Erkenntnis, sondern auf Spontaneität, Synthese, aufs naive Tun und Machen und Hervorbringen gestellt ist und so allenfalls zum Objekt förderlicher Erkenntnis werden kann, ohne seiner Natur und Bestimmung nach zu ihrem Subjekt zu taugen? Geschieht es vielleicht in der Erwägung, daß der Dichter als Künstler, und zwar als geistiger Künstler, zum Begehen geistiger Feste, zum Festefeiern überhaupt berufener, daß er von Natur ein festlicherer Mensch sei als der Erkennende, der Wissenschaftler? — Ich will

dieser Meinung nicht widersprechen. Es ist wahr, der Dichter versteht sich auf Lebensfeste; er versteht sich sogar auf das Leben als Fest, — womit ein Motiv zum erstenmal leise und vorläufig berührt wird, dem es bestimmt sein mag, in der geistigen Huldigungsmusik dieses Abends eine thematische Rolle zu spielen. — Aber der festliche Sinn dieser Veranstaltung liegt nach der Absicht ihrer Veranstalter wohl eher in der Sache selbst, das heißt: in der solennen und neuartigen Begegnung von Objekt und Subjekt, des Gegenstandes der Erkenntnis mit dem Erkennenden, — einer saturnalischen Umkehrung der Dinge, in welcher der Erkennende und Traumdeuter zum festlichen Objekt träumerischer Erkenntnis wird, — und auch gegen diesen Gedanken habe ich nichts einzuwenden: schon darum nicht, weil auch in ihm bereits ein Motiv aufklingt, das eine bedeutende symphonische Zukunft hat. Voller instrumentiert und verständlicher wird es wiederkehren, denn ich müßte mich sehr täuschen oder gerade die Vereinigung von Subjekt und Objekt, ihr Ineinanderfließen, ihre Identität, die Einsicht in die geheimnisvolle Einheit von Welt und Ich, Schicksal und Charakter, Geschehen und Machen, in das Geheimnis also der Wirklichkeit als eines Werkes der Seele — oder, sage ich, gerade dies wäre das A und O aller psychoanalytischen Initiation...

Auf jeden Fall: Entschließt man sich, einen Dichter zum Lobredner eines genialen Forschers zu ernennen, so sagt das etwas aus über den einen wie den anderen; es ist kennzeichnend für beide. Ein besonderes Verhältnis des zu Feiernden zur Welt der Dichtung, der

Literatur geht ebenso daraus hervor wie eine eigentümliche Beziehung des Dichters, des Schriftstellers zu der Erkenntnissphäre, als deren Schöpfer und Meister jener vor der Welt steht; und das wiederum Besondere und Merkwürdige bei diesem Wechselverhältnis, diesem Einandernahesein ist, daß es beiderseits lange Zeit ungewußt, im „Unbewußten" blieb: in jenem Bereich der Seele also, dessen Erkundung und Erhellung, dessen Eroberung für die Humanität die eigentlichste Sendung gerade dieses erkennenden Geistes ist. Die nahen Beziehungen zwischen Literatur und Psychoanalyse sind beiden Teilen seit längerem bewußt geworden. Das Festliche dieser Stunde aber liegt, wenigstens in meinen Augen und für mein Gefühl, in der wohl zum ersten Male sich ereignenden öffentlichen Begegnung der beiden Sphären, in der Manifestation jenes Bewußtseins, dem demonstrativen Bekenntnis zu ihm.

Ich sagte, die Zusammenhänge, die tiefreichenden Sympathien seien beiden Teilen lange Zeit unbekannt geblieben. Und wirklich weiß man ja, daß der Geist, den zu ehren uns angelegen ist, Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse als Therapeutik und allgemeiner Forschungsmethode, den harten Weg seiner Erkenntnisse ganz allein, ganz selbständig, ganz nur als Arzt und Naturforscher gegangen ist, ohne der Trost- und Stärkungsmittel kundig zu sein, die die große Literatur für ihn bereit gehalten hätte. Er hat Nietzsche nicht gekannt, bei dem man überall Freudsche Einsichten blitzhaft vorweggenommen findet; nicht Novalis, dessen romantisch-biologische Träumereien und Eingebungen sich analytischen Ideen oft so erstaunlich an-

nähern; nicht Kierkegaard, dessen christlicher Mut zum psychologisch Äußersten ihn tief und förderlich hätte ansprechen müssen; und gewiß auch Schopenhauer nicht, den schwermütigen Symphoniker einer nach Umkehr und Erlösung trachtenden Triebphilosophie... Es mußte wohl so sein. Auf eigenste Hand, ohne die Kenntnis intuitiver Vorwegnahmen mußte er wohl seine Einsichten methodisch erobern: die Stoßkraft seiner Erkenntnis ist durch solche Gunstlosigkeit wahrscheinlich gesteigert worden, und überhaupt ist Einsamkeit von seinem ernsten Bilde nicht wegzudenken, — jene Einsamkeit, von der Nietzsche spricht, wenn er in seinem hinreißenden Essay „Was bedeuten asketische Ideale?" Schopenhauer einen „wirklichen Philosophen" heißt, „einen wirklich auf sich gestellten Geist, einen Mann und Ritter mit erzenem Blick, der den Mut zu sich selber hat, der allein zu stehn weiß und nicht erst auf Vordermänner und höhere Winke wartet —". Im Bilde dieses „Mannes und Ritters", eines Ritters zwischen Tod und Teufel, habe ich den Psychologen des Unbewußten zu sehen mich gewöhnt, seit seine geistige Figur in meinen Gesichtskreis rückte.

Es geschah spät; viel später, als man bei der Verwandtschaft des dichterisch-schriftstellerischen Impulses überhaupt und meiner Natur im besonderen mit dieser Wissenschaft hätte erwarten sollen. Zwei Tendenzen sind es vor allem, die diese Verwandtschaft ausmachen: Die Liebe zur Wahrheit erstens, ein Wahrheitssinn, eine Empfindlichkeit und Empfänglichkeit für die Reize und Bitterkeiten der Wahrheit, welche sich hauptsächlich als psychologische Reizbarkeit

und Klarsicht äußert, bis zu dem Grade, daß der Begriff der Wahrheit fast in dem der psychologischen Wahrnehmung und Erkenntnis aufgeht; und zweitens der Sinn für die Krankheit, eine gewisse durch Gesundheit ausgewogene Affinität zu ihr und das Erlebnis ihrer produktiven Bedeutung.

Was die Wahrheitsliebe betrifft, die leidend-moralistisch gestimmte Liebe zur Wahrheit als Psychologie, so stammt sie aus der hohen Schule Nietzsches, bei dem in der Tat das Zusammenfallen von Wahrheit und psychologischer Wahrheit, des Erkennenden mit dem Psychologen in die Augen springt: sein Wahrheitsstolz, sein Begriff selbst von Ehrlichkeit und intellektueller Reinlichkeit, sein Wissensmut und seine Wissensmelancholie, sein Selbstkennertum, Selbsthenkertum — all dies ist psychologisch gemeint, hat psychologischen Charakter, und ich vergesse nie die erzieherische Bekräftigung und Vertiefung, die eigene Anlagen durch das Erlebnis von Nietzsches psychologischer Passion erfuhren. Das Wort „Erkenntnisekel" steht im „Tonio Kröger". Es hat gut Nietzschesches Gepräge, und seine Jünglingsschwermut deutet auf das Hamlethafte in Nietzsches Natur, in der die eigene sich spiegelte, — einer Natur, zum Wissen berufen, ohne eigentlich dazu geboren zu sein. — Es sind jugendliche Schmerzen und Traurigkeiten, von denen ich da spreche, und die von den reifenden Jahren ins Heiterere, Ruhigere überführt worden sind. Aber die Neigung, Wahrheit und Wissen psychologisch zu verstehen, sie mit Psychologie gleichzusetzen, psychologischen Wahrheitswillen als den Willen zur Wahrheit überhaupt und

Psychologie als Wahrheit im eigentlichsten und tapfersten Sinn des Wortes zu empfinden — diese Neigung, die man wohl naturalistisch nennen und der Erziehung durch den literarischen Naturalismus zuschreiben muß, ist mir geblieben, und sie bildet eine Vorbedingung der Aufgeschlossenheit für die seelische Naturwissenschaft, die den Namen „Psychoanalyse“ trägt.

Die zweite, sagte ich, ist der Sinn für die Krankheit, genauer: für die Krankheit als Erkenntnismittel; und auch ihn könnte man von Nietzsche herleiten, der wohl wußte, was er seiner Krankheit verdankte, und auf jeder Seite zu lehren scheint, daß es kein tieferes Wissen ohne Krankheitserfahrung gibt und alle höhere Gesundheit durch die Krankheit hindurchgegangen sein muß. Auch diesen Sinn also könnte man auf das Erlebnis Nietzsches zurückführen, wenn er nicht mit dem Wesen des geistigen Menschen überhaupt und des dichterischen zumal, ja mit dem Wesen aller Menschheit und Menschlichkeit, von der der Dichter ja nur ein auf die Spitze getriebener Ausdruck ist, eng verschwistert wäre. *„L'humanité“*, hat Victor Hugo gesagt, *„s'affirme par l'infirmité“* — ein Wort, das die zarte Verfassung aller höheren Menschlichkeit und Kultur, ihre Kennerschaft auf dem Gebiet der Krankheit mit stolzer Offenheit eingesteht. Der Mensch ist „das kranke Tier“ genannt worden um der belastenden Spannungen und auszeichnenden Schwierigkeiten willen, die seine Stellung zwischen Natur und Geist, zwischen Tier und Engel ihm auferlegt. Was Wunder, daß von der Seite der Krankheit her der Forschung die tiefsten Vorstöße ins Dunkel der menschlichen Natur gelungen

sind, daß sich die Krankheit, nämlich die Neurose, als ein anthropologisches Erkenntnismittel ersten Ranges erwiesen hat?

Der Dichter dürfte der letzte sein, sich darüber zu wundern. Es dürfte ihn eher erstaunen, daß er, bei so starker allgemeiner und persönlicher Disponiertheit, so spät der sympathischen Beziehungen seiner Existenz zur psychoanalytischen Forschung und dem Lebenswerke Freuds gewahr wurde: zu einer Zeit erst, als es sich bei dieser Lehre längst nicht mehr bloß um eine — anerkannte oder umstrittene — Heilmethode handelte, als sie vielmehr dem bloß medizinischen Bezirk längst entwachsen und zu einer Weltbewegung geworden war, von der alle möglichen Gebiete des Geistes und der Wissenschaft sich ergriffen zeigten: Literatur- und Kunstforschung, Religionsgeschichte und Prähistorie, Mythologie, Volkskunde, Pädagogik und was nicht alles, — nämlich dank dem ausbauenden und anwendenden Eifer von Adepten, die um ihren psychiatrisch-medizinischen Kern diese Aura allgemeinerer Wirkungen gelegt hatten. Sogar wäre es zuviel gesagt, daß ich zur Psychoanalyse gekommen wäre: sie kam zu mir. Durch das freundliche Interesse, das sie durch einzelne ihrer Jünger und Vertreter immer wieder, vom „Kleinen Herrn Friedemann" bis zum „Tod in Venedig", zum „Zauberberg" und zum Josephsroman, meiner Arbeit erwies, gab sie mir zu verstehen, daß ich etwas mit ihr zu tun hätte, auf meine Art gewissermaßen „vom Bau" sei, machte mir, wie es ihr denn wohl zukam, die latent vorhandenen, die „vorbewußten" Sympathien bewußt; und die Beschäftigung mit der

analytischen Literatur ließ mich im Denk- und Sprachgewande naturwissenschaftlicher Exaktheit vieles Urvertraute aus meinem früheren geistigen Erleben wiedererkennen.

Erlauben Sie mir, meine Damen und Herren, in diesem autobiographischen Stil ein wenig fortzufahren, und verargen Sie mir nicht, wenn ich, statt von Freud zu reden, scheinbar von mir rede! Über ihn zu sprechen, getraue ich mich kaum. Was sollte ich über ihn der Welt Neues zu sagen hoffen können? Ich spreche zu seinen Ehren, auch und gerade, wenn ich von mir spreche und Ihnen erzähle, wie tief und eigentümlich vorbereitet ich durch entscheidende Bildungseindrücke meiner Jugend auf die von Freud kommenden Erkenntnisse war. Mehr als einmal, in Erinnerungen und Geständnissen, habe ich von dem erschütternden, in merkwürdigster Mischung zugleich berauschenden und erziehlichen Erlebnis berichtet, das die Bekanntschaft mit der Philosophie Arthur Schopenhauers dem Jüngling bedeutete, der ihm in seinem Roman von den Buddenbrooks ein Denkmal gesetzt hat. Der unerschrockene Wahrheitsmut, der die Sittlichkeit der analytischen Tiefenpsychologie ausmacht, war mir in dem Pessimismus einer naturwissenschaftlich bereits stark gewappneten Metaphysik zuerst entgegengetreten. Diese Metaphysik lehrte in dunkler Revolution gegen den Glauben von Jahrtausenden den Primat des Triebes vor Geist und Vernunft, sie erkannte den Willen als Kern und Wesensgrund der Welt, des Menschen so gut wie aller übrigen Schöpfung, und den Intellekt als sekundär und akzidentell, als des Willens Diener und schwache

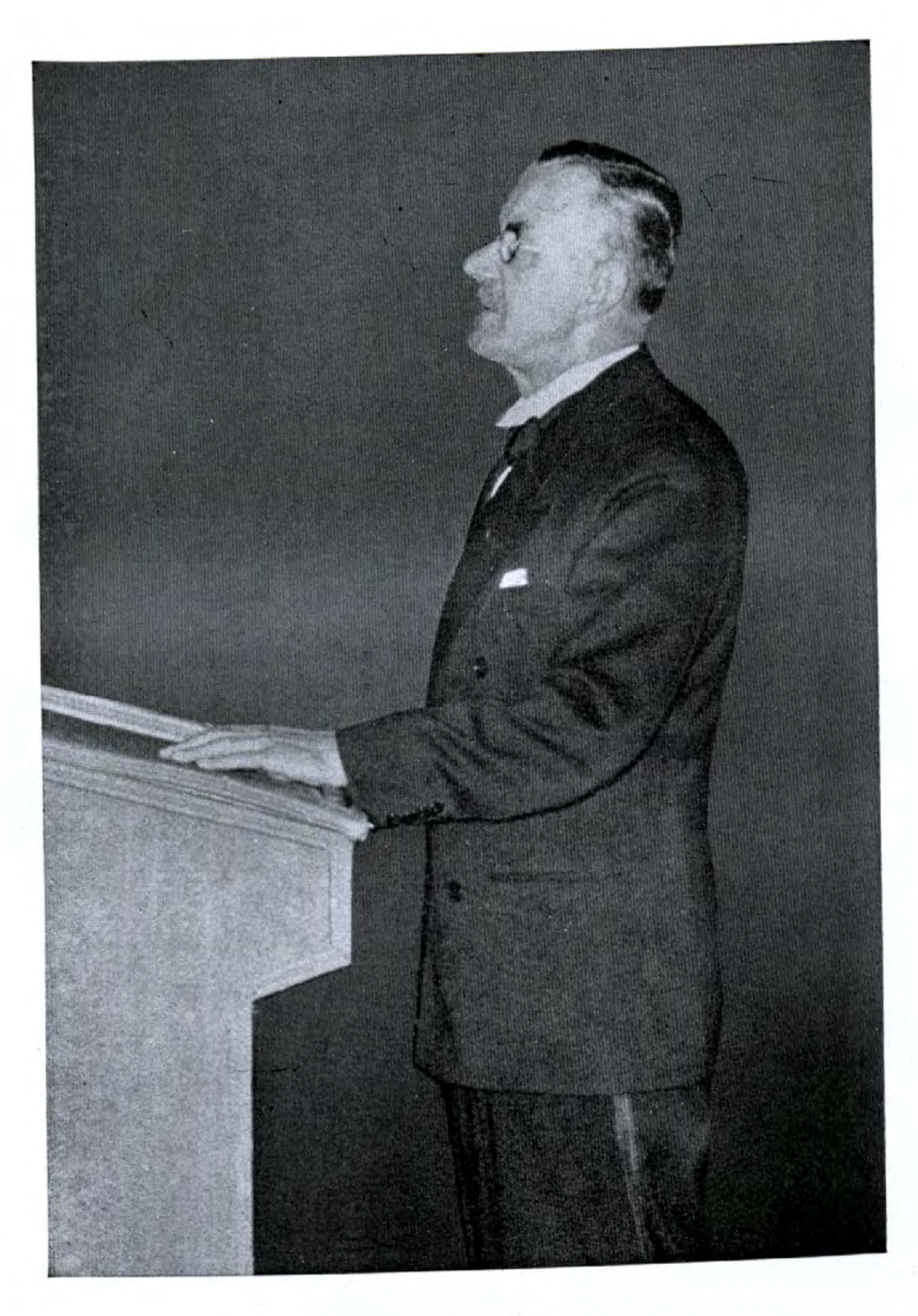
Leuchte. Nicht aus antihumaner Bosheit tat sie das, die das schlechte Motiv geistfeindlicher Lehren von heute ist, sondern aus der strengen Wahrheitsliebe eines Jahrhunderts, das den Idealismus *aus* Idealismus bekämpfte. Es war so wahrhaftig, dieses 19. Jahrhundert, daß es durch Ibsen sogar die Lüge, die „Lebenslüge", als unentbehrlich anerkennen wollte, — und man sieht wohl: es ist ein großer Unterschied, ob man aus schmerzlichem Pessimismus und bitterer Ironie, von Geistes wegen, die Lüge bejaht oder aus Haß auf den Geist und die Wahrheit. Dieser Unterschied ist heute nicht jedermann deutlich.

Der Psycholog des Unbewußten nun, Freud, ist ein echter Sohn des Jahrhunderts der Schopenhauer und Ibsen, aus dessen Mitte er entsprang. Wie nahe verwandt ist seine Revolution nach ihren Inhalten, aber auch nach ihrer moralischen Gesinnung der Schopenhauerschen! Seine Entdeckung der ungeheueren Rolle, die das Unbewußte, das „Es" im Seelenleben des Menschen spielt, besaß und besitzt für die klassische Psychologie, der Bewußtheit und Seelenleben ein und dasselbe ist, die gleiche Anstößigkeit, die Schopenhauers Willenslehre für alle philosophische Vernunft- und Geistgläubigkeit besaß. Wahrhaftig, der frühe Liebhaber der „Welt als Wille und Vorstellung" ist bei sich zu Hause in der bewunderungswürdigen Abhandlung, die zu Freuds Neuen Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse gehört und „Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit" heißt. Da ist das Seelenreich des Unbewußten, das „Es" mit Worten beschrieben, die ebenso gut, so vehement und zugleich mit demselben Akzent intellektuellen

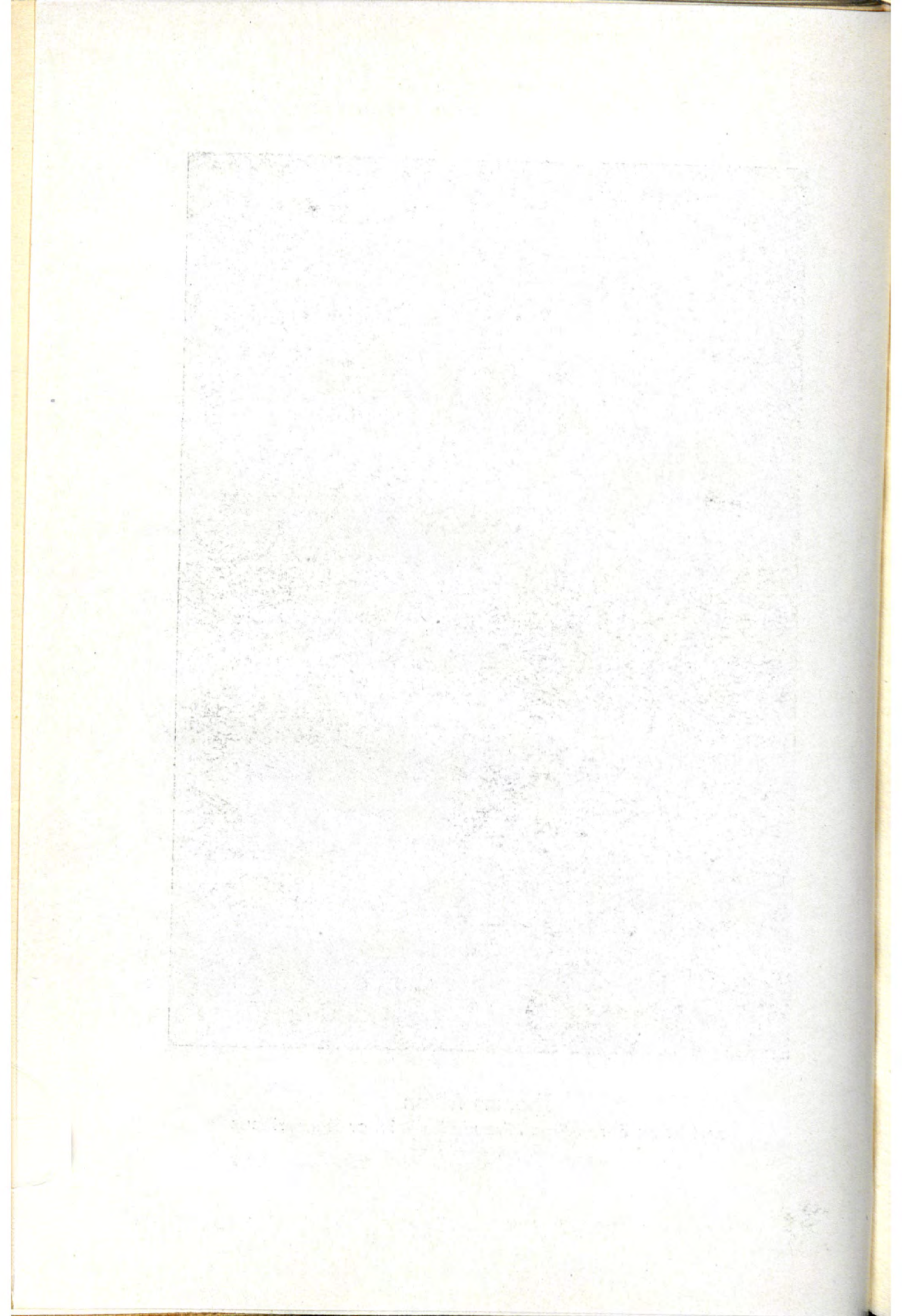
und ärztlich kühlen Interesses Schopenhauer für sein finsteres Willensreich hätte gebrauchen können. Das Gebiet des Es, sagt er, „ist der dunkle, unzugängliche Teil unserer Persönlichkeit; das wenige, was wir von ihm wissen, haben wir durch das Studium der Traumarbeit und der neurotischen Symptombildung erfahren". Er schildert es als ein Chaos, einen Kessel brodelnder Erregungen. Das „Es", meint er, sei sozusagen am Ende gegen das Somatische offen und nehme da die Triebbedürfnisse in sich auf, die in ihm ihren psychischen Ausdruck finden — unbekannt, in welchem Substrat. Von den Trieben her erfülle es sich mit Energie; aber es habe keine Organisation, bringe keinen Gesamtwillen auf, nur das Bestreben, den Triebbedürfnissen unter Einhaltung des Lustprinzips Befriedigung zu schaffen. Da gelten keine logischen Denkgesetze, vor allem nicht der Satz des Widerspruchs. „Gegensätzliche Regungen bestehen nebeneinander, ohne einander aufzuheben oder sich von einander abzuziehen, höchstens, daß sie unter dem herrschenden ökonomischen Zwang zur Abfuhr der Energie zu Kompromißbildungen zusammentreten ..." Sie sehen, meine Damen und Herren, das sind Zustände, die nach unserer zeitgeschichtlichen Erfahrung sehr wohl auf das Ich selbst, ein ganzes Massen-Ich, übergreifen können, nämlich dank einer moralischen Erkrankung, die durch die Anbetung des Unbewußten, die Verherrlichung seiner allein lebenfördernden „Dynamik", die systematische Verherrlichung des Primitiven und Irrationellen erzeugt wird. — Denn das Unbewußte, das Es, ist primitiv und irrational, es ist rein dynamisch. Wertungen kennt es nicht, kein

Gut und Böse, keine Moral. Es kennt sogar nicht die Zeit, keinen zeitlichen Ablauf, keine Veränderung des seelischen Vorgangs durch ihn. „Wunschregungen", sagt Freud, „die das Es nie überschritten haben, aber auch Eindrücke, die durch Verdrängung ins Es versenkt worden sind, sind virtuell unsterblich, verhalten sich nach Dezennien, als ob sie neu vorgefallen wären. Als Vergangenheit erkannt, entwertet und ihrer Energiebesetzung beraubt können sie erst werden, wenn sie durch die analytische Arbeit bewußt geworden sind." Und darauf, fügt er hinzu, beruhe vornehmlich die Heilwirkung der analytischen Behandlung. — Wir verstehen danach, wie antipathisch die analytische Tiefenpsychologie einem Ich sein muß, das, berauscht von einer Religiosität des Unbewußten, selbst in den Zustand unterweltlicher Dynamik geraten ist. Es ist nur allzu klar, daß und warum ein solches Ich von Analyse nichts wissen will und der Name Freud vor ihm nicht genannt werden darf.

Was nun das Ich selbst und überhaupt betrifft, so steht es fast rührend, recht eigentlich besorgniserregend damit. Es ist ein kleiner, vorgeschobener, erleuchteter und wachsamer Teil des „Es" — ungefähr wie Europa eine kleine, aufgeweckte Provinz des weiten Asien ist. Das Ich ist „jener Teil des Es, der durch die Nähe und den Einfluß der Außenwelt modifiziert wurde, zu Reizaufnahme und Reizschutz eingerichtet, vergleichbar der Rindenschicht, mit der sich ein Klümpchen lebender Substanz umgibt". — Ein anschauliches biologisches Bild. Freud schreibt überhaupt eine höchst anschauliche Prosa, er ist ein Künstler des Gedankens wie



Thomas Mann
spricht zu Ehren Sigm. Freuds im Wiener Konzerthaus
am 8. Mai 1936



Schopenhauer und wie er ein europäischer Schriftsteller. — Die Beziehung zur Außenwelt ist nach ihm für das Ich entscheidend geworden, es hat die Aufgabe, sie beim Es zu vertreten — zu dessen Heil! Denn ohne Rücksicht auf diese übergewaltige Außenmacht würde das Es in seinem blinden Streben nach Triebbefriedigung der Vernichtung nicht entgehen. Das Ich beobachtet die Außenwelt, es erinnert sich, es versucht redlich, das objektiv Wirkliche von dem zu unterscheiden, was Zutat aus inneren Erregungsquellen ist. Es beherrscht im Auftrage des Es die Hebel der Motilität, der Aktion, hat aber zwischen Bedürfnis und Handlung den Aufschub der Denkarbeit eingeschaltet, während dessen es die Erfahrung zu Rate zieht, und besitzt eine gewisse regulative Überlegenheit gegenüber dem im Unbewußten schrankenlos herrschenden Lustprinzip, das es durch das Realitätsprinzip korrigiert. Aber wie schwach ist es bei alldem! Eingeengt zwischen Unbewußtem, Außenwelt und dem was Freud das „Über-Ich" nennt, dem Gewissen, führt es ein ziemlich nervöses und geängstigtes Dasein. Mit seiner Eigen-Dynamik steht es nur matt. Seine Energien entlehnt es dem Es und muß im ganzen dessen Absichten durchführen. Es möchte sich wohl als den Reiter betrachten und das Unbewußte als das Pferd. Aber so manches Mal wird es vom Unbewußten geritten, und wir wollen nur lieber hinzufügen, was Freud aus rationaler Moralität hinzuzufügen unterläßt, daß es auf diese etwas illegitime Weise unter Umständen am weitesten kommt.

Freuds Beschreibung aber des Es und Ich — ist sie nicht aufs Haar die Beschreibung von Schopenhauers

„Wille" und „Intellekt", — eine Übersetzung seiner Metaphysik ins Psychologische? Und wer nun ohnedies schon, nachdem er von Schopenhauer die metaphysischen Weihen empfangen, bei Nietzsche die schmerzlichen Reize der Psychologie gekostet hatte, wie hätten den nicht Gefühle der Vertrautheit und des Wiedererkennens erfüllen sollen, als er sich, von Ansässigen ermutigt, erstmals umsah im psychoanalytischen Reich?

Er machte auch die Erfahrung, daß die Bekanntschaft damit aufs stärkste und eigentümlichste zurückwirkt auf jene früheren Eindrücke, wenn man sie nach solcher Umschau erneuert. Wie anders, nachdem man bei Freud geweilt, wie anders liest man im Licht seiner Erkundungen eine Betrachtung wieder wie Schopenhauers großen Aufsatz „Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen"! Und hier, meine Damen und Herren, bin ich im Begriff, auf den innigsten und geheimsten Berührungspunkt zwischen Freuds naturwissenschaftlicher und Schopenhauers philosophischer Welt hinzuweisen — der genannte Essay, ein Wunder an Tiefsinn und Scharfsinn, bildet diesen Berührungspunkt. Der geheimnisvolle Gedanke, den Schopenhauer darin entwickelte, ist, kurz gesagt, der, daß genau wie im Traume unser eigener Wille, ohne es zu ahnen, als unerbittlich-objektives Schicksal auftritt, alles darin aus uns selber kommt und jeder der heimliche Theaterdirektor seiner Träume ist, — so auch in der Wirklichkeit, diesem großen Traum, den ein einziges Wesen, der Wille selbst, mit uns allen träumt, unsere Schicksale das Produkt unseres Innersten, unseres Willens sein möchten und wir also das, was uns

zu geschehen scheint, eigentlich selbst veranstalteten. — Ich fasse sehr dürftig zusammen, meine Herrschaften, in Wahrheit sind das Ausführungen von stärkster Suggestivkraft und mächtiger Schwingenbreite. Nicht nur aber, daß die Traumpsychologie, die Schopenhauer zu Hilfe nimmt, ausgesprochen analytischen Charakter trägt — sogar das sexuelle Argument und Paradigma fehlt nicht —; so ist der ganze Gedankenkomplex in dem Grade eine Vordeutung auf tiefenpsychologische Konzeptionen, in dem Grade eine philosophische Vorwegnahme davon, daß man erstaunt! Denn um zu wiederholen, was ich anfangs sagte: in dem Geheimnis der Einheit von Ich und Welt, Sein und Geschehen, in der Durchschauung des scheinbar Objektiven und Akzidentellen als Veranstaltung der Seele glaube ich den innersten Kern der analytischen Lehre zu erkennen.

Es kommt mir da ein Satz in den Sinn, den ein kluger, aber etwas undankbarer Sprößling dieser Lehre, C. G. Jung, in seiner bedeutenden Einleitung zum Tibetanischen Totenbuch formuliert. „Es ist so viel unmittelbarer, auffallender, eindrücklicher und darum überzeugender", sagt er, „zu sehen, wie es mir zustößt, als zu beobachten, wie ich es mache." — Ein kecker, ja toller Satz, der recht deutlich zeigt, mit welcher Gelassenheit heute in einer bestimmten psychologischen Schule Dinge angeschaut werden, die noch Schopenhauer als ungeheuere Zumutung und „exorbitantes" Gedankenwagnis empfand. Wäre dieser Satz, der das „Zustoßen" als ein „Machen" entlarvt, ohne Freud denkbar? Nie und nimmer! Er schuldet ihm alles. Beladen mit Voraussetzungen, ist er nicht zu verstehen

und hätte gar nicht hingesetzt werden können ohne all das, was die Analyse über Versprechen und Verschreiben, das ganze Gebiet der Fehlleistungen, die Flucht in die Krankheit, den Selbstbestrafungstrieb, die Psychologie der Unglücksfälle, kurz über die Magie des Unbewußten ausgemacht und zutage gefördert hat. Ebensowenig aber wäre jener gedrängte Satz, einschließlich seiner psychologischen Voraussetzungen, möglich geworden ohne Schopenhauer und seine noch unexakte, aber traumkühne und wegbereitende Spekulation. — Vielleicht ist dies der Augenblick, meine Damen und Herren, festlicherweise ein wenig gegen Freud zu polemisieren. Er achtet nämlich die Philosophie nicht sonderlich hoch. Der Exaktheitssinn des Naturwissenschaftlers gestattet ihm kaum, eine Wissenschaft in ihr zu sehen. Er macht ihr zum Vorwurf, daß sie ein lückenlos zusammenhängendes Weltbild liefern zu können sich einrede, den Erkenntniswert logischer Operationen überschätze, wohl gar an die Intuition als Wissensquelle glaube und geradezu animistischen Neigungen fröne, indem sie an Wortzauber und an die Beeinflussung der Wirklichkeit durch das Denken glaube. Aber wäre dies wirklich eine Selbstüberschätzung der Philosophie? Ist je die Welt durch etwas anderes geändert worden als durch den Gedanken und seinen magischen Träger, das Wort? Ich glaube, daß tatsächlich die Philosophie den Naturwissenschaften vor- und übergeordnet ist und daß alle Methodik und Exaktheit im Dienst ihres geistesgeschichtlichen Willens steht. Zuletzt handelt es sich immer um das *Quod erat demonstrandum.* Die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft ist ein morali-

sches Faktum oder sollte es sein. Geistig gesehen, ist sie wahrscheinlich das, was Freud eine Illusion nennt. Die Sache auf die Spitze zu stellen, könnte man sagen, die Wissenschaft habe nie eine Entdeckung gemacht, zu der sie nicht von der Philosophie autorisiert und angewiesen gewesen wäre.

Dies nebenbei. Lassen Sie uns zweckmäßig noch einen Augenblick bei dem Gedanken Jungs verweilen, der mit Vorliebe — und so auch in jener Vorrede — analytische Ergebnisse zur Herstellung einer Verständigungsbrücke zwischen abendländischem Denken und östlicher Esoterik benutzt. Niemand hat so scharf wie er die Schopenhauer-Freudsche Erkenntnis formuliert, daß „der Geber aller Gegebenheiten in uns selber wohnt — eine Wahrheit, die trotz aller Evidenz in den größten sowohl wie in den kleinsten Dingen nie gewußt wird, wo es doch nur zu oft so nötig, ja unerläßlich wäre, es zu wissen". Eine große und opferreiche Umkehr, meinte er, sei wohl nötig, um zu sehen, wie die Welt aus dem Wesen der Seele „gegeben" wird; denn das animalische Wesen des Menschen sträube sich dagegen, sich als den Macher seiner Gegebenheiten zu empfinden. Es ist wahr, daß sich der Osten in der Überwindung des Animalischen von jeher stärker erwiesen hat als das Abendland, und wir brauchen uns daher nicht zu wundern, wenn wir hören, daß seiner Weisheit zufolge auch die Götter zu den „Gegebenheiten" gehören, die der Seele entstammen und mit ihr eins sind — Schein und Licht der Menschenseele. Dies Wissen, das man nach dem Totenbuch dem Verstorbenen mit auf den Weg gibt, ist für den

abendländischen Geist ein Paradoxon, das seiner Logik widerstreitet; denn diese unterscheidet zwischen Subjekt und Objekt und sträubt sich, dieses in jenes hineinzuverlegen oder aus ihm hervorgehen zu lassen. Zwar kannte die europäische Mystik solche Anwandlungen, und Angelus Silesius hat gesagt:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben;
Werd' ich zunicht, er muß vor Not den Geist aufgeben."

Im ganzen aber wäre eine psychologische Auffassung Gottes, die Idee einer Gottheit, die nicht reine Gegebenheit, absolute Realität, sondern mit der Seele eins und an sie gebunden wäre, abendländischer Religiosität unerträglich, — sie würde Gott dabei einbüßen. Und doch heißt Religiosität gerade Gebundenheit, und in der Genesis ist von einem „Bunde" zwischen Gott und Mensch die Rede, dessen Psychologie ich in dem mythischen Roman „Joseph und seine Brüder" zu geben versucht habe. Ja, lassen Sie mich hier auf dieses mein eigen Werk zu sprechen kommen — vielleicht hat es ein Recht, genannt zu werden in einer Stunde festlicher Begegnung zwischen dichtender Literatur und der psychoanalytischen Sphäre. Merkwürdig genug — und vielleicht nicht nur für mich —, daß darin eben jene psychologische Theologie herrschend ist, die der Gelehrte der östlichen Eingeweihtheit zuschreibt: Dieser Abram ist gewissermaßen Gottes Vater. Er hat ihn erschaut und hervorgedacht; die mächtigen Eigenschaften, die er ihm zuschreibt, sind wohl Gottes ursprüngliches Eigentum, Abram ist nicht ihr Erzeuger, aber in gewissem Sinn ist er es dennoch, da er sie erkennt und denkend verwirk-

licht. Gottes gewaltige Eigenschaften — und damit Gott selbst — sind zwar etwas sachlich Gegebenes außer Abram, *zugleich* aber sind sie auch in ihm und von ihm; die Macht seiner eigenen Seele ist in gewissen Augenblicken kaum von ihnen zu unterscheiden, verschränkt sich und verschmilzt erkennend in eins mit ihnen, und das ist der Ursprung des Bundes, den der Herr dann mit Abram schließt und der nur die ausdrückliche Bestätigung einer inneren Tatsache ist. Er wird als im beiderseitigen Interesse geschlossen charakterisiert, dieser Bund, zum Endzwecke beiderseitiger Heiligung. Menschliche und göttliche Bedürftigkeit verschränken sich derart darin, daß kaum zu sagen ist, von welcher Seite, der göttlichen oder der menschlichen, die erste Anregung zu solchem Zusammenwirken ausgegangen sei. Auf jeden Fall aber spricht sich in seiner Errichtung aus, daß Gottes Heiligwerden und das des Menschen einen Doppelprozeß darstellen und auf das innigste aneinander „gebunden" sind. Wozu, lautet die Frage, wohl sonst ein Bund?

Die Seele als Geberin des Gegebenen — ich weiß wohl, meine Damen und Herren, daß dieser Gedanke im Roman auf eine ironische Stufe getreten ist, die er weder als östliche Weisheit noch als analytische Einsicht kennt. Aber die unwillkürliche und erst nachträglich entdeckte Übereinstimmung hat etwas Erregendes. Muß ich sie Beeinflussung nennen? Sie ist eher Sympathie, — eine gewisse geistige Nähe, die der Psychoanalyse, wie billig, früher bewußt war, als mir, und aus der eben jene literarischen Aufmerksamkeiten hervorgingen, die ich ihr von früh an zu danken hatte. Die

letzte davon war die Übersendung eines Sonderdrucks aus der Zeitschrift „Imago“, die Arbeit eines Wiener Gelehrten aus der Schule Freuds, betitelt „Zur Psychologie älterer Biographik“, — eine recht trockene Überschrift, in der sich die Merkwürdigkeiten kaum ankündigen, denen sie als Etikett dient. Der Verfasser zeigt da, wie die ältere, naive, von der Legende und vom Volkstümlichen her gespeiste und bestimmte Lebensbeschreibung, namentlich die Künstlerbiographie, feststehende, schematisch-typische Züge und Vorgänge, biographisches Formelgut sozusagen konventioneller Art in die Geschichte ihres Helden aufnimmt, gleichsam um sie sich dadurch legitimieren, sich als echt, als richtig ausweisen zu lassen — als richtig im Sinne des „Wie es immer war“ und „Wie es geschrieben steht“. Denn dem Menschen ist am Wiedererkennen gelegen; er möchte das Alte im Neuen wiederfinden und das Typische im Individuellen. Darauf beruht alle Traulichkeit des Lebens, welches als vollkommen neu, einmalig und individuell sich darstellend, ohne daß es die Möglichkeit böte, Altvertrautes darin wiederzufinden, nur erschrecken und verwirren könnte. — Die Frage jener Schrift geht nun aber dahin, ob sich denn die Grenze zwischen dem, was Formelgut legendärer Biographik, und dem, was Lebenseigentum des Künstlers ist, zwischen dem Typischen und dem Individuellen also, scharf und unzweideutig ziehen lasse, — eine Frage, verneint wie gestellt. Das Leben ist tatsächlich eine Mischung von formelhaften und individuellen Elementen, ein Ineinander, bei dem das Individuelle gleichsam nur über das Formelhaft-Unpersönliche hinausragt. Vieles Außer-

persönliche, viel unbewußte Identifikation, viel Konventionell-Schematisches ist bestimmend für das Erleben — nicht nur des Künstlers, sondern des Menschen überhaupt. „Viele von uns", sagt der Verfasser, „‚leben' auch heute einen biographischen Typus, das Schicksal eines Standes, einer Klasse, eines Berufes... Die Freiheit in der Lebensgestaltung des Menschen ist offenbar enge mit jener Bindung zu verknüpfen, die wir als ‚gelebte Vita' bezeichnen." — Und pünktlich, zu meiner Freude nur, kaum auch zu meiner Überraschung, beginnt er, auf den Josephsroman zu exemplifizieren, dessen Grundmotiv geradezu diese Idee der „gelebten Vita" sei, das Leben als Nachfolge, als ein In-Spuren-Gehen, als Identifikation, wie besonders Josephs Lehrer Eliezer sie in humoristischer Feierlichkeit praktiziert: Denn durch Zeitaufhebung rücken in ihm sämtliche Eliezers der Vergangenheit zum gegenwärtigen Ich zusammen, so daß er von Eliezer, Abrahams ältestem Knecht, obgleich er *realiter* dieser bei weitem nicht ist, in der ersten Person spricht.

Ich muß zugeben: Die Gedankenverbindung ist außerordentlich legitim. Der Aufsatz bezeichnet haargenau den Punkt, wo das psychologische Interesse ins mythische Interesse übergeht. Er macht deutlich, daß das Typische auch schon das Mythische ist und daß man für „gelebte Vita" auch „gelebter Mythos" sagen kann. Der gelebte Mythos aber ist die epische Idee meines Romans, und ich sehe wohl, daß, seit ich als Erzähler den Schritt vom Bürgerlich-Individuellen zum Mythisch-Typischen getan habe, mein heimliches Verhältnis zur analytischen Sphäre sozusagen in sein akutes Stadium

getreten ist. Das mythische Interesse ist der Psychoanalyse genau so eingeboren, wie allem Dichtertum das psychologische Interesse eingeboren ist. Ihr Zurückdringen in die Kindheit der Einzelseele ist zugleich auch schon das Zurückdringen in die Kindheit des Menschen, ins Primitive und in die Mythik. Freud selbst hat bekannt, daß alle Naturwissenschaft, Medizin und Psychotherapie für ihn ein lebenslanger Um- und Rückweg gewesen sei zu der primären Leidenschaft seiner Jugend fürs Menschheitsgeschichtliche, für die Ursprünge von Religion und Sittlichkeit, — diesem Interesse, das auf der Höhe seines Lebens in „Totem und Tabu" zu einem so großartigen Ausbruch kommt. In der Wortverbindung „Tiefenpsychologie" hat „Tiefe" auch zeitlichen Sinn: Die Urgründe der Menschenseele sind zugleich auch Urzeit, jene Brunnentiefe der Zeiten, wo der Mythos zu Hause ist und die Urnormen, Urformen des Lebens gründet. Denn Mythos ist Lebensgründung; er ist das zeitlose Schema, die fromme Formel, in die das Leben eingeht, indem es aus dem Unbewußten seine Züge reproduziert. Kein Zweifel, die Gewinnung der mythisch-typischen Anschauungsweise macht Epoche im Leben des Erzählers, sie bedeutet eine eigentümliche Erhöhung seiner künstlerischen Stimmung, eine neue Heiterkeit des Erkennens und Gestaltens, welche späten Lebensjahren vorbehalten zu sein pflegt; denn im Leben der Menschheit stellt das Mythische zwar eine frühe und primitive Stufe dar, im Leben des einzelnen aber eine späte und reife. Was damit gewonnen wird, ist der Blick für die höhere Wahrheit, die sich im Wirklichen darstellt, das lächelnde Wissen vom

Ewigen, Immerseienden, Gültigen, vom Schema, in dem und nach dem das vermeintlich ganz Individuelle lebt, nicht ahnend in dem naiven Dünkel seiner Erst- und Einmaligkeit, wie sehr sein Leben Formel und Wiederholung, ein Wandeln in tief ausgetretenen Spuren ist. Der Charakter ist eine mythische Rolle, die in der Einfalt illusionärer Einmaligkeit und Originalität gespielt wird, gleichsam nach eigenster Erfindung und auf eigenste Hand, dabei aber mit einer Würde und Sicherheit, die dem gerade obenauf gekommenen und im Lichte agierenden Spieler nicht seine vermeintliche Erst- und Einmaligkeit verleiht, sondern die er im Gegenteil aus dem tieferen Bewußtsein schöpft, etwas Gegründet-Rechtmäßiges wieder vorzustellen und sich, ob nun gut oder böse, edel oder widerwärtig, jedenfalls in seiner Art musterhaft zu benehmen. Tatsächlich wüßte er sich, wenn seine Realität im Einmalig-Gegenwärtigen läge, überhaupt nicht zu benehmen, wäre haltlos, ratlos, verlegen und verwirrt im Verhältnis zu sich selbst, wüßte nicht, mit welchem Fuße antreten und was für ein Gesicht machen. Seine Würde und Spielsicherheit aber liegt unbewußt gerade darin, daß etwas Zeitloses mit ihm wieder am Lichte ist und Gegenwart wird; sie ist mythische Würde, welche auch dem elenden und nichtswürdigen Charakter noch zukommt, ist natürliche Würde, weil sie dem Unbewußten entstammt.

Dies ist der Blick, den der mythisch orientierte Erzähler auf die Erscheinungen richtet, und Sie sehen wohl: es ist ein ironisch überlegener Blick; denn die mythische Erkenntnis hat hier ihren Ort nur im An-

schauenden, nicht auch im Angeschauten. Wie aber nun, wenn der mythische Aspekt sich subjektivierte, ins agierende Ich selber einginge und darin wach wäre, so daß es mit freudigem oder düsterem Stolze sich seiner „Wiederkehr", seiner Typik bewußt wäre, seine Rolle auf Erden zelebrierte und seine Würde ausschließlich in dem Wissen fände, das Gegründete im Fleisch wieder vorzustellen, es wieder zu verkörpern? Erst das, kann man sagen, wäre „gelebter Mythos"; und man glaube nicht, daß es etwas Neues und Unerprobtes ist: das Leben im Mythos, das Leben als weihevolle Wiederholung ist eine historische Lebensform, die Antike hat so gelebt. Ein Beispiel ist die Gestalt der ägyptischen Kleopatra, die ganz und gar eine Ischtar-Astarte-Gestalt, Aphrodite in Person ist, — wie denn Bachofen in seiner Charakteristik des bacchischen Kultes, der dionysischen Kultur in der Königin das vollendete Bild einer dionysischen Stimula sieht, die, nach Plutarch, weit mehr noch durch erotische Geisteskultur als durch körperliche Reize das zu Aphrodites irdischer Verkörperung entwickelte Weib repräsentiert habe. Dieses ihr Aphroditentum, ihre Rolle als Hathor-Isis ist aber nicht nur etwas Kritisch-Objektives, das erst von Plutarch und Bachofen über sie ausgesprochen worden wäre, sondern es war der Inhalt ihrer subjektiven Existenz, sie lebte in dieser Rolle. Ihre Todesart deutet darauf hin: Sie soll sich ja getötet haben, indem sie sich eine Giftnatter an den Busen legte. Die Schlange aber war das Tier der Ischtar, der ägyptischen Isis, die auch wohl in einem schuppigen Schlangenkleid dargestellt wird, und man kennt eine Statuette der

Ischtar, wie sie eine Schlange am Busen hält. War also Kleopatras Todesart diejenige der Legende, so wäre sie eine Demonstration ihres mythischen Ichgefühls gewesen. Trug sie nicht auch den Kopfputz der Isis, die Geierhaube, und schmückte sie sich nicht mit den Insignien der Hathor, den Kuhhörnern mit der Sonnenscheibe dazwischen? Es war eine bedeutende Anspielung, daß sie ihre Antonius-Kinder Helios und Selene nannte. Kein Zweifel, sie war eine bedeutende Frau — im antiken Sinn „bedeutend" —, die wußte, wer sie war und in welchen Fußstapfen sie ging!

Das antike Ich und sein Bewußtsein von sich war ein anderes als das unsere, weniger ausschließlich, weniger scharf umgrenzt. Es stand gleichsam nach hinten offen und nahm vom Gewesenen vieles mit auf, was es gegenwärtig wiederholte, und was mit ihm „wieder da" war. Der spanische Kulturphilosoph Ortega y Gasset drückt das so aus, daß der antike Mensch, ehe er etwas tue, einen Schritt zurücktrete, gleich dem Torero, der zum Todesstoß aushole. Er suche in der Vergangenheit ein Vorbild, in das er wie in eine Taucherglocke schlüpfe, um sich so, zugleich geschützt und entstellt, in das gegenwärtige Problem hineinzustürzen. Darum sei sein Leben in gewisser Weise ein Beleben, ein archaisierendes Verhalten. — Aber eben dies Leben als Beleben, Wiederbeleben ist das Leben im Mythos. Alexander ging in den Spuren des Miltiades, und von Caesar waren seine antiken Biographen mit Recht oder Unrecht überzeugt, er wolle den Alexander nachahmen. Dies „Nachahmen" aber ist weit mehr, als heut in dem Worte liegt; es ist die

mythische Identifikation, die der Antike besonders vertraut war, aber weit in die neue Zeit hineinspielt und seelisch jederzeit möglich bleibt. Das antike Gepräge der Gestalt Napoleons ist oft betont worden. Er bedauerte, daß die moderne Bewußtseinslage ihm nicht gestatte, sich für den Sohn Jupiter-Amons auszugeben, wie Alexander. Aber daß er sich, zur Zeit seines orientalischen Unternehmens, wenigstens mit Alexander mythisch verwechselt hat, braucht man nicht zu bezweifeln, und später, als er sich fürs Abendland entschieden hatte, erklärte er: „Ich bin Karl der Große." Wohl gemerkt — nicht etwa: „Ich erinnere an ihn"; nicht: „Meine Stellung ist der seinen ähnlich". Auch nicht: „Ich bin wie er"; sondern einfach: „I c h b i n's". Das ist die Formel des Mythos.

Das Leben, jedenfalls das bedeutende Leben, war also in antiken Zeiten die Wiederherstellung des Mythos in Fleisch und Blut; es bezog und berief sich auf ihn; durch ihn erst, durch die Bezugnahme aufs Vergangene wies es sich als echtes und bedeutendes Leben aus. Der Mythos ist die Legitimation des Lebens; erst durch ihn und in ihm findet es sein Selbstbewußtsein, seine Rechtfertigung und Weihe. Bis in den Tod führte Kleopatra ihre aphroditische Charakterrolle weihevoll durch, — und kann man bedeutender, kann man würdiger leben und sterben, als indem man den Mythos zelebriert? Denken Sie doch auch an Jesus und an sein Leben, das ein Leben war, „damit erfüllet werde, was geschrieben steht". Es ist nicht leicht, bei dem Erfüllungscharakter von Jesu Leben zwischen den Stilisierungen der Evangelisten und seinem Eigenbe-

wußtsein zu unterscheiden; aber sein Kreuzeswort um die neunte Stunde, dies „Eli, Eli, lama asabthani?" war ja, gegen den Anschein, durchaus kein Ausbruch der Verzweiflung und Enttäuschung, sondern im Gegenteil ein solcher höchsten messianischen Selbstgefühls. Denn dieses Wort ist nicht „originell", kein spontaner Schrei. Es bildet den Anfang des 22. Psalms, der vom Anfang bis zum Ende Verkündigung des Messias ist. Jesus zitierte, und das Zitat bedeutete: „Ja, ich bin's!" So zitierte auch Kleopatra, wenn sie, um zu sterben, die Schlange an ihren Busen nahm, und wieder bedeutete das Zitat: „Ich bin's!" —

Sehen Sie mir, meine Damen und Herren, das Wort „zelebrieren" nach, das ich in diesem Zusammenhang brauchte. Es ist entschuldbar und selbst geboten. Das zitathafte Leben, das Leben im Mythos, ist eine Art von Zelebration; insofern es Vergegenwärtigung ist, wird es zur feierlichen Handlung, zum Vollzuge eines Vorgeschriebenen durch einen Zelebranten, zum Begängnis, zum Feste. Ist nicht der Sinn des Festes Wiederkehr als Vergegenwärtigung? Jede Weihnacht wieder wird das welterrettende Wiegenkind zur Erde geboren, das bestimmt ist, zu leiden, zu sterben und aufzufahren: Das Fest ist die Aufhebung der Zeit, ein Vorgang, eine feierliche Handlung, die sich abspielt nach geprägtem Urbild; was darin geschieht, geschieht nicht zum ersten Male, sondern zeremoniellerweise und nach dem Muster; es gewinnt Gegenwart und kehrt wieder, wie eben Feste wiederkehren in der Zeit und wie ihre Phasen und Stunden einander folgen in der Zeit nach dem Urgeschehen. Im Altertum war jedes Fest wesentlich eine

theatralische Angelegenheit, ein Maskenspiel, die von Priestern vollzogene szenische Darstellung von Göttergeschichten, zum Beispiel der Lebens- und Leidensgeschichte des Osiris. Das christliche Mittelalter hatte dafür das Mysterienspiel mit Himmel, Erde und greulichem Höllenrachen, wie es noch in Goethes „Faust“ wiederkehrt; es hatte die Fastnachtfarce, den populären Mimus. Es gibt eine mythische Kunstoptik auf das Leben, unter der dieses als farcenhaftes Spiel, als theatralischer Vollzug von etwas festlich Vorgeschriebenem, als Kasperliade erscheint, worin mythische Charaktermarionetten eine oft dagewesene, feststehende und spaßhaft wieder Gegenwart werdende „Handlung“ abhaspeln und vollziehen. Und es fehlt nur, daß diese Optik in die Subjektivität der handelnden Personagen selbst eingeht, in ihnen selbst als Spielbewußtsein, festlich-mythisches Bewußtsein vorgestellt wird, damit eine Epik gezeitigt werde, wie sie sich in den „Geschichten Jaakobs“ wunderlich genug ergibt, besonders in dem Kapitel „Der große Jokus“, worin zwischen Personen, die alle wohl wissen, was sie sind und in welchen Spuren sie gehen, zwischen Isaak, Esau und Jaakob, die bitter-komische Geschichte, wie Esau, der Rote, der genasführte Teufel, geprellt wird um seines Vaters Segen zum Gaudium des Hofvolks als mythische Festfarce jokos und tragisch sich abspielt. — Und ist nicht vor allem der Held dieses Romans ein solcher Zelebrant des Lebens: Joseph selbst, der mit einer anmutigen Art von religiöser Hochstapelei den Tammuz-Osiris-Mythos in seiner Person vergegenwärtigt, sich das Leben des Zerrissenen, Begrabenen und Auferstehenden gesche-

hen läßt" und sein festliches Spiel treibt mit dem, was gemeinhin nur aus der Tiefe heimlich das Leben bestimmt und formt: dem Unbewußten? Das Geheimnis des Metaphysikers und des Psychologen, daß die Geberin alles Gegebenen die Seele ist, — dies Geheimnis wird leicht, spielhaft, künstlerisch, heiter, ja spiegelfechterisch und eulenspiegelhaft in Joseph; es offenbart in ihm seine infantile Natur... Und dieses Wort läßt uns zu unserer Beruhigung gewahr werden, wie wenig wir uns bei scheinbar so großen Ausbeugungen von unserem Gegenstande, dem Gegenstande unserer festlichen Huldigung entfernt — wie wenig wir aufgehört haben, zu seinen Ehren zu reden.

Infantilismus, auf deutsch: rückständige Kinderei — welch eine Rolle spielt dies echt psychoanalytische Element im Leben von uns allen, einen wie starken Anteil hat es an der Lebensgestaltung der Menschen, und zwar gerade und vornehmlich in der Form der mythischen Identifikation, des Nachlebens, des In-Spuren-Gehens! Die Vaterbindung, Vaternachahmung, das Vaterspiel und seine Übertragungen auf Vaterersatzbilder höherer und geistiger Art — wie bestimmend, wie prägend und bildend wirken diese Infantilismen auf das individuelle Leben ein! Ich sage: „bildend"; denn die lustigste, freudigste Bestimmung dessen, was man Bildung nennt, ist mir allen Ernstes diese Formung und Prägung durch das Bewunderte und Geliebte, durch die kindliche Identifikation mit einem aus innerster Sympathie gewählten Vaterbilde. Der Künstler zumal, dieser eigentlich verspielte und leidenschaftlich kindische Mensch, weiß ein Lied zu singen von den geheimen

und doch auch offenen Einflüssen solcher infantilen Nachahmung auf seine Biographie, seine produktive Lebensführung, welche oft nichts anderes ist als die Neubelebung der Heroenvita unter sehr anderen zeitlichen und persönlichen Bedingungen und mit sehr anderen, sagen wir: kindlichen Mitteln. So kann die *imitatio* Goethes mit ihren Erinnerungen an die Werther-, die Meister-Stufe und an die Altersphase von Faust und Diwan noch heute aus dem Unbewußten ein Schriftstellerleben führen und mythisch bestimmen, — ich sage: aus dem Unbewußten, obgleich im Künstler das Unbewußte jeden Augenblick ins lächelnd Bewußte und kindlich-tief Aufmerksame hinüberspielt.

Der Joseph des Romans ist ein Künstler insofern er spielt, nämlich mit seiner *imitatio* Gottes auf dem Unbewußten spielt, — und ich weiß nicht, welches Gefühl von Zukunftsahnung, Zukunftsfreude mich ergreift, wenn ich dieser Erheiterung des Unbewußten zum Spiel, dieser seiner Fruchtbarmachung für eine feierliche Lebensproduktion, dieser erzählerischen Begegnung von Psychologie und Mythos nachhänge, die zugleich eine festliche Begegnung von Dichtung und Psychoanalyse ist. „Zukunft" — ich habe das Wort in den Titel meines Vortrages aufgenommen, einfach, weil der Begriff der Zukunft derjenige ist, den ich am liebsten und unwillkürlichsten mit dem Namen Freuds verbinde. Aber während ich zu Ihnen sprach, mußte ich mich fragen, ob ich mich nicht mit meiner Ankündigung einer Irreführung schuldig gemacht: „Freud und der Mythus", das wäre nach dem, was ich bis jetzt zum Schluß gesagt, etwa der richtige Titel gewesen. —

Und dennoch hängt mein Gefühl an der Verbindung von Name und Wort und möchte einen Zusammenhang dieser Formel wahrhaben mit dem, was ich sagte. Ja, so wahr ich mich zu glauben erkühne, daß in dem Spiel der Psychologie auf dem Mythos, worin jener der Freudschen Welt befreundete Roman sich übt, Keime und Elemente eines neuen Menschheitsgefühls, einer kommenden Humanität beschlossen liegen, so vollkommen bin ich überzeugt, daß man in Freuds Lebenswerk einmal einen der wichtigsten Bausteine erkennen wird, die beigetragen worden sind zu einer heute auf vielfache Weise sich bildenden neuen Anthropologie und damit zum Fundament der Zukunft, dem Hause einer klügeren und freieren Menschheit. Dieser ärztliche Psycholog wird geehrt werden, so glaube ich, als Wegbereiter eines künftigen Humanismus, den wir ahnen, und der durch vieles hindurchgegangen sein wird, von dem frühere Humanismen nichts wußten, — eines Humanismus, der zu den Mächten der Unterwelt, des Unbewußten, des „Es" in einem keckeren, freieren und heitereren, einem kunstreiferen Verhältnis stehen wird, als es einem in neurotischer Angst und zugehörigem Haß sich mühenden Menschentum von heute vergönnt ist. Freud hat zwar gemeint, die Zukunft werde wahrscheinlich urteilen, daß die Bedeutung der Psychoanalyse als Wissenschaft des Unbewußten ihren Wert als Heilmethode weit übertreffe. Aber auch als Wissenschaft des Unbewußten ist sie Heilmethode, überindividuelle Heilmethode, Heilmethode großen Stils. Nehmen Sie es als Dichterutopie, — aber alles in allem ist der Gedanke nicht unsinnig, daß die Auflösung der großen Angst und

des großen Hasses, ihre Überwindung durch Herstellung eines ironisch-künstlerischen und dabei nicht notwendigerweise unfrommen Verhältnisses zum Unbewußten einst als der menschheitliche Heileffekt dieser Wissenschaft angesprochen werden könnte.

Die analytische Einsicht ist weltverändernd; ein heiterer Argwohn ist mit ihr in die Welt gesetzt, ein entlarvender Verdacht die Verstecktheiten und Machenschaften der Seele betreffend, welcher, einmal geweckt, nie wieder daraus verschwinden kann. Er infiltriert das Leben, untergräbt seine rohe Naivität, nimmt ihm das Pathos der Unwissenheit, betreibt seine Entpathetisierung, indem er zum Geschmack am „*understatement*“ erzieht, wie die Engländer sagen, zum lieber untertreibenden als übertreibenden Ausdruck, zur Kultur des mittleren, unaufgeblasenen Wortes, das seine Kraft im Mäßigen sucht... Bescheidenheit — vergessen wir nicht, daß sie von B e s c h e i d w i s s e n kommt, daß ursprünglich das Wort diesen Sinn führte und erst über ihn den zweiten von *modestia, moderatio* angenommen hat. Bescheidenheit aus Bescheid wissen — nehmen wir an, daß das die Grundstimmung der heiter ernüchterten Friedenswelt sein wird, die mit herbeizuführen die Wissenschaft vom Unbewußten berufen sein mag.

Die Mischung, die in ihr das Pionierhafte mit dem Ärztlichen eingeht, rechtfertigt solche Hoffnungen. Freud hat seine Traumlehre einmal „ein Stück wissenschaftlichen Neulandes“ genannt, „dem Volksglauben und der Mystik abgewonnen“. In diesem „abgewonnen“ liegt der kolonisatorische Geist und Sinn seines Forschertums. „Wo E s war, soll I c h werden“, sagt er epigrammatisch.

und selber nennt er die psychoanalytische Arbeit ein Kulturwerk, vergleichbar der Trockenlegung der Zuidersee. So fließen uns zum Schluß die Züge des ehrwürdigen Mannes, den wir feiern, hinüber in die des greisen Faust, den es drängt, „das herrische Meer vom Ufer auszuschließen, der feuchten Breite Grenze zu verengen".

„Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn."

Es ist das Volk einer angst- und haßbefreiten, zum Frieden gereiften Zukunft.

Zur Entstehung des Kinderbuches von Selma Lagerlöf „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“

Von Eduard Hitschmann, Wien

Mit achtundvierzig Jahren erhielt die Dichterin den Auftrag, ein patriotisches Kinderbuch über Schweden zu schreiben, das die Heimatkunde fördern, lehrreich sein und als Lesebuch dienen sollte. Als gewesene Lehrerin erschien sie, nunmehr sechzehn Jahre lang Schriftstellerin, besonders geeignet. Neues leicht zu erfinden, war nicht so ganz ihre Sache, ihr Arbeiten war oft nur ein Bearbeiten, besonders auch von mündlich überlieferten, volkstümlichen Erzählungen. Diesmal zögerte unsere Dichterin von Weihnachten bis zum Herbst — es sind gerade neun Monate —, ohne einen rechten Einfall zu gebären, und war der Aufgabe fast überdrüssig geworden.

Es war naheliegend, ein bewußtes Zurücktasten in die eigene Jugendzeit anläßlich dieses literarischen Auftrages vorzunehmen und dazu dem alten, längst in andere Hände übergegangenen Heimathof einen Besuch abzustatten, um das Leben und die Tätigkeiten dort besser erinnern zu können.

Was ist dann die Grundidee dieses so überaus weitverbreiteten und beliebten Kinderbuches geworden?

Ein schlimmer, fauler und boshafter Knabe, der auch Tiere zu quälen pflegt, soll eines Sonntags, von den Eltern daheim gelassen, im Gebetbuch lesen, schläft aber dabei ein. Erwacht, beobachtet er ein Wichtelmännchen im Zimmer, fängt es ein; aber dieses macht sich frei, verzaubert ihn in einen zwerghaft kleinen

Knaben, einen Däumling, verleiht ihm allerdings gleichzeitig die Fähigkeit, die Sprache der Tiere zu verstehen. Die Tiere, die er früher gequält hat, spotten nun seiner, die Sperlinge, die Hühner, die Gänse, die Katze und die Kühe des Hauses.

Da kommen Wildgänse geflogen und ein zahmer Gänserich macht Miene, ihnen zu folgen; Nils will ihn zurückhalten, umschlingt ihn mit den Armen, wird aber in die Höhe mitgeführt. Der Däumling macht so eine lange Reise mit den Wildgänsen mit, übersteht zahllose Abenteuer, überfliegt ganz Schweden und wird reichlich belehrt.

Das Buch ist ganz eigentlich ein Tierbuch, namentlich ist außer dem Treiben der Wildgänse, die sich dem Kleinen als Freunde erweisen, die Vogelwelt leibhaftig geschildert; Hühner, Kraniche, Krähen, Schwäne, Eulen, ein Storch, ein Rabe und ein Adler treten auf. Unter den Wildgänsen fällt besonders ins Auge die mütterliche Führerin, eine herbe kluge überlegene Alte. Der Knabe hat manche Gelegenheit, die Freundschaft der Wildgänse durch Heldenmut zu bedanken, wird erzogen und geläutert und endlich wieder entzaubert. Der typischen Ausdrucksform der ethischen Tendenz der Dichterin in Schuld, Sühne, Erlösung begegnen wir also auch hier.

Das Motiv der Vermenschlichung, der Menschenfreundlichkeit dieser eigentlich wilden Tiere, der Wildgänse, muß dem Kenner des Werkes der Lagerlöf umsomehr auffallen, als Dichtung und Kindheitserinnerungen immer wieder von Angst vor bösen und grausamen Vögeln zu berichten wissen. Im Bodenraum über dem Kinderzimmer haust eine lärmende Eule, die schreckliche Angst erzeugt, in der Phantasie der Kleinen zu einem großen Ungeheuer auswächst; es ist gar nicht auszudenken, wenn das unheimliche Wesen mit seinen gewaltigen Klauen und dem Haken-

schnabel herabkäme [1]). Vor allem ist es die Angst, Eulen, Sperber oder Krähen könnten einem die Augen aushacken, die oft als Motiv wiederkehrt. In „Gösta Berling" sind es Elstern, welche — von einer verfluchenden Hexe geschickt — mit Schnabel und Krallen nach dem Gesicht der Gräfin Merta zielen. Ähnliches droht einer schuldbewußten Frau in der Erzählung „Ein gefallener König". Vom gleichen Thema ist auch in der Erzählung „Die Vogelfreien" Erwähnung getan. Im Kapitel „Herrestad" der Kindheitserinnerungen „Aus meinen Kindertagen" wird von einer alten Frau berichtet, die niemals auszugehen wagte, weil sie Angst hatte, die Dohlen würden sie auffressen.

Die Dichterin selbst legt es uns nahe, hinter diesen gefürchteten Vögeln, die zu blenden, zu verletzen, aufzufressen drohen, symbolisch verhüllte weibliche Wesen zu vermuten, aller psychoanalytischen Erfahrung nach die s t r a f e n d e b ö s e M u t t e r.

So heißt es in der 8. Saga des „Gösta Berling": „Die Eule hackt einem die Augen aus, denn sie ist kein wirklicher Vogel, sondern ein verhexter Geist". Ferner lesen wir in diesem Erstlingswerk: „Die Natur ist böse und grausam, hinterlistig wie eine schlafende Schlange"; selbst der Bach, der Kuckuck, das Moos erscheinen der Dichterin als tückische Feinde. Er heißt dort weiter: „Das Grauen ist eine Hexe. Sitzt sie noch in der Finsternis der Wälder? Lähmt sie noch die Freude am Leben? Ihre Macht ist groß gewesen, das weiß ich, in deren Wiege Stahl und in deren Badewasser glühende Kohlen gelegen haben; ich weiß es, die ich ihre eiserne Hand um mein Herz gefühlt habe."

Hier ist die Kinderangst, als die ursprüngliche, recht eigentlich verraten; Angst, Unheimliches und Mystisches

---

[1]) Für eine so frühzeitige Kleinkind-Angst setzen englische Autoren Schuldgefühle wegen aggressiver Phantasien voraus.

kehren in all den Sagen wieder, welche die Dichterin zur Bearbeitung drängten. „Angst" heißt auch ein Kapitel in „Aus meinen Kindertagen".

Daß hinter der Angst vor den die Augen bedrohenden Raubvögeln und vor den Hexen die Angst vor der gefürchteten strafdrohenden (kastrierenden) Mutter steckt, ist psychoanalytisches Wissensgut. Es ist der mit Libido legierte Haß, der aus dem Ödipuskomplex resultiert, der Schuldgefühl und damit Angst mit sich bringt. Die Verwandlung der Aggression in Angst und die Verschiebung vom gleichgeschlechtlichen Elternteil auf das Tier ist von Freud schon vor vielen Jahren in der „Analyse eines fünfjährigen Knaben" dargestellt worden.

Selma Lagerlöf erlitt mit dreieinhalb Jahren eine Lähmung an einem Bein (Kinderlähmung), war dadurch lange Jahre an freier Beweglichkeit und am Spiel mit ihren vier Geschwistern behindert[2]; solche Kinder, immer wieder ermahnt und gewarnt und eingeschränkt, neigen sehr zu Neid, gesteigerter Aggression und Gefühlen der Zurücksetzung. Die Kastration, könnte man sagen, war durch die Lähmung förmlich materialisiert.

Die Persönlichkeit der strengen, gewissenhaften Mutter, von der angegeben ist, daß sie die ältere schönere Tochter bevorzugte, war nicht geeignet, all dies zu mildern.

Die Brücke von dieser einer Phobie nahekommenden Angst vor Vögeln, wie sie Selma Lagerlöf als Kind erlebt hat und wie sie das Phantasieleben der Dichterin dauernd erfüllt, — zu dem liebevollen Zusammenleben zwischen dem Däumling und den wilden Gänsen in der Kindergeschichte von Nils Holgersson bietet uns der Inhalt des VI. Kapitels in dem Buche von Anna Freud „Das Ich und die Abwehrmechanismen".

---

[2]) Das Fliegen mußte einem gelähmten Kinde besonders verlockend erscheinen. Die vierzehnjährige Selma behandelt denn auch in ihrem Tagebuch das Problem des menschlichen Fliegens.

Es wird dort über normale Kinder berichtet, denen es gelungen ist, das sie beunruhigende Angsttier durch Verleugnung in der Phantasie — zum Freund umzudenken. Dieser Mechanismus muß auch bei der Entstehung der „Wunderbaren Reise..." angenommen werden: die Dichterin kehrt mit dem Auftrag, eine Kindergeschichte zu schreiben, unbewußt in die Erinnerungen an die infantile Vogelangst zurück, ihre Phantasie verleugnet das zur Darstellung in einer Kindergeschichte Ungeeignete und schließt mit den Vögeln Frieden. Die Stoffwahl aber hält an den wilden, nunmehr freundlichen Vögeln fest. Paradox wird man finden, daß dies in der 48 jährigen Dichterin vorgegangen sein soll; wir wären lieber Zeugen eines Berichtes über eine solche Kinderphantasie der Lagerlöf. Dafür werden wir aber reichlich entschädigt durch die Schilderung des Momentes der Inspiration der Dichterin zu dieser Kindergeschichte, in ihr selbst im Kapitel „Ein kleiner Herrenhof" enthalten.

Selma Lagerlöf tritt hier persönlich auf und rettet Nils vor einer bösen Eule, die ihm eben die Augen aushacken will und schon die Krallen in seine Schultern geschlagen hat. „Nils hielt die eine Hand zum Schutz vor die Augen, während er sich mit der andern zu befreien suchte... Er fühlte, daß er in wirklicher Lebensgefahr schwebte." Der gerettete Däumling erzählt nun seine Reisegeschichte und die Dichterin beschließt, — vergnügt, aus der Verlegenheit mit der Stoffwahl zur Kindergeschichte zu sein, — alles, was er erzählt hat, in ihr Buch zu schreiben. Sie hat nun keine Sorgen mehr darum; die Reise in das Heim der Kindheit hat ihr die Hilfe gebracht, denn dort spielt diese Szene.

Sehen wir aber in der Eule eine unbewußte Erinnerung an die einst gefürchtete Mutter, so ergänzt die Dichterin sofort auch den geliebten Vater. Ein Schwarm Tauben kommt dahergeflogen und läßt sich nieder; die Haustauben hatten seinerzeit zu den Tieren gehört, die

der gute Vater unter seinen Schutz genommen hatte. „Wenn nur jemand davon sprach, daß eine Taube geschlachtet werden sollte, so hatte ihm das die gute Laune verdorben."

Die Begrüßung durch den Taubenschwarm erscheint der Dichterin als ein Gruß des toten Vaters, und es ist ihr eine genehme Vermutung, daß er auch am Werk gewesen, ihr die Lösung der Aufgabe zu verschaffen, über die sie schon so lange vergebens gegrübelt hatte.

Mutter und Vater, durch Vogelgestalten repräsentiert, erscheinen also alsbald bei dem Besuch der Tochter im Heimathaus! Die Inspiration ergibt eine versöhnliche Vogelgeschichte, in der der wilde Vogel zum Freund wird, und eine mütterliche Vogelgestalt gerecht und geduldig zur Anführerin gemacht ist. Die Dichterin ist unbewußt zurückversetzt in das Phantasiespiel der eigenen Kindheit, das sie milde korrigiert. Der wilde Vogel ist gezähmt, dient dem Däumling und hilft gütig durch die Welt; der Däumling ist der einzige Mensch, der so vom Schicksal ausgezeichnet ist, mit den Wildgänsen durch die Welt zu fliegen. „Das Angsttier", heißt es bei Anna Freud, „wird zum Freund ernannt; seine Stärke dient jetzt..., statt zu erschrecken."

In Nils wird aber auch ein Held, ein mutiger Vogelbesieger dargestellt. Er wird in der Erzählung einmal von bösen Krähen geraubt und wiederholt an den Augen bedroht; eine besonders böse Krähe stürzt sich blind vor Wut auf ihn, aber direkt in sein gezücktes Messer hinein, das ihr durch ein Auge ins Gehirn dringt, worauf sie tot zu Boden sinkt. Nils hat also — wenn auch unwillkürlich — der Krähe ein Auge ausgestochen. Man kann darin ein Beispiel für eine „Identifizierung mit dem Angreifer" sehen, einen Ich-Mechanismus, durch den aus dem Bedrohten ein Bedroher geworden ist, wodurch die Angst überwunden ist. (Vgl. bei Anna Freud.)

Ehe wir das Thema der symbolischen Vögel verlassen, sei noch auf das „Motiv der hilfreichen Tiere" im Mythos hingewiesen und erwähnt, daß auch im Werk der Selma Lagerlöf freundlich helfende Vögel vorkommen, so vor allem der weiße Gänserich aus dem Vaterhaus, der den Däumling trägt, und der Paradiesvogel, dem — obwohl er nur ein ausgestopfter ist — laut Kindheitserinnerung („Märbakka") die Heilung oder doch wesentliche Besserung der Beinlähmung zugeschrieben wird.

In Weiterverfolgung des Themas von der Entstehung der „Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen" haben wir nun die Gestalt des Däumlings, des zwerghaften Helden selbst ins Auge zu fassen. Die Kindergeschichte hätte ja auch ein Mädchen als Heldin aufweisen können; warum ist es ein Knabe? Und was bedeutet diese Zwerggestalt?

Zweifellos ist es der einstige Wunsch der ehrgeizigen kleinen Selma, ein Knabe wie die beiden älteren Brüder zu sein, der hier zum Ausdruck kommt. Dem Penisneid des kleinen gelähmten Mädchens mag manches in seiner seelischen Entwicklung zuzuschreiben sein, was nur eine Gesamtanalyse beweisen kann. Eines können wir wohl hier vermuten: daß sie den Neid in sein fruchtbares Gegenteil verwandelt hat, indem sie zu einer Überbetonung ihrer magischen Fähigkeiten Anlaß nahm und so zur Fähigkeit Zuflucht nahm, wenigstens in der Phantasie zu zaubern, d. h. Dichtungen zu erfinden. Schon als kleines, durch die Lähmung gekränktes Mädchen schickt sich Selma an, Dichterin zu werden. Auch über diesen Ich-Mechanismus, den Neid in sein Gegenteil zu verwandeln, indem das Kind seine magischen Fähigkeiten auszubilden sucht, finden wir Beispiele in „Das Ich und die Abwehrmechanismen".

Die Märchenfigur des Däumlings und mancher Zwerge ist bereits analytisch behandelt worden, und es besteht kein Zweifel, daß sie mit dem Kastrationsthema im

engen Zusammenhang steht. Die phallische Deutung der Zwerge, die Auffassung, sie seien Gestalten, aus einer Überkompensierung der Kastrationsangst entstanden (Ferenczi), in denen der Phallus gleichsam als selbständiges Wesen weiterlebt — ist uns vertraut. In der griechischen Sage findet sich sogar einmal als ein Hauptzug ein Kampf von Pygmäen mit — Kranichen.

Wir gehen sicherlich den richtigen Weg, wenn wir annehmen, der Däumling habe symbolisch auch phallische Bedeutung; dafür spricht überdies das — durch Zauber — plötzlich Kleinwerden und am Ende der Verzauberung plötzlich Großwerden. Aber auch bei Mädchen ist die unbewußte Identifizierung mit einem Penis keine Seltenheit. In einer gehaltreichen Arbeit erbrachte Fenichel zahlreiche Beispiele dafür. Die Vaterleibsphantasie, mit der diese Identifizierung einhergeht, ergibt Details, welche sehr an das Verhältnis des kleinen Nils zu dem gütigen Gänserich erinnern, der ihn von Hause mit in die Höhe nimmt und unter dessen Federkleid er geschützt zu liegen kommt. Fenichel berichtet über eine neurotische Patientin mit der Phantasie, sie schütze als kleine Begleiterin den Vater so, daß er ohne diesen Schutz ohnmächtig wäre. Auch unser Däumling wird wiederholt zum Retter seines Gänserichs, „den er so lieb hatte, wie sich selbst", der also den Vater repräsentiert, wie die Anführerin der Gänse die Mutter. Wir verstehen am besten die Erfindung des allein vom Schicksal auserlesenen, allen anderen Kindern so überlegen werdenden, weitgereisten, welterfahrenen Däumlingwesens, wenn wir diese Gestalt, aus Regression auf eine zahlreiche schwere Kränkungen enthaltende Kindheit entspringend, als eine Phantasiegestalt auffassen, welche alle diese Kränkungen überkompensiert und in sich männlichen und weiblichen Narzißmus verdichtet.

Die Erörterung der Entstehung der „Wunderbaren Reise..." zeigt breite offene Bruchflächen, die eine aus-

führliche Analyse von Persönlichkeit und Werk Selma Lagerlöfs schließen soll.

Hier sei noch einmal zusammengefaßt, wie eigenartig die Szene der Inspiration, die von der Dichterin in den Lauf der Begebenheiten ihrer originellen Kindergeschichte eingeflochten ist, die unbewußte Konzeption der Hauptzüge des Buches beleuchtet.

Selma Lagerlöf fuhr tatsächlich im Bedürfnis nach Anregung damals nach dem Heimathof in Värmland. Ihre Darstellung bringt den Däumling von der Eule bedroht, den sie rettet. Gleichzeitig erscheint der Taubenschwarm, wie als Gruß vom Vater. Der Däumling erzählt seine Flug-Abenteuer mit den freundlichen Wildgänsen und die Dichterin beschließt beglückt, diese seine Abenteuer zum Inhalt des Kinderbuches zu machen. Die psychoanalytische Deutung ergibt die Erkenntnis, daß die alte Kinderangst vor den die Augen bedrohenden bösen Vögeln hier eingetauscht ist gegen das gute Verhältnis eines Däumlings zu freundschaftlichen wilden Vögeln und daß in symbolischer Verhüllung hier die Personen der Eltern und die Komplexe der eigenen Kindheit der Dichterin aufscheinen, also eine unbewußte Regression ihr zur Eingebung verholfen hat.

Es konnten Mechanismen des Ichs aufgezeigt werden, welche der Entwicklung der Dichterin Richtung gaben, ihr die frühe Angst zu verleugnen gestatteten, dem krüppelhaften Kinde ermöglichten, im magischen Phantasieren des Dichtens seine Minderwertigkeitsgefühle und seinen Neid zu überwinden.

Ein großes Talent und ein starkes Ich überwanden die Schwierigkeiten der Kindheit, trösteten über Ehe- und Kinderlosigkeit; so ist der kleine Nils, außer der Dichterin selbst als Kind, auch — ein phantasierter Sohn. Im dunklen Bewußtsein ihrer frühen inneren Kämpfe sagt Selma Lagerlöf bedeutungsvoll von sich,

sie werde immer tief gerührt, wenn sie „von solchen hört, die es schwer gehabt haben, denen es aber später gut gegangen ist".

Literatur:

O. Fenichel: Die symbolische Gleichung: Mädchen = Phallus. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936. — S. Ferenczi: Gulliver-Phantasien. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIII, 1927. — Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Int. Psa. Verl., Wien 1936. — Sigm. Freud: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr., VII. Bd. — Sigm. Freud: Märchenstoffe in Träumen. Ges. Schr., III. Bd. — Selma Lagerlöf: Gesammelte Werke. Albert Langen, München. — G. Róheim: Zur Deutung der Zwergsagen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVI, 1930.

„Utopien“

Von Edward Glover, London

Mit Genehmigung des Verlages G e o r g e A l l e n & U n w i n *Ltd.,* L o n d o n, *bringen wir hier einen fragmentarischen Abschnitt aus dem Buche von Dr. Edward* G l o v e r: „T h e d a n g e r s o f b e i n g h u m a n“ *(London 1936) zum Abdruck. Das Buch ist aus Radiovorträgen vervorgegangen, die Dr.* G l o v e r *im Jahre 1935 am Londoner Sender hielt, und stellt psychoanalytische Erwägungen zum Gemeinschaftsleben der Menschen im großen Zusammenhang dar. Der vorliegende Abschnitt ist dem VII. Kapitel des Buches entnommen, dem eine Einleitung eines Würdenträgers der englischen Hochkirche, des Reverend Doktor W. R.* I n g e, *vorangeschickt ist. Deutsche Übertragung von Walter* E c k.

Im Laufe unserer Überlegungen mußte ich Ihre Nachsicht auf eine starke Probe stellen. Ich bin mir wohl bewußt, daß die Anschauungen, die ich Ihnen vorlegte, vielen von Ihnen weit hergeholt scheinen mußten. Ich habe behauptet, daß der Mensch als Individuum ein zum großen Teil „irrationales“ Geschöpf ist, dessen Denken von Mechanismen gelenkt wird, die weitgehend dem Schutz vor eingebildeter Angst dienen; weiters habe ich die Meinung vertreten, daß Gruppen von Kulturmenschen sich von Gruppen Primitiver nicht weitgehend unterscheiden und daß die Reaktionen, die innerhalb solcher Gruppen ausgelöst werden, im wesentlichen als Antwort auf unbewußte Angst zu verstehen sind. Darnach wären Verbrechen und Krieg durch unbewußte Angst ausgelöst. Ich weiß sehr wohl, daß von allen Überlegungen, die ich mir erlaubte Ihnen vorzutragen, gerade die, die sich auf unbewußte Befürchtungen, auf Angst und Schuld beziehen, Ihrem besonderen Skeptizismus begegnen mußten.

Sie sind bereit, zuzugeben, daß Sie manchmal bewußt ängstlich sind. Aber daß es Befürchtungen in Ihrem Seelenleben geben könne, von denen Sie nichts wissen, muß Ihnen völlig unwahrscheinlich vorkommen. Einzelne unglückliche Menschen, die unter sogenannter „Angstbereitschaft“ leiden und die beim geringsten Anlaß in panische Angst geraten, mögen vielleicht bereit sein, an die Existenz unbewußter Angst zu glauben. Aber den meisten kann das als Beweis nicht genügen. In der Tat ist es so, daß, wenn unbewußte Angstvorstellungen im Bewußtsein auftreten, sie nicht notwendig in der direkten Form von Angst erlebt werden müssen. So ist etwa das sogenannte gierige Kind nicht wirklich gierig; es hat unbewußt Angst. Der minderwertige Mensch ist nicht wirklich minderwertig; er leidet an unbewußtem Schuldgefühl. Der psychisch Kranke leidet, obwohl er auch für sein bewußtes Erleben krank genug ist, im Durchschnitt in hohem Maß an unbewußter Angst und Schuldgefühl. Aber ich kann nicht hoffen, diesen Sachverhalt im Laufe meiner Darlegungen für Sie überzeugender zu machen; ich kann Sie nur daran mahnen, daß Unsichtbarkeit kein Beweis für Nichtvorhandensein ist. Die Existenz von Kräften, die wir nicht wahrnehmen können, wie die der Elektrizität, kann nur durch die Wirkung, die sie hervorrufen, augenscheinlich gemacht werden.

Aber obgleich ich die Meinung vertrat, daß die meisten unserer irrationalen Ängste und Verhaltensweisen der Arbeitsweise unbewußter, primitiver Mechanismen entstammen, habe ich Wert darauf gelegt, hinzuzufügen, daß wir ihrer doch nicht entraten könnten. Denn die meisten unserer kulturellen Leistungen hängen von eben diesen Mechanismen ab.

Das alles sei, so können Sie nun sagen, ganz recht, vielleicht sogar wahr, aber wenn es auch wahr ist, was sollen wir damit anfangen? Sie erinnern sich gewiß, daß ich selbst darauf hingewiesen habe, daß wir tatsächlich

nur sehr wenig für den erwachsenen Menschen leisten können, außer etwa, daß man ihm seine Lage nach Möglichkeit erleichtere. Aber ich habe auch gesagt, daß wir, wenn wir unsere Kinder menschlicher behandelten, mit der Zeit eine Generation heranbilden würden, die imstande wäre, verhältnismäßig leicht die Probleme zu lösen, die vorläufig der Erfindungsgabe der Menschen zu spotten scheinen. Ich glaube keinen Augenblick, daß diese weitmaschigen Allgemeinheiten Sie befriedigen werden, Sie werden mich ohne Zweifel verdächtigen, ich wollte Sie mit frommen Hoffnungen abspeisen. Ja, Sie mögen mich sogar beschuldigen, daß ich das lästigste aller Lebewesen sei, ein Utopien-Krämer, der für den Mangel praktischer Ideen dadurch zu entschuldigen suche, daß er windige Spekulationen über die Zukunft anstelle.

Utopien über kommende Geschlechter

Nach herkömmlicher Definition ist eine Utopie eine eingebildete Welt, die sich in jeder organisatorischen Hinsicht der Vollkommenheit erfreut. Man darf noch hinzufügen, daß jede Generation ihre eigentümliche Utopie hervorbringt. Es ist klar, daß unsere Maßstäbe von Zeit zu Zeit wechseln. Einige von Ihnen mögen sich noch an Utopien aus dem victorianischen Zeitalter erinnern, in denen die Wasser der Themse wohlriechend und klar waren, oder in denen sonderbar milde Sterbliche, in auffallende, hygienischen Forderungen entsprechende Gewänder gehüllt, in würdevollem Tone freundliche Gespräche führten; oder aber sie tanzten in sachkundigster Vollendung Negertänze. Gewiß, die Utopien unseres Jahrhunderts sind aus ernsterem Stoff. Wissenschaftliche Phantasien wurden aufgezäumt, um eine mehr und mehr komplizierte materielle Welt zu beschreiben.

Aber wie immer diese Organisationsstufe erreicht werden soll, — ob durch die Mühe heroischer Flieger oder

dadurch, daß die einfachen Sterblichen ein Fegefeuer von Katastrophen durchwandern, — wir stoßen am Ende auf denselben Gedanken: die Menschheit soll einen Zustand relativer — wenn schon nicht absoluter — Glückseligkeit erreichen.

Ich meine, es ist gut, sich mit den Ansprüchen bekanntzumachen, die dieses Interesse am goldenen Zeitalter auslösen. Das geschieht am besten, wenn wir einige Utopien beschreiben, die von ihren Verfassern noch nicht zur Drucklegung vorgelegt wurden. Diejenigen unter ihnen, die die Gelegenheit haben, ein neugeborenes Kind im Schlaf zu beobachten, können manchmal bemerken, daß, wenn es durch einen Lichtstrahl gestört wird, sein Gesicht sich in Runzeln legt, daß aber nach wenigen Sekunden der Mund wohlige Saugbewegungen zu machen beginnt, und daß dann das Baby mit einem Seufzer in tiefen Schlaf zurücksinkt. Das ist die erste ungeschriebene Utopie des Menschen. Die Psychoanalytiker glauben, daß das Kind nicht nur einen schmerzlichen Reiz durch die Wiederholung lustvoller Bewegungen verarbeitet, sondern daß es in seinem einfachen seelischen Apparat die lustvolle Erinnerung an den Saugakt wiederfindet. Der Beobachter weiß natürlich, daß ein wirklicher Saugakt in diesem Augenblick nicht stattfindet. Der ganze Vorgang ist eine Halluzination — aber solange das Kind nicht zu hungrig ist, genügt das. Mit anderen Worten: die Utopie des Säuglings ist eine Welt aus Milch und Pfefferminzwasser, in der Qualen von Hunger und von Koliken, kaum gefühlt, schon gestillt sind.

Ich muß Sie nicht daran erinnern, daß eine analoge Traumaktivität in veränderter Form in den Märchen beobachtet werden kann, wie sie die Kinder aller Jahrhunderte erzählen, in denen der Held ewig glücklich weiterlebt, oder in den Tausenden von Mythen, mit denen Menschen aller Zeitalter versucht haben, die Bitternisse des Lebens zu mildern. Interessanter noch als

5*

diese wohlbekannten Erzeugnisse der menschlichen Erfindungsgabe sind uns die Weltsysteme und Lebensphilosophien, die manche Geisteskranke entwickelt haben. Unglückliche Sterbliche, die offenkundig jede Beziehung zu wirklichen Vorgängen verloren haben, sind fähig, bemerkenswerte, obgleich häufig groteske Pläne einer Weltorganisation zu entwerfen, die etwa durch auf den Deckel eines Marmeladetopfes geritzte Diagramme illustriert sein mögen. Der wesentliche Unterschied zwischen diesen Entwürfen und den Schriften eines H. G. Wells ist einfach der, daß Wells weiß, daß seine Ideen Phantasiegebilde sind, während der Geisteskranke die seinen für ausführbar hält. Wir fügen hinzu: Der gesunde Utopist will die Welt umgestalten für andere und für sich selbst, — die neue Welt des geisteskranken Utopisten gibt es nur für ihn allein.

Unser steinzeitliches Denken

Während die Utopien der Geisteskranken so gut wie ausschließlich das enthalten, was nach dem Wunsche ihres Schöpfers entstehen soll, paßt der gesunde Utopist die Wünsche an das an, was seiner Meinung nach möglicherweise geschehen kann. Aber der dritte Schritt wird beim Aufbau der Utopie zur Notwendigkeit: man muß feststellen, was unvermeidlich geschehen wird. Es mag Ihnen schon aufgefallen sein, daß, während die Welt, die in einer modernen Utopie geschildert wird, voll ist von seltsamen Bauwerken, wunderbaren Erfindungen und jeder denkbaren Art geheimer Strahlen, doch die Menschen, die in dieser Welt leben, nicht sehr verschieden von uns selbst sind. Man teilt ihnen eine stattliche Zahl eindrucksvoller Eigenschaften zu, aber ihre Gespräche sind nicht sonderlich ausgezeichnet, und ihr Gefühlsleben ist beinahe langweilig. Mit anderen Worten, der Autor kann sich Verbesserungen der physischen Fähigkeiten des Menschen ausdenken, aber er ist unfähig, sich irgendwelche Verbesserungen seiner

geistigen Fähigkeiten vorzustellen. Letztlich sind auch die höchst künstlichen Arten utopischer Fortbewegung bloß Vergrößerungen der Bewegungen, die wir mit unseren Beinen ausführen. Wenn wir uns alle leisten können, mit einer Geschwindigkeit von vierhundert Meilen in der Stunde in der Stratosphäre zu reisen, würden wir sicherlich das Kindermärchen von den Siebenmeilenstiefeln verwirklichen, aber, an unserem Bestimmungsort mit so bemerkenswerter Schnelligkeit angekommen, sind wir doch wieder auf unsere eigenen psychischen Hilfsquellen angewiesen und die unterscheiden sich wenig von denen, die der Mensch der Steinzeit besaß. Wir können uns neue Augen erfinden, aber wenn unsere Fähigkeit zum Fernsehen das Universum umfaßt, bleibt unser Blick doch zuletzt auf dem Antlitz unseres Nachbarn haften, ein wenig erheiternder Anblick, gegen den sich unsere Großväter verteidigten, indem sie Hecken um ihre Häuser pflanzten. Statt daß uns Ohren wachsen, so groß wie dem Elephanten, haben wir Radioempfänger erfunden, aber die Töne, die wir hören, werden, wie Sie ohne Zweifel einsehen, von gewöhnlichen Sterblichen in schwerer Arbeit hervorgebracht. Wie immer wir die künstlichen Instrumente des Menschen entwickeln mögen, der Geist des Menschen bleibt immer derselbe. Wenn der Geist irrational ist, wird er auch die neuen Instrumente in irrationalem Sinn anwenden. Wenn der moderne Mensch Krieg führt, rächt er sich zwar, indem er all die erhöhten Machtmittel benützt, die die Wissenschaft für ihn erfunden hat. Aber das Wesentliche ist: er zieht doch weiter in den Krieg.

Der erste Schluß, den der Psychoanalytiker über das Leben in einem Jahrtausend zu ziehen geneigt ist, besagt, daß es in den meisten wesentlichen Fragen genau so sein wird, wie das Leben, das wir jetzt führen. Wenn wir nichts tun können, um einen *circulus vitiosus* irrationaler Befürchtungen zu durchbrechen, haben wir

keinerlei Anlaß, anzunehmen, daß wir uns sehr verändern werden. Kein Zweifel, in äußeren Dingen wird das Leben von dem unseren verschieden erscheinen, ebenso wie unser Leben verschieden zu sein scheint von dem unserer Vorzeit. Wir mögen imstande sein, besser für die Lebensbedürfnisse der Menschen zu sorgen, aber an der Beziehung von Mensch zu Mensch gemessen — und das ist letztlich doch ein grundlegender Maßstab — wird es keinen Unterschied geben. Es hat durchaus den Anschein, daß der erste spontane Entwicklungsschub der menschlichen Kultur schon abgelaufen ist. Wir fahren fort, Veränderungen hervorzubringen, aber wir sind an dem Punkte angelangt, an dem ein Ding, je mehr es sich verändert, desto unveränderter bleibt, und unsere Kultur wird fortfahren, sich im Kreise zu bewegen, bis sich ein neuer Anstoß ausbildet.

Vom Wesen des jüdischen Witzes

Von Theodor Reik, Haag

Aus einer in Vorbereitung befindlichen Sammlung „Der ferne Klang".

Dr. M. Eitingon zugeeignet

Es sind mehr als fünfzehn Jahre her, daß ich in Berlin bei Reinhardt ein Schauspiel „Die Juden" von einem mir unbekannten russischen Autor Eugen Tschirikow sah. Es schildert das Leben der Bevölkerung des jüdischen Ansiedlungsrayons in Nordrußland um die Wende dieses Jahrhunderts. Der Handlungsumriß steht nur mehr undeutlich vor mir. Die Personen haben in der Erinnerung wenig Persönliches. Die drei Akte spielen in der Wohnung des Uhrmachers Leiser Fränkel. Der Alte wird bald allein stehen: sein Sohn hat sich den revolutionären Sozialisten angeschlossen, die Tochter hat sich einem christlichen Studenten gegeben. Der Kampf zwischen den Generationen wird hier umso erbitteter geführt, als der Familiensinn dieser Menschen tiefer, inniger, zäher ist als sonstwo.

Von der Erinnerung wird der Augenblick festgehalten, da die Nachricht kommt, im Nachbarstädtchen seien Judenpogrome ausgebrochen. Verschwommene Eindrücke: wie der Lärm stärker wird, das Geschrei einer fanatisierten und verhetzten Menge zum Brüllen anschwillt, wie sich die Angst der verzweifelnden Menschen im Uhrmacherladen steigert, bis der Pöbel wie eine Sturmflut einbricht, alles zerstörend und mordend, die sterbende Tochter vergewaltigt, die Männer niederschlägt, und wie zuletzt, da alles vernichtet ist, die Kosaken anreiten und den Mob zerstreuen.

Der Eindruck dieser dramatischen Szenen war stark. Er war nicht im gleichen Maße nachhaltig. Der Erinnerung erscheinen auch die Gestalten nur mehr als

dramatis personae, kaum als lebendige Menschen. Es sind Typen: die sanfte, doch willensstarke Tochter, die den Vater liebt und sich doch von ihm lösen muß, der Sohn, der wegen seiner revolutionären Gesinnung von der Universität relegiert wurde, ein religiös gebundener Arzt von liberaler Einstellung, ein schmächtiger und kranker Lehrer, der den Zionismus so exaltiert verficht wie der Sohn und sein Freund das sozialistische Programm. Ebenso schattenhaft wie die Personen erscheinen die Argumente und Debatten, mit denen sie die drei Akte füllen. Das könnte nicht sein, wenn das Drama mehr und anderes wäre als ein handfestes, auf grobe Effekte berechnetes Theaterstück. Es ist mit seiner faustdick aufgetragenen Tendenz und seinen den Ereignissen des Tages entsprechenden starken Wirkungen ein spottschlechtes Werk, das nicht ungeschickte dramatische Steigerungen zeigt.

Warum bringt die Erinnerung jetzt, da ich über ein bestimmtes Thema schreiben will, die Vorstellung dieses Tendenz- und Milieukitsches wieder herauf? Was bleibt außer dem Handlungsumriß von diesem grobschlächtigen Theaterstück, das die Daseinsprobleme des östlichen Judentums zwar nicht gestaltet, doch diskutiert? Was taucht aus dem Dunkel auf, welche Worte klingen nach, wenn man sich jetzt, fünfzehn Jahre später, an die Aufführung erinnert? Es sind zwei Szenen. Nein, es sind einige Sätze in diesen Szenen, ein paar Worte und die Pausen im Gespräch — nicht mehr. Die aber sind nicht wie das übrige von einem Routinier gemacht, die sind erlebt.

In der einen Szene unterhält sich der Bruder jenes Uhrmachers, Aaron Fränkel, der aus dem Nachbarstädtchen zu Besuch gekommen ist, mit seiner Nichte. Das Mädchen erzählt ihm, daß sie und ihr Bruder wegen der Unruhen von der Universität relegiert wurden. „Eijeijei", ruft Aaron bedauernd, „du warst doch so ein stilles Mädelche." Und als die schöne Nichte versichert, daß

sie auch jetzt noch still sei, setzt er hinzu: „Du solltest lieber heiraten. Dann wirst du Kinder haben und deine eigenen Rebellen." Im weiteren Gespräch klagt dieser liebe Onkel, der so lebenserfahren und anmutig scherzen kann, über die zunehmende Schwäche in Rücken und Beinen; er werde bald sterben. Das Leben ist schlimm, das Sterben jetzt noch schlimmer. Zur Illustration erzählt er, was sich in seinem Ansiedlungsrayon ereignet hat. Jede Stadt und jedes Städtchen dieses Ansiedlungsrayons hat wieder extra einen Ansiedlungsrayon, wo allein die Juden leben dürfen. Zusammengepfercht vegetieren sie in diesem engen, zweifach eingezäunten Bezirk. Sie sind zwar sehr arm, „aber Gott sei Dank, sie haben sehr viel Kinder". Ihr Viertel wurde so zu eng und ihr Friedhof ist in die Stadt hineingewachsen. Sie beabsichtigen, einen Platz dafür außerhalb der Stadt zu kaufen, aber die Behörden haben ihre Genehmigung dazu nicht erteilt, weil dieser Platz über den Ansiedlungsrayon hinausging. Die Obrigkeit hat das Gesetz so ausgelegt, daß ein toter Jude auch zur Bevölkerung gerechnet wird. Nach vielen Bemühungen der Juden hat sich endlich das Ministerium dazu herbeigelassen, ihnen die Genehmigung zu erteilen, den Platz zu kaufen und dort ihre Toten zu begraben. Da ergab sich aber ein neues Hindernis: beim Friedhof mußte ein Wächter sein. Der Wächter ist aber ein Jude und darf als solcher außerhalb des Ansiedlungsrayons nicht leben. Ein Zuhörer des Berichtes wirft dazwischen: „Es bleibt Ihnen nur ein Ausweg: nehmen Sie sich einen Toten zum Wächter." Die Situation hat aber noch andere Schwierigkeiten: während der Isprawnik nicht erlaubt, auf dem neuen Friedhof einen Wächter anzustellen, gestattet es die Sanitätsbehörde nicht mehr, die Toten auf dem alten zu begraben. (In einer Fußnote bezeugt der Autor, daß es sich um eine wahre Begebenheit handelt.) Noch glaube ich, den Jargontonfall des nächsten Satzes zu hören: „Die Juden ha-

ben aber nicht warten können und aner von ihnen war so frei und is' gestorben." Und da ein paar Augenblicke Schweigen im Zimmer ist, fragt der alte Aaron Fränkel im selben, nüchternen Tonfall die Nichte: „Hast du nix Lust, dem Onkel Tee und was zum Essen zu geben?"

Die andere Szene steht am Schluß des ersten Aktes, der wie die übrigen im Uhrmacherladen spielt, einem niedrigen Zimmer im Kellergeschoß. Die Wände sind mit großen und kleinen Uhren dicht behängt. Ununterbrochen schlagen die Perpendikel tick-tack. In diesem großen Raum wird heftig debattiert: der Sohn des Hauses und sein christlicher Freund vertreten ebenso hitzig die Lehre von Marx, von der sie auch die Lösung der Judenfrage erwarten, wie der kleine nervenkranke Lehrer das zionistische Programm. Alle verfügbaren Argumente, kluge und törichte, werden ins Feld geführt, und der Streit wird immer leidenschaftlicher. Er führt von Anspielungen und Angriffen, von feiner Ironie zu grober Aggression, vom Lachen bis zum nervösen Schluchzen des fanatischen Lehrers. Da beginnen plötzlich die vielen Uhren im Laden, eine nach der andern, zwölf zu schlagen. In das Schweigen, das folgt, klingt die ruhige Stimme des alten Uhrmachers, Reb Leiser, der mit dem langen weißen Bart und den buschigen Brauen wie ein Patriarch aussieht: „Zehn Jahr möcht' ich schon, daß alle Uhren bei mir auf einmal schlagen. Und es war doch nie möglich. Sie sein' wie die Menschen. Sie können nie einig werden."

*

Die menschliche und künstlerische Bedeutungslosigkeit des Tendenzdramas „Die Juden" verhinderte es, daß ein nachhaltiger Eindruck zustandekam. Was hier gezeigt wurde, hatte man in Wort und Bild oft gesehen. Was hier gesagt wurde, hatte man schon oft sagen hören. Dennoch: wie ist es zu erklären, daß die Dar-

stellung vom Untergang der Menschen, die mir durch Blut und Schicksal verbunden sind, nicht tiefer gewirkt hat? Wo ist die über den Augenblick hinausgreifende seelische Reaktion dieser Szenenfolge, das, was die Erregung der Aufführung überdauert? Ich glaube, es sagen zu können: im Festhalten dieser wenigen Sätze, in der Erinnerung an diese Scherzworte. Der Affekt wurde unbewußt auf sie verschoben. Was an Empörung und Trauer, an Angst und Mitleiden während der Vorführung dieser Szenen aus dem Leben der Beleidigten und Erniedrigten wachgeworden war, hatte sich in der Erinnerung nicht mit der Handlung des Dramas verknüpft. Es hatte sich von ihr losgelöst, als wäre nicht *sie* das Wesentliche, und hatte sich an diese drei Sätze gehängt, wie wenn sie alle seelische Bedeutung des Dargestellten in sich beherbergten. Das „Tua res agitur" war hier nicht mit dem tragischen Erleben verbunden worden, sondern mit dessen Reflex in einem Spaß. Im Lächeln über diesen Scherz schwingt alles Miterleben und steckt alle Trauer. Die Erinnerung hat diese vorübergleitenden Worte festgehalten statt der großen tragischen Ereignisse. In diesen Nebensächlichkeiten ist aber verborgen, was an Menschlichem in dem Schauspiel von *Tschirikow* enthalten ist. Die im Unbewußten spielende Verschiebung des Affektes ist nicht willkürlich und nicht zufällig. Sie bedeutet eine Veränderung seines Platzes, keine Verminderung seiner Intensität. Unmittelbarer als in ihren Klagen und Anklagen sprechen diese Gestalten in ihren Scherzen zu mir. Sie erscheinen sonst wie Puppen, die von einer übermächtigen Hand hin- und hergestoßen und niedergeschlagen werden. Wenn sie aber scherzen, verwandeln sich die Figurinen in Menschen. Jahweh hat es dem Juden unserer Zeit verwehrt, sich in Klagen auszusprechen, die ihm die Umwelt gewinnen könnten. Indem er ihn aber witzig sein ließ, gab ihm sein Gott, zu sagen, was er leide.

Die unbewußte Affektverschiebung in mir folgt einer alten Spur: dem Psychologen zeigt der jüdische Witz in seiner Entstehungsgeschichte denselben Vorgang der Affektverschiebung. Sie liefert die Erklärung einer Eigentümlichkeit dieses Witzes, die meist unbemerkt bleibt, aber umso bemerkenswerter ist. Man lacht wohl über ihn, doch er ist zumeist nicht heiter. In seinen besten Repräsentanten dämmert hinter der komischen Fassade nicht etwa wie bei anderen Witzen nur das Ernsthafte, sondern das Erschütternde.

Es ist kein Zufall, daß mir jetzt, da ich viele Eindrücke über das Wesen des jüdischen Witzes in einer Darstellung zusammenfassen will, keine der zahllosen Anekdoten („Zwei Juden begegnen einander...") einfällt, daß Bilder schrecklicher Pogromszenen aus einem verschollenen Schauspiel vorüberhuschen und einige Sätze daraus wieder zu klingen beginnen. Sie geben weniger eine Vorstellung vom Wesen des jüdischen Witzes als von seiner Ursprungssituation, von den Besonderheiten seiner seelischen Entstehung. Diese witzigen Sätze, die sich von dem dunklen Hintergrunde eines Schicksals, das seinesgleichen nicht unter den Völkern hat, abheben, verhelfen zu mancher anderen psychologischen Einsicht. Sie lassen erkennen, daß sich die unbewußte Affektverschiebung, die im Schöpfer des jüdischen Witzes stattfand, in seinem Hörer wiederholt und die seelische Wirkung mitbestimmt.

Vielleicht geben diese Beispiele darüber hinaus einen ersten Eindruck vom Charakter dieses Witzes, wenn man sie nicht nach ihrem ästhetischen Wert, sondern nach ihrem Typenwert beurteilt. Sie können, obwohl es Beispiele sind, die sich beiläufig dargeboten haben, wichtige Gattungen des jüdischen Witzes vertreten. In dem Rat des alten Onkels, die schöne Studentin solle, statt sich an den Universitätsunruhen zu beteiligen, heiraten („dann wirst du Kinder haben und deine eigenen Rebellen"), erkennt man einen Repräsentanten der anmuti-

gen, dem Idyllischen zugeneigten Witze dieses Volkes. Es gibt — namentlich im Osten, wo die Juden eine kulturell und sozial ziemlich einheitliche Masse bilden, — eine überraschende Fülle solcher Scherze und Witze, die der Tag immer wieder aufs neue gebärt und die mit dem Tage verschwinden. Diese Art harmlos und freundlich neckender Sätze gedeiht am besten in der Sphäre der Familie und diese Sphäre ist bei den Juden leicht zu erweitern. Anspielung, Scherz und Witz gehen hier, oft ununterscheidbar, ineinander über. Die Vertraulichkeit, die in ihnen herrscht, bezeugt das Vertrauen, das man zueinander hat. Diese Art des jüdischen Witzes ist oft erfüllt von praktischer Lebensweisheit und Menschenkenntnis, die sich erst enthüllen, lange nachdem man über den Scherz gelächelt hat. Ein witziges Sprichwort wie das ostjüdische: „Wenn der Vater dem Sohn gibt, lachen beide; wenn der Sohn dem Vater gibt, weinen beide", zeigt hinter seiner Fassade eine auch in der Spruchweisheit der Völker nicht gewöhnliche Einsicht in seelische Tiefenregionen.

Die Erzählung des Kaufmannes Aaron Fränkel von den Friedhofsschwierigkeiten im Ansiedlungsrayon und der Auffassung der Behörden, denen zufolge sich auch ein toter Jude nicht außerhalb des Ansiedlungsraoyns aufhalten dürfe, mit der Schlußpointe, daß ein armer Jude das Ende des Prozesses und die Entscheidung habe nicht abwarten können und gestorben sei, dieser ganze Bericht liefert ein gutes Beispiel einer anderen Art des jüdischen Witzes. Jener Art, die an der Grenze zwischen Heiterem und Ätzend-Satirischem steht, in der sich das Pathos — im Sinne des griechischen Wortes für Leiden — überschlägt und im Lachen Ausdruck sucht, in einer Grimasse von Hohn und Auflehnung. Hier spricht und verstummt Ahasver, der gejagte und ewige Jude, den die Not nicht nur beten, sondern auch Witze machen gelehrt hat. Hier macht einer im Konversationston einen Scherz oder eine ironische

Geste, statt vor Wut und Verzweiflung aufzuschreien und zuzuschlagen. Aber auch diese Art des Witzes schlägt mit der Schärfe des Schwertes, von der Bibel angefangen bis zu den jüdischen Schriftstellern unserer Tage, eines Schwertes, das von des Hasses Kraft geführt wird.

Wenn dann, nach der leidenschaftlich-wilden Debatte der greise Reb Leiser aufsteht, auf die Uhren zeigt und jene zwei merkwürdigen Sätze sagt, da ist es nicht mehr des Hasses Kraft, die spricht. Es ist die Macht der Liebe. Wenn der alte Uhrmacher, da die Streitenden einige Augenblicke schweigen, erzählt, er habe sich zehn Jahre lang vergeblich bemüht, seine Uhren auf einmal schlagen zu lassen, sie seien wie die Menschen und könnten nie einig werden, — da spricht aus ihm nicht nur die Weisheit des eigenen langen Lebens, sondern auch die ungezählter Ahnen. Hinter dieser Gestalt im Kaftan tauchen Priester und Propheten auf, eine lange Reihe von Männern, die dem Gesetz, welches menschliche Schicksale bestimmt, aufmerksam gelauscht haben. Die zwei einfachen Sätze, dieser Vergleich, an dem uns nur die Form witzig anmutet, sie schlagen die Brücken über einige Jahrtausende zu den Sprüchen der Väter und den Worten eines Jesaias. Während der Mund noch lächelt, spürt man die Erschütterung, die heraufkommt. Von einem Scherz gelangt man hier unmittelbar in das Gebiet des Feierlichen, von einer banalen Taktfolge des Alltags in den Bereich einer ewigen Melodie. In einer leicht hingeworfenen Bemerkung, die wie ein Scherz klingt, vielleicht auch als Scherz gemeint ist, taucht letzte Menschensehnsucht und -schwermut auf. Es ist in dieser Art von Judenwitz etwas, wovor man den Kopf senkt.

Es ist derselbe Witz in der Weisheit, dieselbe Weisheit im Witz, die Generation nach Generation den Nöten des eigenen und fremden Lebens abgerungen hat und die im Talmud, in den Aussprüchen seiner Kommen-

tatoren, in den Legenden und Parabeln der Chassidim und in den Reden mancher Rabbis aufleuchtet. Eigentlich ist es oft nur die Form, der geistreiche Vergleich, der solche Sentenzen zum Witz macht. Es besteht kein prinzipieller Unterschied zwischen witzigen Bemerkungen solcher Art, die aus dem tiefen Brunnen alter Erfahrungen kommen, und den tiefen Gedanken der Weisen dieses Volkes. Wenn Rabbi Mendel Kozker, als Knabe gefragt: „Wo wohnt Gott?" antwortet: „Wo man ihn hineinläßt", so ist in einem solchen Epigramm derselbe Geist lebendig, der aus der Bemerkung des Uhrmachers Reb Leiser spricht.

Erst jetzt, in der Rückschau auf diese einzelnen Beispiele, welche die anmutige, die bitter-ironische und die weltweise Gattung des jüdischen Witzes repräsentieren, wird mir klar, wieso es zu jener unbewußten Affektverschiebung kommen konnte. In diesen Witzen wird ja dasselbe, und dasselbe besser, dem feineren Ohre vernehmbarer, gesagt, was die dramatischen Vorgänge auf der Bühne mit ihren brutalen Effekten vergebens sagen wollen. Wenn dort Plünderung, Vergewaltigung und Vernichtung hereinbrechen, ein Sturmwind kommt und diesen armen Menschen alles nimmt, so ist die Tragik gewiß lärmender. Eindringlicher ist sie in den Obertönen, welche diese Witze begleiten. Die Nachricht, daß so und soviele Menschen einem Pogrom zum Opfer gefallen sind, empört uns, kann uns am Fortschritt der Kultur und der Menschheit zweifeln und verzweifeln machen. Was aber in diesen Witzen gesagt wird, und mehr noch, was in diesen Witzen nicht gesagt, doch ausgedrückt wird, erschüttert uns. Wenn der Kaufmann Aaron Leiser von den Schwierigkeiten toter Juden, einen Begräbnisplatz zu finden, erzählt, wird das Grotesk-Tragische der Verfolgung einer kleinen Menschengruppe, der man kein Stückchen Erde zum Leben und keines zum Totsein gönnt, deutlicher als in der Darstellung von Pogromszenen voll Mord und Raub.

Wenn er seiner Nichte rät, Kinder zu bekommen und so Rebellen im eigenen Hause zu haben, um es sich zu ersparen, Rebellion gegen den Staat zu machen, so wird in so scherzhafter Rede nicht nur die Vergänglichkeit und Belanglosigkeit politischer Bewegungen klarer als beim Zuhören der erregten Debatten des Stückes. Es dringt auch eine Ahnung von dem durch, worauf es im Leben des Einzelnen wirklich ankommt, es wird die Triebmelodie hörbar, die das Schicksal der aufeinanderfolgenden Geschlechter beherrscht. Ist es wirklich so wichtig, die Regierungsform zu wechseln, Revolution gegen dieses oder jenes Regime zu machen, wenn wir alle denselben kleinen Lebenskreis in Leid und Freud in derselben unabänderlichen Art beschreiben müssen?

Es ist dieselbe Melodie — doch ins Feierliche gewendet, über das vergnügliche und vergängliche Treiben hinweg — die im Vergleich mit den Uhren anklingt. Der Hinweis auf die Kürze der Zeit, die uns hier vergönnt ist, und auf die Lächerlichkeit des Streitens über die kleinen Differenzen, die uns angeblich entscheidend voneinander trennen, ist hier nur noch schmerzhaft eindringlicher und plastischer gestaltet. Jene Uhren, die man vergebens dazu bringen will, zu gleicher Zeit zu schlagen, sind vielleicht, jede einzelne, von der Richtigkeit ihrer Zeitangabe überzeugt und auf ihre Eigenart stolz. Bald aber ist das Räderwerk einer jeden von ihnen abgelaufen. Bald kommt die große Stille.

Der Affekt, der beim Anblick jener wüsten Szenen der Verfolgung einer Minderheit, ihres Leidens und ihres Unterganges aufgeweckt wurde, durfte sich mit Recht auf die wenigen Witze verschieben, denn sie sagen, was der Autor zu sagen hat, eindrucksvoller als die Bühnenvorgänge.

Auch in diesen Beispielen wird das Wesen des jüdischen Witzes erkennbar, jene unlösbare Verbindung

von Gedanklichem und Gemütvollem, die ihm so oft eigen ist. Auch hier fällt der schwere Schatten in den Wortglanz, dringt die Trauer in den Spaß. Auch hier spiegelt sich neben dem lustigen das tragische Antlitz der Welt. Für den jüdischen Witz gilt, was ein geistreicher Schriftsteller von dem genialen Komiker Pallenberg sagte: daß oft das eine Antlitz in das andere hineinversteckt sei wie ein Vexierbild. Daß noch in den Leidenschaften, die der Judenwitz verbirgt und verrät, das verborgene Leiden mitklingt, gibt ihm seine besondere Resonanz. Seine Komik wird durch die stumme Miterregung jener anderen Kraft verstärkt: der tragischen.

Die Ich-Einschränkung

Von Anna Freud, Wien

Aus dem Buche „Das Ich und die Abwehrmechanismen", das im Mai 1936 im Internationalen Psychoanalytischen Verlag in Wien erschienen ist. Das Buch enthält die folgenden Abschnitte: A. Theorie der Abwehrmechanismen; B. Beispiele für die Vermeidung von Realunlust und Realgefahr (Vorstufen der Abwehr); C. Zwei Beispiele für Abwehrtypen; D. Abwehr aus Angst vor der Triebstärke (dargestellt am Beispiel der Pubertät). Das im folgenden abgedruckte Kapitel ist dem Abschnitt B entnommen.

Die Parallele zwischen den Methoden der Unlustvermeidung nach außen und innen, die mit der Gegenüberstellung von Verleugnung und Verdrängung, Phantasiebildung und Reaktionsbildung begonnen hat, läßt sich an einem anderen, simpleren Abwehrmechanismus noch weiter fortsetzen. Die Methode der Leugnung mit daraufgesetzter Phantasie vom Gegenteil wird in Situationen verwendet, in denen der peinliche Außenweltseindruck unentrinnbar ist. Eine so komplizierte psychische Leistung ist gar nicht notwendig, wo das Ich des etwas älteren Kindes durch seine größere körperliche Bewegungsfreiheit und seine größeren psychischen Aktionsmöglichkeiten dem Reiz entrinnen kann. Statt den peinlichen Eindruck wahrzunehmen und nachträglich durch Besetzungsentzug zu entwerten, steht es dem Ich ja frei, es gar nicht auf das Zusammentreffen mit der gefährlichen äußeren Situation ankommen zu lassen. Das Ich kann also flüchten und „vermeidet" dadurch die Entstehung von Unlust im wahrsten Sinne des Wortes. Dieser Mechanismus der Vermeidung ist ein so primitiver und selbstverständlicher, ist auch so untrennbar mit der normalen Ich-Bildung verknüpft,

daß es nicht leicht ist, ihn für die Zwecke der theoretischen Diskussion aus seinen gewöhnlichen Zusammenhängen zu lösen und gesondert zu betrachten.

Derselbe Knabe, den ich im vorigen Kapitel als Mützenträger eingeführt habe, gibt mir während seiner Analyse auch Gelegenheit, solche Entwicklungen seiner Unlustvermeidung zu beobachten. Er findet eines Tages bei mir einen kleinen Block mit magischen Blättern, die er sehr schätzt und liebt. Er macht sich eifrig daran, die einzelnen Blätter mit einem bunten Bleistift anzustreichen, und ist zufrieden, daß ich das gleiche tue. Plötzlich wirft er aber einen Blick auf meine Arbeit hinüber, stockt und wird verstört. Im nächsten Augenblick legt er seinen Buntstift beiseite, schiebt mir den ganzen Vorrat zu, den er bis dahin eifersüchtig gehütet hat, steht auf und sagt: „Mach du sie nur, ich schau viel lieber zu." Es ist deutlich, daß ihm beim Herüberschauen mein Zeichenblatt schöner, fertiger oder vollkommener erschienen ist als seines. Der Vergleich wirkt offenbar auf ihn als Schock. Aber er beendet, schnell gefaßt, die Konkurrenz mit ihren peinlichen Folgen durch den Verzicht auf die eben noch lustbetonte Tätigkeit. Er begibt sich in die Rolle des Zuschauers, dessen nicht vorhandene Leistung mit keiner fremden mehr verglichen werden kann, und verhütet durch diese Einschränkung die Wiederholung des unlustvollen Eindrucks.

Dieser Vorfall bleibt auch kein vereinzelter. Ein Spiel mit mir, in dem er nicht gewinnt, ein Abziehbild, das mehr Defekte zeigt als meines, irgendeine Einzelhandlung, die er mir nicht gleich nachmachen kann, genügen, um den gleichen Stimmungsumschwung bei ihm hervorzurufen. Er wird unlustig, inaktiv und zieht wie automatisch sein Interesse von der jeweiligen Beschäftigung zurück. Dafür verweilt er zwanghaft und endlos bei andern, bei denen er sich überlegen fühlt. Es ist nur selbstverständlich, daß er sich in seiner ersten

6*

Schulklasse auch nicht anders benehmen kann als im Zusammensein mit mir. Er verweigert konsequent jedes Mittun bei Spiel und Arbeit der andern, bei dem er sich nicht völlig sicher weiß. Er geht zwischen den Kindern herum und „schaut zu". Seine Methode zur Bewältigung von Unlust durch Umkehrung ins lustvolle Gegenteil hat sich verwandelt. Er schränkt seine Ich-Funktionen ein, zieht sich, sehr zum Schaden seiner Entwicklung, von allen äußeren Situationen zurück, die ihm die am meisten gefürchtete Unlust präsentieren könnten. Nur im Verkehr mit sehr viel jüngeren Kindern kann er sich auch weiterhin uneingeschränkt und interessiert benehmen.

In modern geführten Kindergärten und in Schulanstalten, in denen der Gesamtunterricht zugunsten des frei gewählten individuellen Lernens in den Hintergrund tritt, ist der Typus meines Mützenträgers gar nichts Seltenes. Die dort arbeitenden Erzieher berichten, daß zwischen den gewohnten Gruppen der Aufgeweckten, Interessierten und Fleißigen einerseits und den intellektuell Stumpferen, Uninteressierten und Faulen anderseits eine neue Zwischenschicht von Kindern entstanden ist, deren Zustand sich auf den ersten Blick in keine der bekannten Kategorien von Lernstörung einreihen läßt. Diese Kinder sind trotz ausgesprochener Intelligenz und guter Entwicklung, trotzdem sie von den Mitschülern als gute Kameraden geachtet werden, nicht in den regelrechten Spiel- oder Arbeitsbetrieb einzuordnen. Sie benehmen sich, als wären sie eingeschüchtert, obwohl die Schulmethoden Kritik und Tadel streng vermeiden. Aber schon der bloße Vergleich ihrer Leistungen mit denen der andern genügt, um ihnen ihre Arbeit zu entwerten. Aus dem Mißlingen einer Aufgabe oder eines Materialspiels beziehen sie eine dauernde Abneigung gegen die Wiederholung des Versuchs. Sie bleiben darum untätig, wollen sich an keinen Platz und keine Beschäftigung binden und begnügen sich damit,

den andern bei der Arbeit zuzuschauen. Sie wirken sekundär durch ihr Herumlungern auch dissozial, denn sie geraten in ihrer Langeweile in Konflikte mit denjenigen, die in Arbeit oder Spiel vertieft sind.

Es liegt nahe, diese Kinder wegen des Kontrastes zwischen ihrer guten Begabung und ihren schlechten Leistungen als neurotisch gehemmte zu betrachten und hinter ihrer Störung dieselben Vorgänge und Inhalte zu vermuten, die uns aus der Analyse echter Hemmungen bekannt sind. Beide Zustandsbilder zeigen jedenfalls die gleiche Beziehung zur Vergangenheit. Bei beiden spielt das Symptom sich nicht am Eigentlichen ab, sondern nur an einem aktuellen Ersatz für ein zentrales Element der Vergangenheit. Bei der Rechen- oder Denkhemmung der Schüler, der Sprechhemmung der Erwachsenen, der Spielhemmung des Musikers zum Beispiel ist nicht das gedankliche Hantieren mit Vorstellungen oder Zahlen, das Aussprechen der Worte, das Führen des Geigenbogens oder das Berühren der Klaviertasten die eigentlich vermiedene Tätigkeit. Diese an sich harmlosen Ich-Leistungen sind nur in Beziehung zu alten abgewehrten Sexualhandlungen geraten, haben deren Vertretung auf sich genommen und ziehen als „sexualisierte" Tätigkeiten jetzt die Abwehr auf sich. Ebenso hat die aus den Vergleichen bezogene Unlust, gegen die die geschilderten Kinder sich wehren, nur Ersatzcharakter. Die bessere Leistung, die die Außenwelt ihnen entgegenhält, bedeutet, wenigstens bei meinem Patienten, den Anblick des größeren Genitales, das ihn neidisch macht, der Wettstreit, in den sie sich einlassen sollen, die aussichtslose Konkurrenz mit dem Rivalen der Ödipusphase oder die unlustvolle Demonstration des Geschlechtsunterschiedes.

Dafür unterscheiden sich die beiden Störungen in einem andern Punkte. Die Arbeitsfähigkeit der beschriebenen Zuschauer läßt sich durch einen Wechsel in den Arbeitsbedingungen wieder herstellen. Die echten Hem-

mungen sind konsequent und bleiben von Veränderungen in der Umwelt eher unbeeinflußt. Ein kleines Mädchen einer solchen Kindergruppe zum Beispiel ist durch äußere Umstände genötigt, der ersten Schulklasse, in der sie „zuschaut", für eine Weile fernzubleiben. Sie wird allein unterrichtet und bewältigt plötzlich spielend den Lehrstoff, zu dem sie im Beisein der andern Kinder keinen Zugang finden konnte. Derselbe Umschwung zeigt sich auch bei einer andern Siebenjährigen. Sie erhält Nachhilfeunterricht, um den schlechten Schulfortgang auszugleichen. Sie benimmt sich in diesen Einzelstunden normal und ungehemmt, ohne daß diese gute Leistung aber in den parallel danebenlaufenden Schulunterricht zu übertragen wäre. Die beiden Schulmädchen können also lernen, wenn ihre Leistungen nur nicht den Vergleich mit denen der Kolleginnen aushalten müssen; mein kleiner Patient kann sich beschäftigen, wenn kleinere und nicht größere Kinder seine Spielgefährten sind. Für den äußeren Anschein benehmen diese Kinder sich, als wäre die Handlung selbst von innen und außen durch Verbote unterbunden. In Wirklichkeit verbietet sie sich von selbst, wenn sie zu einem unlustvollen Eindruck führt. Die Lage dieser Kinder ist also dieselbe wie die uns aus dem Studium der Weiblichkeit [1]) bekannte innere Situation des kleinen Mädchens an einem entscheidenden Entwicklungspunkt. Abgesehen von Strafe und Gewissensangst verzichtet das Mädchen zu einer bestimmten Zeit auf seine Klitorismasturbation und schränkt damit die männlichen Bestrebungen ein. Sie fühlt sich durch den Vergleich mit dem zur Marsturbation besser ausgestatteten Knaben in ihrer Selbstliebe gekränkt und will nicht durch die Wiederholung der masturbatorischen Handlungen ständig an diese Zurücksetzung erinnert werden.

---

[1]) Freud: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in der Psychoanalyse. Ges. Schr., XII. Bd., S. 283.

Es wäre aber falsch, zu glauben, daß nur die Unlust des Unterliegens im Vergleich, also Enttäuschung und Entmutigung mit Hilfe solcher Einschränkungen vermieden werden. In der Behandlung eines zehnjährigen Patienten habe ich Gelegenheit, denselben Vorgang zur Vermeidung direkter Realangst aus umgekehrtem Anlaß als passageres Symptom in Tätigkeit treten zu sehen. Der Knabe entwickelt sich in einer bestimmten Phase seiner Analyse zum glänzenden Fußballspieler. Die großen Jungen der Schule schätzen seine Leistung und lassen den viel Jüngeren zu seiner Freude als Gleichberechtigten zu ihren Spielen zu. Nach kurzer Zeit berichtet er mir einen Traum: *Er spielt Ball. Ein großer Junge schießt so stark, daß er nur gerade noch über den Fußball wegspringen kann, um nicht getroffen zu werden.* Er erwacht danach mit Angst. — Die Deutung zeigt, daß sein Stolz über den Verkehr mit Großen sich schnell in Angst verwandelt hat. Er fürchtet die Aggression der älteren Jungen, die ihn um sein Spiel beneiden könnten. Die anfangs lustvolle Situation, die er durch seine Leistung schafft, hat sich damit in eine ängstliche verwandelt. Das gleiche Thema wiederholt sich kurz darauf in einer Einschlafphantasie. Er sieht die Buben, die ihm mit dem Ball die Füße abschießen wollen. Der große Fußball fliegt auf ihn zu, er zuckt im Bett mit seinen Füßen in die Höhe, um sie noch zu retten. Die Füße spielen bei ihm, wie seine Analyse schon ergeben hat, auf dem Umweg über Geruchsempfindungen, Steifheit, Lahmheit usw. eine besondere Rolle als Vertreter seines Genitales. — Mit Traum und Phantasie ist die Entwicklung seiner neuen Leidenschaft gestört. Seine Leistungen gehen zurück, das Ansehen, das er in der Schule dafür genossen hat, verschwindet schnell wieder. Er sagt mit diesem Rückzug: „Ihr braucht mir nicht die Füße abzuschießen, ich bin ja ohnehin kein guter Spieler mehr."

Mit dieser Einschränkung seines Ichs nach einer Seite

ist der Prozeß bei ihm aber noch nicht zu Ende. Er verstärkt plötzlich beim Rückzug vom Sport eine ganz andere Seite seiner Leistungen, nämlich seine seit jeher vorhandene Neigung zur Dichtkunst und zur Schriftstellerei. Er liest mir Gedichte vor, verfertigt eigene, bringt mir Novellen mit, die er schon als Siebenjähriger geschrieben hat, und macht weitgehende Zukunftspläne für seine Dichterkarriere. Der Fußballspieler hat sich damit in einen Literaten verwandelt. In einer Stunde dieser Art gibt er mir eine graphische Darstellung seiner Einstellung zu den verschiedenen männlichen Berufen und Betätigungen. Die Literatur bekommt dabei einen großen dicken Punkt in der Mitte seiner Zeichnung zugewiesen, Wissenschaften aller Art werden im Kreis darum angeordnet, die praktischen Berufe folgen in entfernteren Punkten. In einer obersten Ecke des Blattes, ganz am Rand gelegen, erhält schließlich der vor kurzem noch so wichtige Sport ein winziges Pünktchen, das seine höchste Geringschätzung für solche Vergnügungen ausdrücken soll. Es ist lehrreich, zu sehen, wie schon nach wenigen Tagen seine bewußte Wertschätzung nach Art einer Rationalisierung seiner Angst gefolgt ist. Auf dem Gebiet der Dichtkunst bringt er allerdings in diesen Tagen wirklich Erstaunliches zusammen. Die leere Stelle, die durch Ausfall der Sportleistung in seiner Ich-Funktion entstanden ist, wird durch tatsächliche Überproduktion nach einer andern Richtung in gewissem Sinne wieder wettgemacht. Die Analyse macht natürlich klar, daß die Angst vor der Rache der großen Buben ihre Stärke aus der Wiederholung seiner Vaterkonkurrenz bezieht.

Ein zehnjähriges Mädchen geht mit großen Erwartungen in ihre erste Tanzgesellschaft. Sie gefällt sich in ihren neuen Kleidern und Schuhen, auf die sie sehr viel Nachdenken verwendet hat, und verliebt sich augenblicklich in den hübschesten und vornehmsten der anwesenden Buben. Der Zufall, daß er als gänzlich Un-

bekannter den gleichen Familiennamen trägt wie sie, gibt ihr Anlaß zu einer Phantasie geheimer Zugehörigkeit. Sie benimmt sich entgegenkommend gegen ihn, findet aber keine Anerkennung. Er macht sogar nach einem Tanz eine spöttische Bemerkung über ihre Ungeschicklichkeit. Die Enttäuschung wirkt auf sie wie eine schockartige Beschämung. Sie vermeidet von da an solche Gesellschaften, verliert das Interesse an Kleidern und gibt sich keine Mühe mehr, das Tanzen zu erlernen. Eine Weile behält sie noch ein gewisses Vergnügen daran, andern Kindern unbeteiligt und ernsthaft beim Tanzen zuzuschauen und eventuelle Aufforderungen abzuweisen. Allmählich belegt sie diese ganze Seite ihres Lebens mit hochmütiger Verachtung. Aber gleichzeitig macht sie, ebenso wie der Fußballspieler, diese Ich-Einschränkung wieder wett. Sie steigert beim Rückzug von den weiblichen Interessen ihre Denk- und Lernleistungen und erwirbt sich schließlich auf einem längeren Umweg doch noch die Anerkennung vieler Buben ihres Alters. Die spätere Analyse zeigt, daß die Zurückweisung durch den gleichnamigen Jungen von ihr als Wiederholung eines traumatischen Ereignisses der allerersten Kinderjahre verstanden worden ist. Das Element in der Situation, vor der ihr Ich flüchtet, ist hier wieder nicht Angst oder Schuldgefühl, sondern intensivste Unlust über eine erfolglose Werbung.

Kehren wir von hier aus noch einmal zum Unterschied zwischen Hemmung und Ich-Einschränkung zurück. Der neurotisch Gehemmte wehrt sich gegen die Durchsetzung einer verpönten Triebhandlung, also gegen Unlustentbindung durch innere Gefahr. Auch wo seine Angst und Abwehr sich wie in der Pobie scheinbar gegen die Außenwelt richten, fürchtet er in ihr sein Inneres. Er vermeidet die Straße, um seinen eigenen alten Versuchungen dort nicht zu begegnen. Er weicht seinem Angsttier aus, nicht um sich gegen das Tier selbst, sondern gegen seine eigenen, durch eine Begeg-

nung geweckten aggressiven Regungen und ihre Folgen zu schützen. Die Methode der Ich-Einschränkung anderseits wehrt aktuelle unlustvolle Außenwelteindrücke ab, die das Wiederaufleben vergangener unlustvoller Außenwelteindrücke zur Folge hätten. Der Unterschied zwischen Hemmung und Ich-Einschränkung liegt also wieder wie beim Vergleich zwischen Verdrängung und Verleugnung darin, daß der Abwehrvorgang das eine Mal gegen das eigene Innere, das andere Mal gegen die Reize der Außenwelt gerichtet wird.

Weitere Differenzen zwischen diesen beiden Zustandsbildern sind dann noch Folgen dieses einen prinzipiellen Unterschieds. Hinter der neurotisch gehemmten Handlung steht ein Triebwunsch. Die Hartnäckigkeit, mit der jede einzelne Es-Regung sich um Erreichung ihres Befriedigungsziels bemüht, verwandelt den einfachen Hemmungsvorgang in ein fixiertes neurotisches Symptom, in dem Es-Wunsch und Abwehr ständig miteinander ringen. Das Individuum verausgabt seine Energie in diesem Kampf und bleibt an den Wunsch, zu rechnen, vorzutragen, Violine zu spielen usw. mit geringen Abwandlungen vom Es aus gebunden, wobei gleichzeitig die Verhinderung oder wenigstens die Verschlechterung seiner Ausführung vom Ich her mit derselben Standhaftigkeit erzwungen wird.

Bei der Ich-Einschränkung aus Realangst oder -unlust liegt eine solche Bindung an die gestörte Tätigkeit nicht vor. Hier steht nicht die Handlung selbst, sondern die durch sie erzeugte Unlust oder Lust im Vordergrund. Bei seiner Suche nach Lust und seiner Unlustvermeidung wirtschaftet das Ich frei mit allen Leistungen, die zur Verfügung stehen. Es läßt die Handlungen fallen, die zu Unlust- oder Angstentbindung führen, hält auch den Wunsch nach ihrer Ausführung nicht fest. Es zieht sein Interesse von ganzen Gebieten zurück und wirft die Aktivität nach schlechten Erfahrungen in möglichst entgegengesetzte Richtungen. So wird aus dem

Fußballspieler ein Dichter, aus der enttäuschten Tänzerin die Vorzugsschülerin. Natürlich schafft das Ich dabei nicht neue Fähigkeiten, es kann sich nur vorhandener bedienen.

Die Ich-Einschränkung als Methode der Unlustvermeidung gehört ebenso wie die verschiedenen Formen der Leugnung nicht der Neurosenpsychologie, sondern dem normalen Prozeß der Ich-Entwicklung an. Beim jungen und plastischen Ich belohnt sich der Rückzug von der einen Seite gelegentlich durch konzentrierte Höchstleistungen auf anderem Gebiet. Wo das Ich starr ist oder wo es sich bereits eine Intoleranz für Unlust erworben hat und sich zwanghaft an die Fluchtmethode bindet, dort bestraft sich diese durch schlechte Folgen für die Ich-Ausbildung. Das Ich wird durch den Rückzug aus zu vielen Positionen einseitig, verliert zu viele Interessen und verarmt an Leistungen.

Die theoretische Unterschätzung der Einstellung des kindlichen Ichs auf Unlustvermeidung ist mitverantwortlich für das Mißlingen mancher pädagogischer Experimente der letzten Jahre. Die moderne Pädagogik will dem wachsenden Ich des Kindes größere Handlungsfreiheit, vor allem freie Wahl der Tätigkeit und Interessen sichern. Absicht ist die bessere Entwicklung des Ichs und die Unterbringung aller Sublimierungen. Aber das Kind der Latenzperiode kann die Aufgabe der Angst- und Unlustvermeidung noch höher stellen als direkte oder indirekte Triebbefriedigung. Es wählt in vielen Fällen, wo es nicht von äußeren Forderungen gelenkt wird, seine Beschäftigungen nicht nach Begabung und Sublimierungsmöglichkeit, sondern nur nach schneller Sicherung vor Angst und Unlust. Zur Überraschung der Erzieher ist dann der Erfolg solcher Wahlfreiheit nicht Persönlichkeitsentfaltung, sondern Ich-Verarmung.

*

Mit Hilfe solcher Abwehrmittel gegen reale Unlust und Realgefahr, von denen ich drei hier beispielsweise ange-

führt habe, betreibt das kindliche Ich Neurosenprophylaxe auf seine eigene Gefahr. Es hält Angstentwicklung auf und deformiert sich selbst zum Zweck der Leidensverhütung. Aber die Schutzmaßnahmen, die es aufbaut, wie etwa die Flucht vor körperlicher Leistung auf geistiges Gebiet, wie die Bindung der Frau an Gleichstellung mit Männern, wie die Einschränkung des Funktionierens auf den Verkehr mit Schwächeren, sind im späteren Leben allen Angriffen von außen ausgesetzt. Änderungen der Lebensform, die durch Katastrophen, wie Objektverlust, Krankheit, Not und Krieg erzwungen werden, konfrontieren das Ich von neuem mit der ursprünglichen Angstsituation. Ein solcher Entzug des Angstschutzes kann dann, nicht anders als die Versagung gewohnter Triebbefriedigung, zum aktuellen Anlaß für Neurosenbildung werden.

In der Unselbständigkeit des kindlichen Lebens läßt sich ein solcher Anlaß zur Neurosenbildung gelegentlich je nach dem Willen des Erwachsenen erzeugen oder aus dem Wege räumen. Das Kind, das in der freien Schule nicht lernt, sondern zuschaut oder zeichnet, wird unter den Bedingungen des strengeren Schulbetriebs „gehemmt". Die Unerbittlichkeit, mit der die Außenwelt an einer Forderung festhält, ergibt die Bindung an die Tätigkeit, die Unlust bringt; die Unentrinnbarkeit der Unlust aber verlangt nach neuen Mitteln der Bewältigung. Anderseits kann auch die fertige Hemmung oder ein Symptom noch von dem Außenschutz beeinflußt werden. Die Mutter, die sich durch den Anblick des gestörten Kindes geängstigt und in ihrem Stolz gekränkt fühlt, verschafft ihm Sicherung und verhütet das Zusammentreffen mit Unlustsituationen in der Außenwelt. Das heißt aber, sie benimmt sich dem Symptom des Kindes gegenüber nicht anders als der Phobiker zu seinem Angstfall, sie ermöglicht Flucht und Leidensverhütung durch künstliche Einschränkung der kindlichen Handlungsfreiheit. Diese gemeinsame Arbeit an

der Sicherung gegen Angst und Unlust bei Mutter und Kind trägt wahrscheinlich die Verantwortung für die so häufige Symptomlosigkeit der kindlichen Neurosen. Man muß ein solches Kind erst seinem Schutz entziehen, ehe der Umfang seiner Symptome sich objektiv beurteilen läßt.

Triebangst in der Pubertät

Von Anna Freud, Wien

Aus dem Abschnitt D des Buches „Das Ich und die Abwehrmechanismen", dem auch der Beitrag S. 82 entnommen wurde.

Wir schätzen die Phasen von Libidosteigerung im menschlischen Leben für die analytische Erforschung des Es seit jeher sehr hoch ein. Wünsche, Phantasien und Triebvorgänge, die zu anderen Zeiten unbemerkt oder unbewußt vor sich gehen, steigen durch die erhöhte Besetzung zum Bewußtsein auf, überwinden, wo es nötig ist, die Hindernisse, die die Verdrängung ihnen entgegenstellt, und werden im Durchbruch der Beobachtung zugänglich.

Aber auch die analytische Erforschung des Ichs hat allen Grund, diesen Perioden von Libidosteigerung ihr Interesse zuzuwenden. Durch die Intensivierung der Triebansprüche werden, wie wir gesehen haben, indirekt auch die Anstrengungen des Individuums, den Trieb zu bewältigen, in die Höhe getrieben. Allgemeine Tendenzen des Ichs, die in Zeiten ruhigen Trieblebens wenig auffällig sind, bekommen dadurch neue Deutlichkeit und die ausgeprägten Ich-Mechanismen der Latenz oder Erwachsenheit können sich bis zur krankhaften Charakterverzerrung übersteigern. In der Pubertät sind es unter anderen besonders zwei Einstellungen des Ichs dem Triebleben gegenüber, die in ihrer Steigerung für den Beobachter neue Lebendigkeit bekommen und uns den Zugang zum Verständnis einiger typischer Eigenheiten der Pubertät verschaffen: nämlich der Askese des Jugendlichen und seiner Intellektualität.

Die Pubertätsaskese

Die Triebfeindlichkeit des Jugendlichen, wo immer wir sie mitten zwischen seinen Triebexzessen, Triebdurchbrüchen und anderen ihr widersprechenden Ein-

stellungen beobachten können, geht weit über das hinaus, was wir unter den Bedingungen des normalen Lebens, der leichteren oder schwereren neurotischen Erkrankung an Triebverdrängung zu sehen gewöhnt sind. Sie ähnelt in ihrem Auftreten und ihrer Ausbreitung weniger den Erscheinungen bei ausgesprochener neurotischer Erkrankung als der Einstellung zum Trieb, die bei den Asketen aus religiösem Fanatismus zu finden ist. Bei der Neurose finden wir, daß die Triebabweisung durch Verdrängung immer an die Art, die Qualität des Triebes geknüpft ist. Das heißt etwa: der Hysteriker verdrängt die genitalen Regungen, die mit den Objektwünschen des Ödipuskomplexes zusammenhängen, benimmt sich aber anderen Triebwünschen gegenüber, wie zum Beispiel den analen oder aggressiven Regungen, eher gleichgültig oder tolerant. Die Verdrängung des Zwangsneurotikers richtet sich gegen die anal-sadistischen Wünsche, die durch die stattgefundene Regression zum Träger seiner Sexualität geworden sind; aber er toleriert zum Beispiel orale Befriedigungen und hat kein besonderes Mißtrauen gegen etwa vorhandene exhibitionistische Gelüste, die nicht direkt mit dem Zentrum seiner Neurose zusammenhängen. Bei der Melancholie wieder sind es besonders die oralen Tendenzen, die der Abweisung verfallen, beim Phobiker die mit dem Kastrationskomplex zusammenhängenden Regungen, die die Verdrängung herausfordern. In allen diesen Fällen aber ist die Triebabweisung keine unterschiedslose, es läßt sich immer in der Analyse eine bestimmte Beziehung zwischen der Qualität des verdrängten Triebes und der individuellen Begründung seiner Ausstoßung aus dem Bewußtsein aufdecken.

Die Triebabweisung, die wir in der Analyse von Jugendlichen verfolgen können, gibt ein anderes Bild. Sie nimmt zwar auch ihren Ausgangspunkt von besonders verpönten Zentren des Trieblebens, etwa von den Inzestphantasien der Vorpubertät oder der Steigerung der kör-

perlichen Onaniehandlungen, die der Abfuhr solcher Wünsche dienen. Aber sie verbreitet sich von da aus mehr oder weniger unterschiedslos über das ganze Leben. Wie schon weiter oben hervorgehoben, handelt es sich dem Jugendlichen nicht um die Befriedigung oder Versagung spezieller Triebwünsche, sondern um Triebgenuß oder Triebverzicht an und für sich. Jugendliche, die eine solche asketische Phase durchmachen, scheinen die Quantität des Triebes zu fürchten, nicht seine Qualität. Ihr Mißtrauen gegen den Genuß ist ein allgemeines, so scheint es am sichersten, dem gesteigerten Verlangen einfach ein gesteigertes Verbot entgegenzusetzen. Jedem „Ich will" des Triebes wird ein „Du darfst nicht" des Ichs entgegengestellt, nicht viel anders, wie strenge Eltern es in der ersten Erziehung des Kleinkindes zu halten pflegen. Dieses Triebmißtrauen des Jugendlichen hat einen gefährlich fortschreitenden Charakter; es kann sich von den wirklichen Triebwünschen angefangen bis auf die alltäglichsten körperlichen Bedürfnisse erstrecken. Wir kennen aus der gewöhnlichen Beobachtung die Jugendlichen, die sich alle ans Geschlechtliche streifenden Bedürfnisse streng versagen, die die Gesellschaft Gleichaltriger meiden, jeder Unterhaltung ausweichen, nach puritanischem Vorbild von Theater, Musik und Tanz nichts wissen wollen. Der Verzicht auf Schönheit und Gefälligkeit der Kleidung paßt noch gut in diesen Zusammenhang des sexuellen Verbotes. Aber wir fangen an besorgt zu werden, wenn die Verweigerung sich auf harmlose und notwendige Dinge erstreckt, wenn der betreffende Jugendliche sich den gewöhnlichsten Kälteschutz versagt, sich in jeder Beziehung kasteit, sich unnötigen gesundheitlichen Schädigungen aussetzt; wenn er nicht nur besondere orale Genüsse vermeidet, sondern auch die tägliche Nahrung „aus Prinzip" auf ein bescheidenes Mindestmaß einschränkt; wenn er aus einem Langschläfer zu einem erzwungenen Frühaufsteher wird; wenn er sich das

Lachen und Lächeln mißgönnt, ja im extremen Fall Defäkation und Harnentleerung bis zum äußersten verhält, mit der Begründung, daß man nicht jedem Bedürfnis gleich nachgeben müsse.

Eine Triebabweisung dieser Art unterscheidet sich auch noch in einem andern Punkt von der gewöhnlichen Verdrängung. Unter den Bedingungen der Neurose sind wir gewöhnt zu sehen, daß überall dort, wo eine Triebbefriedigung durch Verdrängung gestört wird, eine Ersatzbefriedigung an ihre Stelle rückt. Die Hysterie bedient sich zu diesem Zweck der Konversion, d. h. der Abfuhr der sexuellen Erregung in andere, sexualisierte Körperteile oder Körpervorgänge. Die Zwangsneurose verschafft sich regressive Ersatzlust, die Phobie zumindest einen sekundären Krankheitsgewinn. Außerdem erscheinen an Stelle der verbotenen Befriedigungen verschobene Genüsse, reaktive Bildungen; von den wirklichen neurotischen Symptomen, den Anfällen, Tics, Zwangshandlungen, Grübeleien usw. wissen wir, daß sie Kompromißbildungen sind, in denen das Gebot von Ich und Über-Ich sich nicht energischer durchsetzt als das Triebverlangen des Es. Die Triebabweisung des Jugendlichen anderseits läßt für solche Ersatzbefriedigung keinen Raum, sie scheint einem andern Mechanismus zu folgen. Statt Kompromißbildungen, die den neurotischen Symptomen entsprechen, und an Stelle von den gewöhnlichen Verschiebungen, Regressionen, Rückwendungen gegen die eigene Person findet sich fast regelmäßig ein Umschlag der Askese in den Triebexzeß, in dem ohne alle Rücksicht auf Einschränkungen von außen her plötzlich alles erlaubt wird, was vorher verboten war. So unwillkommen diese Triebexzesse der Umgebung des Jugendlichen an und für sich ihres dissozialen Charakters wegen sein müssen, so entsprechen sie, analytisch gesehen, doch momentanen Spontanheilungen des asketischen Zustands. Wo solche Selbstheilungen nicht vorfallen, wo das Ich auf irgendeine

unerklärte Weise die Kraft hat, die Triebabweisung konsequent zu Ende zu führen, dort kommt es zur Lahmlegung der Lebenstätigkeiten, also zu einer Art katatonen Zustands, den wir nicht mehr dem gewöhnlichen Pubertätsablauf, sondern schon einer Art psychotischer Veränderung zuweisen müssen.

Es entsteht die Frage, ob man wirklich berechtigt ist, diese Triebabweisung im Pubertätsschub von der gewöhnlichen Triebabweisung durch Verdrängung abzutrennen. Die Grundlagen für eine solche begriffliche Sonderung wären nur im Anfang des Prozesses das Überwiegen der Angst vor der Triebquantität über die Angst vor der Qualität des Triebanspruchs und an seinem Ausgang das Zurücktreten von Ersatzbefriedigungen und Kompromißbildungen zugunsten eines schroffen Nebeneinander oder Nacheinander, besser gesagt, eines Wechsels von Triebverzicht und Triebexzeß. Wir wissen anderseits, daß auch bei der gewöhnlichsten neurotischen Verdrängung die quantitative Besetzung des abzuweisenden Triebes eine große Rolle spielt und daß auch unter den Bedingungen der Zwangsneurose ein Nacheinander von Verbot und Erlaubnis nur das Gewöhnliche ist. Trotzdem bleibt der Eindruck, daß es sich bei der Askese des Jugendlichen um einen primitiveren, weniger zusammengesetzten Prozeß handelt als bei der eigentlichen Verdrängung, daß wir es hier vielleicht mit einem Sonderfall oder eher einer Vorstufe von Verdrängungsaktionen zu tun haben.

Das analytische Studium der Neurosen hat nun schon seit langem zu der Vermutung geführt, daß im Menschen eine Neigung zur Abweisung bestimmter Triebe, besonders der Sexualtriebe, ohne alle Erfahrung und ohne spezielle Auswahl als phylogenetische Erbschaft schon von vornherein vorhanden ist, d. h. als Niederschlag der Triebverdrängungen, die viele Generationen bereits geübt haben und die im individuellen Leben nur fortgesetzt, nicht neu eingeführt werden. Bleuler hat

für diese doppelte Einstellung des Menschen zum Geschlechtsleben — konstitutionelle Abneigung bei gleichzeitiger Begierde — seinen Begriff der Ambivalenz geprägt.

Diese primäre Triebfeindlichkeit des Ichs, seine Angst vor der Triebstärke, wie wir sie nennen, ist aber in ruhigen Lebensperioden nicht viel mehr als ein theoretischer Begriff. Wir vermuten, daß sie überall dort als Grundlage zu finden ist, wo das Individuum überhaupt Triebängste entwickelt. Für die Beobachtung aber wird sie von den viel deutlicheren und lauteren Erscheinungen überdeckt, die der Realangst und Gewissensangst entspringen und sich auf schockartig wirkende Vorfälle des individuellen Lebens zurückführen lassen.

Es könnte sein, daß es die quantitative Triebsteigerung des Pubertätsschubes wie auch anderer Triebschübe im Laufe des individuellen Lebens ist, die diese primäre Triebfeindlichkeit des Ichs zu einem eigenen lebendigen Abwehrmechanismus steigert. Was wir in der Pubertätsaskese zu sehen bekommen, wären dann nicht eigentlich qualitativ bedingte Verdrängungsaktionen, sondern eben die unterschiedslose, primäre und primitive angeborene Feindschaft zwischen Ich und Trieb.

Die Intellektualisierung in der Pubertät

Wenn die Auffassung zu Recht besteht, daß unter den Bedingungen eines Libidovorstoßes allgemeine Einstellungen des Ichs sich zur Bedeutung wirklicher Abwehrmethoden erheben können, dann läßt sich dieser Gesichtspunkt vielleicht auch auf andere Ich-Veränderungen ausdehnen, die in der Pubertät zustande kommen.

Wir wissen, daß das Hauptgebiet für Verwandlungen in der Pubertät das Trieb- und Gefühlsleben ist, ferner,

daß das Ich sich sekundär überall dort verändert, wo es direkt mit der Bewältigung des Trieb- und Gefühlslebens zu tun hat. Aber der Bereich der Pubertätsveränderungen ist damit natürlich noch lange nicht erschöpft. Der Jugendliche wird unter den Bedingungen des Pubertätsschubes triebhafter; das ist verständlich und bedarf keiner weiteren Erklärung. Er wird moralischer und asketischer; die Erklärung dafür ergibt sich aus dem Kampf zwischen Ich und Es, der sich in ihm abspielt. Aber er wird auch gescheiter, steigert alle seine intelluktuellen Bedürfnisse; es ist auf den ersten Blick nicht einzusehen, was dieser Fortschritt in der intellektuellen Entwicklung mit dem Fortschritt in der Triebentwicklung und der Steigerung der Ich-Entwicklung durch erhöhte Abwehrbedürfnisse zu tun haben soll.

Wir sind im allgemeinen eher darauf vorbereitet zu finden, daß Trieb- oder Gefühlsstürme und Intellektualität in einem umgekehrten Verhältnis zueinander stehen. Schon im Zustand der normalen Verliebtheit verringert sich die intellektuelle Leistungsfähigkeit eines Menschen; sein Verstand funktioniert weniger verläßlich. Je mehr ihm an der Durchsetzung seiner triebhaften Wünsche liegt, desto weniger Neigung hat er gewöhnlich, sie verstandesgemäß zu betrachten und auf ihre vernünftige Begründung zu prüfen.

Beim Jugendlichen scheint das für die erste Beobachtung ganz anders. Es gibt einen Typus von Halbwüchsigen, bei denen der Sprung nach vorwärts in der intellektuellen Entwicklung nicht weniger auffällig und überraschend ist als der Entwicklungsvorstoß auf den anderen Gebieten. Wir wissen, wie häufig bei Knaben in der Latenzperiode das Interesse sich einseitig ganz auf reale und sachliche Dinge richtet. Entdeckungen und Abenteuer, Zahlen und Größenverhältnisse, Schilderungen fremder Tiere und Gegenstände dirigieren die Leselust der einen; andere beschränken sich auf

Motoren von der einfachsten bis zur kompliziertesten Form. Das Gemeinsame bei beiden Typen ist gewöhnlich die Bedingung, daß der Gegenstand, mit dem man sich beschäftigt, konkret sein muß, also kein Produkt der Phantasie, wie die Märchen und Fabeln der ersten Kindheitsperiode, sondern in der Wirklichkeit real und körperlich vorhanden. Diese konkreten Interessen der Latenzperiode können sich nun von der Vorpubertät angefangen immer auffälliger ins Abstrakte verwandeln. Besonders die Jugendlichen, die Bernfeld in seinem Typus der „verlängerten Pubertät" geschildert hat, haben ein unstillbares Verlangen, über abstrakte Themen zu denken, zu grübeln und zu reden. Sehr viele Jugendfreundschaften werden auf der Basis dieses Bedürfnisses nach gemeinsamem Grübeln und gemeinsamer Diskussion begründet und unterhalten. Die Themen, die diese Jugendlichen beschäftigen, und die Probleme, die sie zu lösen versuchen, sind sehr weitreichende. Es handelt sich ihnen gewöhnlich um die Formen der freien Liebe oder um Ehe und Familiengründung, um Freiheit oder Beruf, Wanderschaft oder Niederlassung, um weltanschauliche Fragen, wie Religion oder Freidenkertum, um die verschiedenen Formen der Politik, um Revolution oder Unterwerfung, um die Freundschaft selbst in allen ihren Formen. Wenn wir in der Analyse Gelegenheit haben, die Gespräche der Jugendlichen wahrheitsgetreu berichtet zu bekommen oder — wie viele Pubertätsforscher getan haben — die Tagebücher und Aufzeichnungen Jugendlicher zu verfolgen, so sind wir nicht nur überrascht von der Weite und Uneingeschränktheit des jugendlichen Denkens, sondern auch voll Respekt für das Maß an Einfühlung und Verständnis, die scheinbare Überlegenheit und gelegentlich fast die Weisheit in der Behandlung schwierigster Probleme.

Unsere Einstellung ändert sich dann, wenn wir unsere Beobachtung von der Verfolgung der intellektuellen Vorgänge selbst auf ihre Einreihung in das Leben des Ju-

gendlichen richten. Wir finden dann mit Erstaunen, daß alle diese hohe Verstandesleistung mit dem Verhalten des Jugendlichen selbst wenig oder gar nichts zu tun hat. Seine Einfühlung in fremdes Seelenleben hält ihn von den gröbsten Rücksichtslosigkeiten gegen seine nächsten Objekte nicht ab. Seine hohe Auffassung der Liebe und der Verpflichtungen des Liebenden hat keinen Einfluß auf die ständigen Treulosigkeiten und Gefühlsroheiten, die er sich bei seinen wechselnden Verliebtheiten zu Schulden kommen läßt. Die Einreihung in das soziale Leben wird auch nicht im mindesten dadurch erleichtert, daß das Verständnis und Interesse für den Aufbau der Gesellschaft das der späteren Jahre oft weit überschreitet. Die Vielseitigkeit seiner Interessen hält den Jugendlichen nicht davon ab, sein Leben eigentlich auf einen einzigen Punkt zu konzentrieren: auf die Beschäftigung mit seiner eigenen Persönlichkeit.

Wir erkennen, besonders in der Zerlegung dieser intellektuellen Interessen unter den Bedingungen der analytischen Behandlung, daß es sich hier gar nicht um Intellektualität im gewöhnlichen Sinne handelt. Es ist nicht so, daß der Jugendliche sich etwa die verschiedenen Situationen der Liebe oder der Berufswahl überdenkt, um an seinen Überlegungen eine Richtschnur für sein Handeln zu finden, wie der Erwachsene es täte, oder wie der Knabe in der Latenzzeit einen Motor studieren würde, um ihn dann zerlegen und wieder zusammensetzen zu können. Die Intellektualität des Jugendlichen scheint keinem andern Zweck zu dienen als seine Tagträumerei. Auch die Ehrgeizphantasien der Vorpubertät sind ja nicht dazu bestimmt, in die Wirklichkeit umgesetzt zu werden. Der Jugendliche, der sich selber als Eroberer phantasiert, fühlt auch deshalb noch nicht die Verpflichtung, sich im wirklichen Leben mutig oder standhaft zu beweisen. Ebenso fühlt der Jugendliche offenbar schon Befriedigung, wenn er überhaupt denkt, grübelt oder diskutiert. Sein Handeln geht

unter andern Bedingungen vor sich und braucht von den Ergebnissen des Denkens, Grübelns oder der Diskussionen nicht beeinflußt zu werden.

Die analytische Verfolgung der intellektuellen Vorgänge im Jugendlichen macht uns aber auch noch auf etwas anderes aufmerksam. Die Themen, die im Vordergrund seines Interesses stehen, sind beim näheren Zusehen dieselben, um die die Konflikte zwischen seinen inneren Instanzen entbrannt sind. Auch hier handelt es sich wieder um die Unterbringung des Triebhaften in den Zusammenhang des menschlichen Lebens, um sexuelles Ausleben oder Verzicht, Freiheit oder Freiheitsbeschränkung, Auflehnung gegen die Autorität oder Unterordnung. Das glatte Triebverbot, die Askese, leistet, wie wir gesehen haben, dem Jugendlichen im allgemeinen nicht, was er von ihr erwartet. Da die Gefahr erst einmal allgegenwärtig bleibt, muß er sich nach vielen Mitteln umsehen, um sie zu bewältigen. Das Durchdenken des Triebkonflikts, seine Intellektualisierung, scheint ein solches Mittel zu sein. Hier wird die Flucht vor dem Trieb, die wir bei der Askese finden, durch Zuwendung zu ihm ersetzt. Aber die Zuwendung bleibt eine gedankliche, intellektuelle. Was der Jugendliche in seinen abstrakten intellektuellen Gesprächen und Leistungen zustande bringt, sind keine Lösungsversuche von Aufgaben, die die Realität ihm stellt. Seine Gedankenarbeit entspricht eher einer gespannten Wachsamkeit für die Triebvorgänge in seinem Innern und einem Umsetzen dessen, was er spürt, in abstrakte Gedanken. Die Weltanschauung, die er in Gedanken aufbaut, etwa die Forderung nach Umsturz in der Außenwelt entspricht also der Wahrnehmung des Neuen und sein ganzes Leben Umstürzenden im Triebverlangen des eigenen Es. Die Idealbilder von Freundschaft und ewiger Treue müssen nichts anderes sein als eine Spiegelung der Besorgnisse seines eigenen Ichs, das spürt, wie wenig haltbar alle seine neuen und stürmischen Ob-

jektbeziehungen geworden sind [1]). Die Sehnsucht nach Führung und Unterstützung in dem oft aussichtslosen Kampf gegen die Triebstärke kann sich in scharfsinnige Beweise für die Unselbständigkeit des Menschen in politischen Entscheidungen umsetzen. Was sich im Intellektuellen äußert, wäre also eine Schilderung der Triebvorgänge. Das Motiv dieser gesteigerten Zuwendung von Aufmerksamkeit für den Trieb wäre aber der Versuch, ihn auf einem andern Niveau zu fassen und zu bewältigen.

Wir erinnern uns daran, daß in der psychoanalytischen Metapsychologie die Verbindung von Affekten und Triebvorgängen mit Wortvorstellungen als der erste und wichtigste Schritt zur Triebbeherrschung geschildert wird, den das Individuum in seiner Entwicklung durchzumachen hat. Das Denken wird dort überhaupt als „ein Probehandeln unter Verwendung kleinster Triebquantitäten“ bezeichnet. Diese Intellektualisierung des Trieblebens, der Versuch, der Triebvorgänge dadurch habhaft zu werden, daß man sie mit Vorstellungen verknüpft, mit denen sich im Bewußtsein hantieren läßt, gehört zu den allgemeinsten, frühesten und notwendigsten Erwerbungen des menschlichen Ichs. Wir empfinden sie als unentbehrlichen Bestandteil des Ichs, nicht als eine Tätigkeit, die es ausübt.

Man bekommt wieder den Eindruck, daß die Erscheinungen, die im vorstehenden als „Intellektualisierung in der Pubertät“ zusammengefaßt sind, nichts anderes sind als die Übersteigerung dieser allgemeinen Ich-Einstellung unter den besonderen Bedingungen eines Libidoschubes. Was das Ich zu anderen Zeiten selbstverständlich, stumm und nebenher leistet, rückt durch bloße quantitative Steigerung in den Vordergrund der Aufmerk-

---

[1]) Ich verdanke Margit Dubovitz, Budapest, den Hinweis darauf, daß das Nachgrübeln des Jugendlichen über den Sinn des Lebens und Sterbens eine Spiegelung der Arbeit der Destruktion im eigenen Innern bedeutet.

samkeit. Die erhöhte Intellektualität des Jugendlichen — vielleicht auch das so hoch gesteigerte intellektuelle Verständnis für innere Vorgänge zu Beginn jedes psychotischen Schubes — wäre nach dieser Auffassung nichts anderes als die auch sonst vorhandene Bemühung des Ichs um die Triebbewältigung mit Hilfe von Gedankenarbeit.

Vielleicht erlaubt uns die Verfolgung dieses Gedankenganges an dieser Stelle noch einen kleinen Nebengewinn. Wenn Erhöhung der Triebbesetzung jedesmal automatisch auch das Bemühen steigert, die Triebvorgänge intellektuell zu verarbeiten, dann verstehen wir, daß Triebgefahr den Menschen gescheit macht; in triebruhigen, also ungefährlichen Perioden kann das Individuum es sich eher erlauben, dumm zu sein. Die Triebangst wirkt hier nicht anders, als wir es von der Realangst her kennen. Reale Gefahr und reale Entbehrung spornen den Menschen zu intellektuellen Leistungen und Lösungsversuchen an, während reale Sicherheit und Überfluß eher dumm und bequem machen. Die Zuwendung der intellektuellen Aufmerksamkeit auf die Triebvorgänge entspricht eben der Wachsamkeit, die das Ich des Menschen der gefährlichen Realität gegenüber als notwendig kennengelernt hat.

Wir haben bisher immer einen andern Erklärungsversuch für das Abnehmen der Gescheitheit des Kleinkindes bei Eintritt in die Latenzperiode verwendet. Die glänzenden intellektuellen Leistungen des Kleinkindes sind eng verbunden mit seiner Sexualforschung. Mit dem Verbot des Sexuellen in der frühen Kindheit dehnt sich auch das Denkverbot und die Denkhemmung auf andere Gebiete des Lebens aus. Man war nicht überrascht, mit dem Wiederaufflammen des Sexuellen in der Vorpubertät, also mit dem Durchbruch durch die Sexualverdrängung der ersten Kindheit auch die intellektuellen Fähigkeiten in alter Kraft wiederkehren zu sehen.

Diesem uns gewohnten Erklärungsversuch läßt sich jetzt noch ein zweiter an die Seite stellen. Es ist vielleicht nicht nur so, daß das Kind in der Latenzperiode nicht abstrakt denken darf, es hat es vielleicht nicht nötig, abstrakt zu denken. Erste Kindheit und Pubertät sind Zeiten voll Triebgefahren, die „Gescheitheit" dieser Perioden dient wenigstens zum Teil ihrer Bewältigung. Latenz und Erwachsenheit dagegen sind Zeiten verhältnismäßiger Ich-Stärke. Das Bemühen des Ichs zu intellektualisieren darf auf ein geringeres Maß herabsinken, ohne dem Individuum Schaden zu bringen. Dabei darf man nicht vergessen, daß diese Verstandesleistungen, besonders die der Pubertät, zwar blendend und auffällig, aber weitgehend unfruchtbar sind. Sogar die von uns so bewunderten und geschätzten intellektuellen Leistungen der ersten Kindheit haben in einer Richtung Anteil an diesem Charakter. Wir brauchen nur daran zu denken, daß auch die infantile Sexualforschung, in der wir in der Psychoanalyse den schärfsten Ausdruck der kindlichen Verstandestätigkeit sehen, fast nie die wirklichen Tatsachen des erwachsenen Sexuallebens zu Tage fördert. Das Ergebnis der kindlichen Sexualforschung sind in der Regel die infantilen Sexualtheorien, also nicht ein Erfassen der Wirklichkeit, sondern eine Widerspiegelung der Triebvorgänge im eigenen Innern des beobachtenden Kindes.

Die Verstandesarbeit, die das Ich in der Latenzzeit und in der Erwachsenheit zustande bringt, ist weitaus solider, verläßlicher und vor allem viel enger mit seinem Handeln verbunden.

Objektliebe und Identifizierung in der Pubertät

Wenn wir Askese und Intellektualisierung in der Pubertät in das Schema einreihen wollen, das ich weiter oben als Orientierung der Abwehrvorgänge nach Angst und Gefahr bezeichnet habe, so ist es deutlich, daß

beide der dort geschilderten dritten Art angehören. Die Gefahr, die dem Ich droht, ist die der Überschwemmung durch den Trieb; die Angst, von der es beherrscht wird, ist Angst vor der Triebquantität. In der individuellen Entwicklung müssen wir die Entstehung dieser Angst in sehr frühe Zeiten zurückversetzen. Sie gehört zeitlich zu der Periode der allmählichen Ablösung eines Ichs vom undifferenzierten Es. Die Abwehrhaltungen, die sich unter dem Druck der Angst vor der Triebstärke ausbilden, sind dazu bestimmt, diese Scheidung zwischen Ich und Es aufrechtzuerhalten und den Bestand der neu aufgerichteten Ich-Organisation zu sichern. Die Askese hat also die Aufgabe, das Es durch simples Verbot in Schranken zu halten, die Intellektualisierung den Zweck, Triebvorgänge durch enge Verbindung mit Vorstellungsinhalten zugänglich und beherrschbar zu machen.

Aber ein Zurückfallen des Individuums im Libidoschub auf diese primitive Stufe der Angst vor der Triebstärke kann auch sonst nicht ohne Folgen für die übrigen Trieb- und Ich-Vorgänge bleiben. Ich greife im folgenden aus den vielen Sonderbarkeiten, die die Pubertätsphänomene bieten, zwei der wichtigsten heraus und verfolge ihren Zusammenhang mit dieser Ich-Regression.

Die auffälligsten Erscheinungen im Leben des Jugendlichen gehen im Grunde auf dem Gebiete seiner Objektbeziehungen vor sich. Hier wird der Kampf zwischen zwei entgegengesetzten Tendenzen am allersichtbarsten. Die aus der allgemeinen Triebabneigung stammende Verdrängung nimmt, wie wir gehört haben, gewöhnlich die Inzestphantasien der Vorpubertät zu ihrem ersten Angriffspunkt. Das Mißtrauen des Ichs und seine asketische Haltung richten sich vor allem gegen die Liebesbindung an alle Objekte der Kindheit. Dadurch vereinsamt der Jugendliche einerseits; er bringt es zustande, von da an unter seiner Familie zu leben, als wären es Fremde. Anderseits greift die Triebabneigung von der

Objektbeziehung selbst auch auf die Beziehung zur Über-Ich-Instanz über. Soweit das Über-Ich zu dieser Zeit noch mit Libido besetzt ist, die aus der Elternbeziehung stammt, wird es selber behandelt wie ein verdächtiges inzestuöses Objekt und verfällt auch selbst den Folgen der Askese. Das Ich entfremdet sich auch von ihm. Das jugendliche Individuum empfindet diese partielle Verdrängung des Über-Ichs, die teilweise Entfremdung von seinen Inhalten als eine seiner schwersten Störungen. Die Erschütterung der Beziehung zwischen Ich und Über-Ich wirkt vor allem wieder steigernd auf die Triebgefahr. Das Individuum wird dissozialer. Vor dieser Störung sind die Gewissensängste und Schuldgefühle, die aus der Beziehung des Ichs zum Über-Ich stammen, ja die wirksamsten Hilfen des Ichs im Kampf gegen den Trieb. Man kann in den Anfangsstadien der Pubertät auch einen deutlichen Versuch zur vorübergehenden Überbesetzung aller Über-Ich-Inhalte beobachten. Der sogenannte „Idealismus" des Jugendlichen erklärt sich wahrscheinlich aus diesem Vorgang. Jetzt entsteht also die Situation, daß die Askese, die selbst schon eine Folge der erhöhten Triebgefahr ist, selber wieder durch Erschütterung der Beziehung zum Über-Ich die Abwehrmaßnahmen außer Kraft setzt, die der Über-Ich-Angst angehören, und dadurch das Ich noch energischer auf die Stufe der reinen Triebangst und der primitiven ihr zugehörigen Schutzmaßnahmen zurückwirft.

Die Vereinsamung und Abwendung ist aber nur eine der Tendenzen, die sich in der Objektbeziehung des Jugendlichen durchsetzen. An Stelle der verdrängten Bindungen an die Kindheitsobjekte entstehen zahlreiche neue Bindungen, zum Teil an Gleichaltrige, wo sie die Form leidenschaftlicher Freundschaft oder voller Verliebtheit annehmen, zum Teil an ältere Führergestalten, die deutlich den Ersatz für die verlassenen Elternobjekte bedeuten. Diese Liebesbeziehungen sind wäh-

rend ihrer Dauer stürmisch und ausschließlich, aber ihre Dauer ist kurz. Die einmal gewählten Objekte werden ohne Rücksicht auf die Gefühle des Partners wieder verlassen und gegen andere eingetauscht. Die verlassenen Objekte werden schnell und völlig vergessen; nur die Form der Beziehung zu ihnen erhält sich bis ins kleinste und stellt sich am neuen Objekt gewöhnlich in getreuester Wiederholung wie zwanghaft wieder her.

Diese Objektbeziehungen der Pubertät haben neben der auffallenden Treulosigkeit gegen das Liebesobjekt noch einen zweiten besonderen Charakter. Ihr Ziel ist nicht eigentlich die Besitzergreifung des Objekts im gewöhnlichen körperlichen Sinne des Wortes. Das Ziel scheint vielmehr die möglichst volle Angleichung an die geliebte Person des Augenblicks.

Wir wissen alle aus der alltäglichen Beobachtung, wie verwandlungsfähig der Jugendliche ist. Schrift, Aussprache, Haartracht, Kleidung und Lebensgewohnheiten aller Art sind weit anpassungsfähiger als zu irgendeiner andern Lebenszeit. Oft zeigt ein erster Blick auf einen Halbwüchsigen, wer sein älterer und bewunderter Freund ist. Aber die Verwandlungsfähigkeit geht auch noch weiter. Weltanschauung, Religion und Politik lassen sich nach dem Vorbild des andern ändern; die Überzeugung von der Richtigkeit des willig Übernommenen verliert auch bei häufigem Wechsel nicht an Stärke und Leidenschaft. Der Jugendliche gleicht in dieser Beziehung dem „Als ob"-Typus, den Helene Deutsch als Zwischenstufe zwischen neurotischer und psychotischer Erkrankung in einer klinischen Arbeit zur Psychologie des Erwachsenen beschrieben hat[2]). Er lebt in jeder neuen Beziehung zu einem Objekt, „als ob" er wirklich sein eigenes Leben leben, seine eigenen Gefühle, Meinungen und Ansichten zum Ausdruck bringen würde.

---

[2]) Helene Deutsch, Über einen Typus der Pseudoaffektivität („Als ob"). Int. Ztschr. f. Psychoanalyse, XX, 1934, S. 323 ff.

Eine Jugendliche meiner eigenen analytischen Beobachtung ließ den Mechanismus, der diesen Verwandlungsvorgängen zugrunde liegt, besonders deutlich erkennen. Sie wechselte während eines Jahres in der oben beschriebenen Weise mehrmals von einer Freundschaftsbeziehung zur anderen, von Mädchen zu Knaben, von Knaben zu älteren Frauen. Bei jedem solchen Wechsel wurde sie nicht nur gleichgültig gegen das verlassene Objekt, sondern verfolgte es mit einer ganz besonderen leidenschaftlichen, fast verächtlichen Abneigung, empfand jedes zufällige oder notwendige Zusammentreffen mit ihm fast als unerträglich. Wir verstanden schließlich nach längerer analytischer Bemühung, daß das gar nicht ihre eigenen Gefühle gegen die ehemaligen Freunde waren. So wie sie nach jedem solchen Wechsel in vielen inneren und äußeren Dingen Formen und Anschauungen des neuen Liebesobjektes zu übernehmen gezwungen war, so fühlte sie auch nicht mehr ihre eigenen Gefühle, sondern die des neugewählten Freundes. Ihre Abneigung gegen die früher geliebten Menschen war wirklich nicht ihre eigene. Sie war in Einfühlung in die Gefühle des neuen Freundes empfunden. Auf diese Weise brachte sie *seine* phantasierte Eifersucht gegen jeden früher von ihr Geliebten zum Ausdruck oder *seine*, nicht ihre eigene Verachtung gegen eventuelle Nebenbuhler.

Die innere Situation in dieser und ähnlichen Pubertätsphasen läßt sich in sehr einfachen Worten beschreiben: diese stürmischen und wenig haltbaren Liebesbindungen der Pubertät sind gar keine Objektbeziehungen im erwachsenen Sinne des Wortes. Es sind Identifizierungen der primitivsten Art, wie wir sie etwa in der ersten Entwicklung des Kleinkindes, vor Beginn aller Objektliebe kennenlernen können. Die Treulosigkeit der Pubertät anderseits wäre dann gar kein Liebes- oder Überzeugungswechsel innerhalb des Individuums, sondern ein durch den Wechsel der Identifizierungen bedingter Persönlichkeitsverlust.

Eine analytische Einsicht an einer anderen Fünfzehnjährigen führt dann vielleicht noch einen Schritt weiter in das Verständnis für die Rolle dieser Identifizierungsneigungen. Die Patientin ist ein besonders schönes und anmutiges Mädchen, das im gesellschaftlichen Leben seines Kreises schon eine Rolle spielt, trotzdem aber von rasender Eifersucht auf eine noch kindliche Schwester geplagt wird. Sie stellt alle früher bei ihr vorhandenen Lebensinteressen in der Pubertät zurück und wird nur von dem einen Verlangen getrieben, sich von ihren jugendlichen und älteren Freunden bewundern und lieben zu lassen. Sie verliebt sich mit voller Stärke aus der Ferne in einen etwas älteren Knaben, mit dem sie auch gelegentlich in Gesellschaften und an Tanzabenden zusammentrifft. In dieser Zeit schreibt sie mir einen Brief, in dem sie ihre Liebeszweifel und Besorgnisse schildert.

„Du mußt mir raten", heißt es dort, „wie ich mich benehmen soll, wenn ich mit ihm zusammentreffe. Soll ich ernst oder lustig sein? Wird er mich lieber haben, wenn ich mich gescheit zeige oder wenn ich mich dumm stelle? Ist es besser, wenn ich die ganze Zeit nur von ihm oder auch von mir selbst rede?..." Ich beantworte die Fragen in unserer nächsten Zusammenkunft mündlich. Ich meine, daß es doch vielleicht nicht nötig sei, Pläne für ihr Benehmen schon im voraus zu machen. Ob sie nicht im Augenblick so sein könnte, wie sie eben sei und wie ihr eben zumute wäre? Sie versichert, nein, das ginge nicht, und begründet in langer Rede die Notwendigkeit, so zu sein, wie es den andern gefällt und sie einen haben wollen. Nur dann könne man sicher sein, ihre Liebe zu erwerben. Und ohne von diesem Knaben geliebt zu werden, könne sie überhaupt nicht leben.

Sehr bald darauf schildert mir die gleiche Patientin eine Phantasie, die eine Art allgemeinen Weltuntergangs darstellt. Wie es wäre, wenn alle Menschen zugrunde

gehen müßten? Sie geht die Reihe ihrer Freunde und Verwandten durch, bis sie sich schließlich in der Vorstellung allein zurückgelassen auf der Erde findet. Aus Stimme, Betonung und der Schilderung aller Details ist es klar, daß es sich um Wunschvorstellungen handelt. Sie empfindet Lust, keine Angst bei der Erzählung.

Ich erinnere sie an dieser Stelle an ihr stürmisches Verlangen nach Geliebtwerden. Schon die bloße Vorstellung, einem ihrer Freunde zu mißfallen und seine Liebe zu verlieren, konnte sie die Tage vorher in Verzweiflung versetzen. Wer aber wird sie lieben, wenn sie so allein auf der Welt zurückbleibt? Sie weist die Mahnung an die Besorgnisse des Vortages ruhig ab. „Dan würde ich mich selber lieben", sagt sie, als wäre sie endlich alle Ängste los, mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung.

Diese kleine analytische Beobachtung an einem Einzelfall scheint mir einen Hinweis auf etwas für bestimmte Objektbeziehungen der Pubertät Charakteristisches zu enthalten. Durch die Erschütterung der alten Objektbeziehungen, durch die Folgen von Triebneigung und Askese wird die Außenwelt des Jugendlichen entlibidinisiert. Er ist in Gefahr, seine Objektlibido von der Umwelt auf die eigene Person zurückzuziehen, entsprechend den Regressionen in seinem Ich auch im libidinösen Leben von der Objektliebe zum Narzißmus zu regredieren. Dieser Gefahr entzieht er sich durch die krampfhaften Bemühungen, doch wieder Anschluß an die Außenweltsobjekte zu finden, wenn auch erst einmal in Anlehnung an den Narzißmus, also durch Identifizierungen. Die stürmischen Objektbeziehungen des Jugendlichen hätten nach dieser Auffassung — wieder ähnlich den Zuständen im Beginn psychotischer Schübe — den Charakter von Restitutionsversuchen.

Ich habe im Verlaufe der vorangegangenen Schilderungen die charakteristischen Einzelheiten des Pubertätsverlaufes so häufig mit schweren Krankheitserschei-

nungen verglichen, daß es vielleicht notwendig ist, trotz der Unvollständigkeit dieser Ausführungen noch ein Wort über Normalität oder Abnormität der Pubertätsvorgänge hinzuzufügen.

Die Basis für den Vergleich zwischen der Pubertät und den Anfangszuständen bei psychotischen Schüben ist, wie wir gesehen haben, die Auffassung von der Wirkung quantitativer Besetzungsänderungen. Die erhöhte Libidobesetzung des Es steigert in beiden Fällen einerseits die Triebgefahr, anderseits die Abwehranstrengungen aller Arten. Daß auf Grund dieser quantitativen Vorgänge jede Periode von Libidosteigerung im menschlichen Leben zum geeigneten Ansatzpunkt für neurotische und psychotische Erkrankung werden kann, war uns in der Analyse immer gegenwärtig.

Die besondere Ähnlichkeit zwischen dem Pubertätsverlauf und psychotischen Schüben scheint nebenbei noch in dem Hervortreten primitiver Abwehrhaltungen zu liegen, die der Angst des Ichs vor der Triebstärke zugehören, also einer Angst, die älter ist als alle Real- und Gewissensangst.

Der Eindruck des individuellen Pubertätsverlaufes, seine Normalität und Abnormalität wird dann wahrscheinlich davon abhängen, ob der eine oder der andere dieser Züge oder mehrere von ihnen gleichzeitig das Bild beherrschen. Der asketische Jugendliche, bei dem aber der Intellekt frei funktioniert und zahlreiche gute Objektbeziehungen erhalten sind, erscheint uns normal. Dasselbe gilt für den intellektualisierenden Typus, für den idealistischen Jugendlichen, auch für den, der von einer schwärmerischen Freundschaft zur andern getrieben wird. Wo aber die Triebaskese weitgehend durchgesetzt ist, wo die Intellektualisierung gleichzeitig die andern Verstandesleistungen überwuchert und die Beziehungen zur Umwelt ausschließlich auf Grund von wechselnden Identifizierungen hergestellt werden, dort

wird es dem beobachtenden Pädagogen oder dem Analytiker nicht mehr leicht fallen zu entscheiden, was noch einem Durchgangsstadium der normalen Entwicklung und was schon einem pathologischen Zustand angehört.

Über Menschenkenntnis

Von Hanns Sachs, Boston

Einleitung des Buches „Zur Menschenkenntnis. Ein psychoanalytischer Wegweiser für den Umgang mit sich und anderen". Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1936. Das Buch enthält folgende Kapitel: I. Allgemeines; II. Das Ich im vertrauten Umgang; III. Die anderen — auf Distanz gesehen. — Im Anhang; IV. Familie — mit und ohne Liebe; V. Vom Glück — ohne Angabe der Adresse.

Es heißt gewöhnlich, unsere Menschenkenntnis werde dadurch getrübt, daß wir die anderen Menschen zu sehr nach uns selbst beurteilen. Das mag im Grunde und im ganzen richtig sein, im Einzelfall ist es meistens falsch, und das Gegenteil läßt sich oft erweisen, nämlich, daß der Irrtum daher stammt, daß man die anderen nicht genug nach sich selbst beurteilt. Freilich sucht man, wie das Sprichwort sagt, den Dieb hinter dem Strauch, hinter dem man sich selbst versteckt hat, aber man sucht ihn doch auch oft genug gerade dort nicht, weil man an den Teil des eigenen Ichs, den man versteckt hat, nicht gerne erinnert sein will.

Man beurteilt andere nach sich selbst und tut es mit einiger Berechtigung in den Dingen des gemeinen Nutzens, des direkten ökonomischen Vorteils. Der Wunsch, billig zu kaufen und teuer zu verkaufen, Gewinn zu suchen und Verlust zu meiden, ist eine allgemeine Voraussetzung, auf die sich bauen läßt. Aber ist das Streben nach Gewinn wirklich so ausschließlich, so allgemein herrschend, wie man uns erzählt? Wird der materielle, ökonomische Gewinn, der mittelbar zur Befriedigung der Bedürfnisse und Wünsche der Menschen führt, dem unmittelbaren Lustgewinn regelmäßig vorangestellt? Wie oft und wie weit handeln wir in den „praktischen" Dingen rein praktisch und vernunftgemäß? Wieviel Ne-

benmotive und Seitensprünge sind dabei, nicht nur im ökonomischen Verhalten des einzelnen, sondern auch der Gesamtheit, der Staaten und Völker untereinander? Die Beobachtung zeigt, daß selbst auf dem eigentlich ökonomischen Feld, soweit es sich abgrenzen läßt, da, wo angeblich kalte Vorteilsberechnung und nüchterner Gewinnkalkul alleinherrschend sind, sich so manches andere einmischt, was wir „Imponderabilien" zu nennen gewohnt sind, weil es sich unter diesem Namen am leichtesten vernachlässigen und beiseiteschieben läßt. Der ökonomische Motor ist stark genug, um die schwersten Lasten zu schleppen, aber trotzdem tun noch ein paar muntere Pferde Vorspanndienst.

Denken wir an die Leute, die als so fabelhaft „geschäftstüchtig" gelten, weil sie ihren Vorteil mit dem größten Scharfsinn aufzuspüren, mit der äußersten Behendigkeit einzuheimsen wissen, wenn er aus der Ausbeutung, der Übervorteilung, der Düpierung eines anderen zu holen ist; diese „Findigen" übersehen den klaren, einfachen Gewinn, der zu ihren Füßen läge, wenn der Fund den anderen nicht zum Schaden, sondern zum Nutzen gereichen würde. Eine Abart dieser Gattung ist die verruchte Rotte, der man besonders auf Reisen begegnet, die Leute, die alles billiger bekommen haben als die übrige Welt, die in jedem Hotel, in jedem Laden erfolgreich heruntergehandelt, die überall Prozente und Rabatte erreicht haben und nun niemals müde werden, dies der Mitwelt mit immer neuen Details der Überheblichkeit zu verkünden. Wer glaubt ernstlich, daß solche Reisende die Genüsse gehabt haben, die sie zu suchen vorgeben. Sie sehen keine Madonnen und Dome, keine Felsen und Gletscher, denen zuliebe sie angeblich von weither gekommen sind, sondern Preislisten und Prospekte und vor allem die Daheimgebliebenen, den Kreis der geneigten und noch öfter ungeneigten Hörer, denen sie ihre Heldentaten in fernen Ländern erzählen werden, die sie doch ebensogut hätten zu Hause ver-

richten können. Und das „Ökonomische", der bare Nutzen, der dabei eigentlich das treibende Motiv sein soll? Ich hab' es noch nicht erlebt, daß einer dieser „Besser-billiger"-Leute Millionär geworden wäre, und kann den Verdacht nicht loswerden, daß die vielen kleinen Siege gelegentlich in eine große Niederlage münden, die alle Früchte jener reichlich aufwiegt, aber für alle, außer den daran Beteiligten, Geheimnis bleibt.

Oder die gute „Hausfrau", die ihre Wohnung so herrlich sauber und blitzblank zu halten weiß, daß man „vom Fußboden essen könnte". Tut sie das zur Freude der Ihrigen, für den Gesundheitswert einer schmutzfreien, hygienischen Umgebung, für die gute Instandhaltung und daraus abfolgende Ersparnis? Keineswegs, das alles ist Selbstzweck, dem diese Gründe nur als Vorwand dienen. Familienfriede, Bequemlichkeit und Ruhe, selbst hygienisch wichtigere Forderungen der Reinlichkeit werden seiner Tyrannei ohne weiteres aufgeopfert.

Geht der Erwerbssinn immer nur so weit, bis die Sicherheit der wesentlichen Befriedigungen gewährleistet ist, oder treibt er nicht oft weit darüber hinaus, bis dahin, wo der unersättliche Erwerb der Güter ihren Genuß verkümmern oder ganz unmöglich macht, so daß der zum Genuß unfähig Gewordene am Schluß keinen anderen Ausweg weiß, als das zu verschenken, an dessen Erlangen er sein Leben gesetzt hat?

Angeblich sind die Menschen unserer Zeit so furchtbar berechnend und schätzen alle Dinge nach dem Geldwert ein. Es bleibt aber noch heute wie jemals das beste Mittel, sich jemanden verpflichtet und zur Gegenliebe geneigt zu machen, wenn man ihm gut und sorgfältig, unter Beobachtung aller kleinen Eigenheiten und Wünsche, zu essen und zu trinken gibt. Sein Kopf mag nachrechnen, aber ein Bodensatz von Dankbarkeit bleibt — wenn auch nicht für lange — übrig, der mit dem Additionsresultat nichts zu tun haben will.

Die Freude an der kleinen Ersparnis ist von dem ökonomischen Wert unabhängig — sie wird auch meist nicht in der Form geübt, die uns die Moralsprüche der Kindheit lehren wollten. Schwarzfahren auf der Tram zum Beispiel wird so das Lieblingsdelikt der ehrlichen Leute und tritt an die Stelle der aufgehobenen Stecknadel des künftigen Millionärs. Zeit ist bekanntlich Geld, und so kennen wir alle wie den Groschen- so den Minutensparer, der als Resultat längeren Studiums und einiger Hast selig lächelnd eine Viertelstunde auf die hohe Kante legt, — von wo er sie nie herunterholen wird.

Die Lichtausknipser, die Heizwärmesparer, die Papieraufbewahrer, wer lächelt nicht über sie und wer gehört nicht in irgendeinem Sinne zu ihrer großen Familie? Lassen sich die Sammelwütigen abgrenzen und klar in vernünftige und unvernünftige scheiden — diese vom Bindfadenrest und jene von der Frühgotik? Ihre Objekte sind unendlich verschieden, aber nicht ihre Freuden und Leiden, nicht ihr Benehmen, wenn sie ihre Schätze aufstapeln und ordnen, nach immer vollständigerer Vollständigkeit streben, sich durch den Besitz an sich ohne Frage nach Nutzen oder Schönheit beglückt fühlen und trauern, weil sie sich von einem Stück trennen müssen. Anatole France deutet die Wahrheit auf seine unnachahmliche Weise an, wenn er den Zündholzschachtelsammler mit dem großen Gelehrten auf seiner Suche nach einem Manuskript zusammentreffen läßt.

Wie ein Gegensatz dazu — aber manchmal sind es dieselben Menschen — erscheinen jene, denen ihr Eigentum nie gefällt, die mit jedem Einkauf unzufrieden sind, wenn er ins Haus kommt, und die sich immer ärgern, nicht das bestellt zu haben, was die Leute am Nebentisch essen.

Die Liste läßt sich beliebig verlängern. Kindereien? Einverstanden! Aber diese Kindereien machen tausend-

fach das Glück oder Unglück sogenannter Erwachsener und sozusagen Normaler aus, sie beeinflussen ihre Handlungen, ihren Beruf, ihre Lebensform unvergleichlich mehr, als es die offizielle Auffassung zugibt, und als sie es selbst wissen. Die Beispiele, willkürlich herausgegriffen, wie sie sind, haben das eine Gemeinsame, daß sie alle auf dem ökonomischen Felde spielen, vom Besitz und Erwerb handeln, also von den Dingen, bei denen nach allgemeinem Urteil das vernünftige Ermessen, die verstandesmäßige Berechnung ganz allein herrschend sein muß und deshalb auch ist. Wo sonst ist das Rationale im Leben zu Hause, wenn nicht im Wirtschaftlichen?

Daß auf anderen Lebensgebieten das Irrationale, die Imponderabilien, die Untertöne und Nebengeräusche, die Überraschungen und Rätselhaftigkeiten zu Hause sind, wird niemand leugnen. Werfen wir lieber keinen Seitenblick auf das Nachbarfeld, die Politik! Es bleibt noch sonst des holden und unholden Wahnsinns genug. Schweigen wir einstweilen noch von der Liebe — wir wissen ohnehin, wie oft sie allem Planvollen und Ichgerechten und am Ende noch sich selber widerspricht, ohne doch an einem dieser Widersprüche zu scheitern. Der närrische Maskenzug bietet hinreichend Abwechslung, wenn wir nur auf einige der buntgemischten Gegensätze, wie Mut und Angst, Eitelkeit und Selbstpreisgabe, Eigensinn und Gehorsam achten wollen. Oder heben wir nur ein einzelnes Phänomen heraus: die Freundschaft zwischen Personen desselben Geschlechts, die Männerfreundschaft, die in so vielen ernsten Dingen, wie Beruf und Politik, eine große Rolle spielt. Lassen wir alles Wissen und alle Mutmaßungen über unbewußte Grundlagen beiseite, halten wir uns einfach und ehrlich an die Tatsachen unserer alltäglichen Erfahrung. Das Auftauchen und das Vergehen solcher Freundschaft, das Werben und das Umworbenseinwollen, die Eifersucht und das Schuldgefühl der Untreue,

das Umschlagen in Haß oder das Absinken in Gleichgültigkeit, das alles trägt deutlich die Charakterzüge und die Spannungsformen eines einzigen Gefühls in sich: der Liebe. Am deutlichsten ist dies natürlich bei Jugendlichen, bei denen die Affekte geradeaus und die Leidenschaften ungebrochen sind, aber es bleibt, wenn auch von dichteren Schleiern bedeckt, im Grunde immer dasselbe. Die Psychoanalyse hat sich das Recht geschaffen, nicht nur das versteckt Irrationale und Affektive in der Freundschaft, sondern all das andere, all die „Imponderabilien", von denen wir gesprochen haben, all die merkwürdigen Gestalten der Leidenschaften und der Phantasie, die unsichtbar oder unkenntlich bleiben, weil sie sich zwischen den Möbelstücken und Vorhängen der Alltagswelt zu verstecken wissen, sämtlich in den großen Triumphzug des Eros einzureihen, sie als Abwandlungen und Ausdrucksformen der Liebe — das Wort im weitesten und wahrsten Sinne genommen — anzuerkennen.

Wir brauchen uns nicht darum zu kümmern, ob das Kapitel „Männerfreundschaft" mit Recht den Titel „sublimierte, latente Homosexualität" führt oder nicht. Wir lassen die Fragestellung der Wissenschaft nach Herkunft und Einordnung mit Seelenruhe beiseite. Augenblicklich ist nur das eine wichtig: Können wir aus der Auffassung der Analyse praktischen Nutzen ziehen? Läßt sich daraus etwas lernen über die Art, wie sich Menschen untereinander verhalten, was nicht bloß für den Theoretiker und den in sein Laboratorium Gebannten wissenswert ist?

Ich glaube, das ist nicht unmöglich und ein Versuch wohl der Mühe wert — vorausgesetzt, daß die Bereitschaft da ist, in einem einzigen Punkte mit einer geheiligten Tradition zu brechen und die Dinge unter einem anderen Gesichtswinkel zu sehen, als es bisher von fast allen Menschen, den Dichtern und sonstigen Märchenerzählern geschehen ist.

Nämlich:

Wer das Verstandesmäßige und Vernünftige, das Logische und Intellektuelle in der Menschennatur für das Eigentliche erklärt und sich damit als mit dem Richtigen, Regelmäßigen und Wesentlichen befaßt, die anderen Dinge aber nur als Ausnahmen, Untertöne, Veranntheiten, kurz als Zufälligkeiten ansieht, für die es nicht der Mühe wert ist, eine Regel zu verfassen oder ihr Gesetz zu finden, der kann freilich ein ordentliches, zusammenhängendes, gut und klar ausgebautes System errichten, das gut darstellbar ist und jedermann einleuchten muß. Besonders wenn er als Fundament für sein Gebäude verschiedene „Du sollst" nimmt, die in der Psychologie, die so lange die Tochter — und meistenteils das Stiefkind — von Theologie und Philosophie gewesen ist, immer billigst zu haben sind. Doch kann es einem solchen begegnen, daß er in einem Moment der Selbstkritik findet, daß das, was er für seine reine Logik und Ethik hielt, Himmelstöchter sind, die aus recht merkwürdigen Regionen stammen. Diese Art, von den Menschen zu denken, ist freilich gut, solange man zu Hause sitzt, besonders wenn man dabei ein Lehrbuch der Psychologie schreibt. Wer sich ihrer bedienen will, um mit den wirklichen Menschen zu leben, der wird nicht besser fahren als einer, der im Kaffernkral mit Hilfe seiner guten Kenntnis der Trigonometrie sein Fortkommen zu finden hofft.

Wir wollen uns vornehmen, den anderen, unteren Weg zu gehen, das, was als Hauptsache gilt, einfach zu ignorieren und die Allotria in den Mittelpunkt zu stellen: eine Schulstunde für Papierkugelschmeißen und Gesichterschneiden, während die Schulbücher nur unter der Bank gelesen werden dürfen.

Von einem System, von Ordnung und Zusammenhang kann dabei keine Rede sein — dazu reicht unsere Kenntnis des Überraschlichen, der geheimen Hintergründe des Menschlichen noch lange nicht aus. Haben

wir doch eben erst begonnen, ihre Existenz einzusehen, ihre Wichtigkeit anzuerkennen.

Also bestenfalls Winke und Hinweise an Stellen, wo gerade ein Lichtstrahl in den Urwald eingedrungen ist, ein lustiges Stück Sträßlein, das irgendwo anfängt und ein paar Meilen vor nichts Besonderem wieder aufhört, eine Schiffahrt, die dauert, solange der günstige Wind in die Segel bläßt, eine Weisheit, die darauf gefaßt ist, sich selbst ins Gesicht zu lachen.

Hingegen — wenn man will, als Entgelt für die gehabte Mühe — läßt es sich jederzeit leicht kontrollieren, ob die menschlichen Dinge wirklich so sind, wie sie dargestellt werden, und ob es nützlich ist, sie von dieser Seite her kennenzulernen. Nebenbei kann möglicherweise auch etwas Erheiterung abfallen, denn es ist amüsant, Narrheiten zu sehen, — wenn die Narren auf der Bühne sind und wir selbst ganz gewiß sein dürfen, daß wir uns im Zuschauerraum befinden.

Und nun zurück zu unserem Ausgangspunkt: Wann und wie irren wir, weil wir die anderen zu wenig nach uns selbst beurteilen?

Schalten wir zuerst die allgemeinen Fehlerquellen aus, die nichts zu dieser besonderen Art des Irrtums beitragen. Wir glauben natürlich hier wie überall am liebsten und festesten das, was wir wünschen, denken uns also die anderen so, wie es zur Erreichung unserer Zwecke am dienlichsten ist. Den Menschen, die wir lieben, legen wir die edelsten Motive unter, in den Handlungen jener, denen wir abgeneigt sind, sehen wir den Ausfluß ihrer Gemeinheit, Dummheit und Böswilligkeit, kurzum einen neuen Grund zum Haß — das ist nichts Besonderes, Ähnliches geschieht immer und überall.

Wir haben uns geschworen, nicht nach dem Verständigen und Seinsollenden, dem logischen und idealen Aufputz zurückzuschielen. Aber heißt das nicht, ohne Kompaß auf Entdeckungsreisen gehen? Es will so scheinen, denn, wenn Vernunft und Logik über Bord gewor-

fen worden sind, wo soll da irgendeine Gesetzmäßigkeit zustande kommen? Daher also, mein Lieber, das Schimpfen aufs System, die Vorliebe für „Winke“ — weil dort, wo bloße Willkür herrscht, Unkenntnis die Regel sein muß? Keineswegs, denn wir geben das Gesetz von Grund und Folge nicht auf, auch wenn es, wie die moderne Physik lehrt, vor dem Unendlich-Kleinen und dem Unendlich-Großen haltmacht, — denn der Mensch ist weder das eine noch das andere, und sein Fühlen ist wie sein Denken an Regeln gebunden, von denen er freilich wenig weiß und noch weniger wissen will.

Wenn wir das Unbekannte, statt es abzuleugnen, ins Riesenhafte vergrößern und mit einem „alles ist möglich“ resignieren, dann sind wir allerdings auf kürzestem Wege wieder heimgelangt zu den vertrauten Stätten.

Es gibt nur einen Weg, uns an den Glauben an die Gesetzmäßigkeit des Regelwidrigen, an den Sinn des Widerspruchsvollen zu gewöhnen, und das ist der Umgang mit uns selbst, ein wenig Vertrautheit mit dem, was in uns, mit uns geschieht. Denn daß in uns selbst die Dinge auf irgendeine Weise zusammenhängen, daß wir nicht einfach durch blinden Zufall so sind, wie wir sind, und ebensogut ganz anders sein könnten, — davon sind wir doch hinreichend fest überzeugt, den Standpunkt werden wir uns so leicht nicht wegnehmen lassen.

Es ist also nur notwendig, daran zu denken, wie viele Überraschungen wir schon an uns selbst erlebt haben. Wir wissen, wo unsere Liebe, unser Haß gewachsen ist? Von woher ist uns Trauer, Enttäuschung, Entzauberung ins volle Glas der Lust gefallen? Warum ließ uns in anderen Tagen das Schwerste ungerührt? „Eine solche Niedertracht ist unmöglich, Undankbarkeit in diesem Ausmaß kann nicht vorkommen, so weit kann Grausamkeit in menschlichen Grenzen nicht gehen!“

— aber laßt uns nicht an den Nächsten, sondern etwas näher denken, an alles, was wir getan haben und, wenn nicht getan, gewünscht und, wenn nicht gewünscht, phantasiert und, wenn nicht phantasiert, — geträumt. Nehmen wir uns selbst im vollen und ganzen, mit allen unseren Möglichkeiten, mit allem, was in uns versteckt ist und auftaucht und wieder verschwindet, nicht nur mit unseren Wünschen und Tagträumen, auch mit unserer Angst und ihren geheimen Drohungen, und wir werden die anderen am besten verstehen, wenn wir sie „nach uns" beurteilen.

Eine gute Hilfe sind hier, wie fast stets, die Dichter. Denn bei den Menschen, die sie nach ihrem Bilde geschaffen haben, wird es ganz deutlich, daß sie zugleich nach unserem Bilde geschaffen sind. Wir verstehen Macbeth und Hamlet, die ganze Schar der Brüder Karamasow, wir wissen, daß sie alle wahr und wirklich sind, — aber doch nicht etwa durch Vergleichung mit den Menschen, denen wir begegnet sind? Keine Rede davon, wir werden von ihnen ergriffen, von ihren Schicksalen erschüttert, von ihren Leidenschaften mitgerissen, weil wir in ihnen uns selbst begreifen — unsere geheimsten, verborgensten Möglichkeiten (die Psychoanalyse nennt es: unser Unbewußtes).

Es wird also doch wohl so sein, daß die Voraussetzung auch nur für die Bereitwilligkeit zum Versuch, andere Menschen zu verstehen, daran gebunden ist, daß wir sie nach uns beurteilen — aber freilich nach unserem wirklichen Ich.

Die Warnung, andere nicht nach sich selbst zu beurteilen, behält trotzdem ihren guten Sinn oder erhält ihn vielleicht jetzt erst: Denn „nach sich", das heißt im gewöhnlichen Sinne nach dem, wie wir selbst den anderen erscheinen wollen, oder nach dem Ich, das wir zu sein glauben, vielleicht auch nach einem Ich, das wir abgelegt haben, oder einem, dem wir nachstreben möchten, — es gibt viele Mittel der Selbsttäuschung

und zu jedem gehört eine eigene Art, sich über die anderen täuschen zu lassen.

Und doch: Wir selbst sind der einzige Weg zur Menschenkenntnis, und der Weg wird nicht offen sein, bis wir es alle in unserem Schulbuch stehen haben: *Homo sapiens* — eine noch wenig erforschte Gattung.

Aus einem Handwörterbuch der Psychoanalyse

Von Richard Sterba, Wien

Der Internationale Psychoanalytische Verlag in Wien hat mit der Herausgabe eines von Dr. Richard Sterba verfaßten „Handwörterbuches der Psychoanalyse" begonnen, das auf etwa 15 Lieferungen berechnet ist. Die beiden ersten Lieferungen (Abasie — Buße) sind im Mai, bezw. August 1936 erschienen. Die folgenden Lieferungen werden in Abständen von etwa 2 bis 3 Monaten erscheinen, so daß das ganze Werk ungefähr Ende 1938 im Druck vorliegen wird.

Abhängigkeiten des Ichs (dependence of the ego; sujétions du moi.)

Das Ich als seelische Instanz zeigt dreierlei Abhängigkeiten. 1. Von der Außenwelt, entsprechend der Wahrnehmung der Außenwelt als einer der Funktionen des Ichs; 2. vom Es, resp. von den Libidoansprüchen desselselben, bedingt durch die Tatsache, daß der Zugang zur Motilität, also zur Triebabfuhr, nur über das Ich möglich ist und 3. vom Über-Ich, das das Ich für seine Handlungen, aber auch sogar für Wünsche des Es, die dem Ich unbewußt bleiben, verantwortlich macht. Diese drei Abhängigkeiten gestalten die Lage und Aufgabe des Ichs oft sehr schwierig, besonders da die Anforderungen, die von den „drei gestrengen Herren" (Freud: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Ges. Schr., Bd. XII, S. 332) an das Ich gestellt werden, einander oft widersprechen. Das Ich versucht harmonisch zwischen ihnen zu vermitteln. Wenn es an seinen Aufgaben versagt, kommt es zur Angstentwicklung; zur Realangst, wenn es der Abhängigkeit von der Außenwelt zu wenig Rechnung trägt, zur Gewissensangst, wenn es den Anspruch des Über-

Ichs nicht befriedigt, zur neurotischen Angst vor den allzustarken Triebansprüchen des Es (s. Ich).

Aggressionstrieb (aggressive impulse or instinct; pulsion agressive ou instinct d'agression)

Die Aggressionsneigung im Menschen, die in so zahlreichen Aggressionen des Einzelnen und der Masse gegen die Objekte manifest wird, noch viel intensiver aber im Unbewußten wirkt, so daß zahlreiche Reaktionsbildungen des Ichs gegen sie wirksam erhalten werden müssen, suchte die Psychoanalyse zunächst auf die uranfängliche Ablehnung der reizzuführenden Außenwelt von Seiten des narzißtischen, nach Reizlosigkeit verlangenden Ichs zurückzuführen. Die Intensität und Unersättlichkeit der aggressiven Strebungen war aber damit nicht geklärt. Erst die Theorie vom Todestrieb (s. d.) gibt genügend Erklärungsmöglichkeit für die Macht und Ausbreitung der aggressiven Regungen. Wenn die selbstzerstörende Tendenz, die als Todestrieb jedem Individuum innewohnt, in Aggression gegen die Objekte umgewandelt und so vom eigenen Ich abgehalten wird, dann sind die Aggressionsimpulse als triebmäßiges Geschehen biologisch begründet und ihre zusammenfassende Bezeichnung als Aggressions*trieb* gerechtfertigt. Reiner Aggressionstrieb wird nicht beobachtet. Der Aggressionstrieb findet sich vielmehr regelmäßig in Verbindung mit libidinösen Triebkomponenten und wird in dieser Verbindung als Sadismus gegen Objekte, als Masochismus gegen das eigene Ich betätigt. Die Beimengung aggressiver Komponenten zu den libidinösen Äußerungen ist auf der kannibalischen (s. d.) Organisationsstufe der Libido am intensivsten; geringer, aber noch deutlich auf der anal-sadistischen (s. d.) Stufe; sie äußert sich auch noch auf der genitalen (s. d.) Stufe, auf der sie die Eroberung des Objektes gewährleistet. Zahlreiche Dämme müssen im Laufe der Entwicklung zum Kulturmenschen gegen den Aggressions-

trieb aufgerichtet werden, so das soziale Empfinden, das Mitleid, die religiösen Institutionen. Trotzdem kommt es gelegentlich zu großartigen Ausbrüchen des Aggressionstriebs, besonders wenn gemeinsames Vorgehen in großer Masse das Schuldgefühl vermindert, wie etwa im Kriege.

Zahlreiche neurotische Symptome stellen Schutzmaßregeln gegen die aggressiven Regungen dar, so etwa ist die Eßstörung des Melancholikers ein Schutz gegen kannibalische Regungen, die Vermeidungen der Zwangsneurotiker, die Berührungsfurcht dienen der Abwehr aggressiver Regungen, ja in jedem neurotischen Symptom muß die Analyse neben den libidinösen auch die aggressive Komponente aufdecken. Auch in der Verwahrlosung (s. d.) spielen die aggressiven Regungen eine große Rolle. An der Genese des Schuldgefühls (s. d.) ist der Aggressionstrieb wesentlich beteiligt. Wird der Aggressionstrieb nämlich von der Abfuhr an Objekten der Außenwelt abgehalten, dann kann er sich im Über-Ich (s. d.) sammeln, das dadurch streng und unerbittlich wird und in sadistischer Weise das Ich zu quälen beginnt. Es nimmt dann das Schuldgefühl zu, wenn die Aggression nach außen gehemmt wird. Aber auch eine Umkehr in Masochismus (s. d.) ist möglich, wenn die Aggression nach außen eine Hemmung erfährt.

Die Bewältigung des Aggressionstriebes gehört zu den schwierigsten Aufgaben der kulturellen Menschheit und man muß erkennen, daß bisher diese Aufgabe vom Einzelnen wie von der Gesamtheit nur mangelhaft gelöst wurde.

Allmacht der Gedanken (omnipotence of thought; toute-puissance de la pensée)
ist ein Terminus für eine bestimmte Einstellung zur eigenen Gedankenwelt. Man findet diese Einstellung beim Primitiven, beim Kind, besonders im frühen Alter und

beim Neurotiker, insbesondere beim Zwangsneurotiker. Der Gedanke besitzt darin die Gültigkeit und Wertigkeit eines Geschehens, die Vorstellung die Gültigkeit und Wertigkeit einer Tatsache, der Wunsch die einer Tat. Die Ursache dieser Überschätzung der psychischen Geschehnisse gegenüber der Realität liegt in der besonderen Einstellung des Kindes und des Primitiven zu sich selbst, welche Einstellung auch im Neurotiker partiell erhalten bleibt. Das Kind hält bis zu einer gewissen Phase seiner Entwicklung sich selbst für den Mittelpunkt allen Geschehens und wird darin bestärkt durch die Bereitwilligkeit der pflegenden Umgebung auf Äußerung eines Verlangens mit Erfüllung zu reagieren, wie es ja in der Brutpflege vielfach nicht vermeidbar ist. Das Kind lebt so in einem ausgesprochenen Größenwahn, der der Ausdruck seiner Selbstliebe ist. Im Primitiven bleibt diese Einstellung weitgehend, im Neurotiker zum Teil erhalten. Der starken libidinösen Besetzung des eigenen Selbst, die Narzißmus (s. d.) genannt wird, entstammt die hohe Wertschätzung der eigenen psychischen Regungen, die darum eben für allmächtig gehalten werden. Ausdruck dieser Allmacht der Gedanken ist die Technik der Magie (s. d.), die darin besteht, daß ein ideelles oder gedachtes Geschehen für ein tatsächlich wirksames gehalten und versucht wird, die Außenwelt auf diesem gedachten oder bildhaft dargestellten Wege zu bewältigen. Folge der Allmacht der Gedanken ist, daß, da der böse Gedanke und der böse Wunsch psychisch den Wert der Tat bekommen, die Strafe vom Gewissen her so verhängt wird, als ob das Ich die Tat real begangen hätte.

Die Bedeutung des Werkes Sigm. Freuds für die Sozial- und Rechtswissenschaften

Zu Sigm. Freuds 80. Geburtstag, 6. Mai 1936

Von Robert Wälder, Wien

Aus „Revue Internationale de la Théorie du Droit — Internationale Zeitschrift für Theorie des Rechts", offiziellem Organ des „Institut International de Philosophie du Droit et de Sociologie juridique", herausgegeben von Louis Le Fur, Gaston Jèze, Hans Kelsen, Fr. Weyr, X. Jahrg., 1936. Wiederabdruck mit Genehmigung der Redaktion und des Verlages Rudolf M. Rohrer, Brünn.

Sigmund Freud ist der Begründer der Psychoanalyse. Seine Beiträge zu diesem Wissensgebiet liegen in bisher zwölf Bänden Gesammelter Schriften vor [1]). Wir wollen in folgendem mit einigen Bemerkungen über das Wesen der Psychoanalyse beginnen, um sodann ihre möglichen Anwendungen in Sozialwissenschaften und Rechtswissenschaften zu skizzieren.

I. Vom Wesen der Psychoanalyse

Die Psychoanalyse wurde ursprünglich als ein Verfahren zur Behandlung hysterisch Erkrankter entdeckt. Sehr bald verstand man unter dem Wort zweierlei: die Methode und die mit ihr gewonnenen Resultate; unter der Methode verstand man sowohl eine Untersuchungsmethode als auch ein Heilverfahren. Es liegt im Wesen der Psychoanalyse, daß diese beiden Dinge, Untersuchungsverfahren und Heilverfahren, weitgehend zusammenfallen.

Von diesem ihrem Ausgangspunkt aus, der Behandlung von Hysterien, ist die Psychoanalyse zu einem System der normalen und pathologischen Psychologie

---

[1]) Freud: Ges. Schr., Bd. I bis XII, 1924 bis 1934.

überhaupt geworden. Es wäre gewiß auch denkbar, daß sie bei der Beschäftigung mit normal-psychologischen Problemen gefunden worden wäre. Es gilt hier etwas ähnliches wie für die Entdeckung der Elektrizität durch die Froschschenkelexperimente Galvanis; für die Elektrizitätslehre ist es nicht wesentlich, daß sie im Verlauf biologischer Versuche geboren wurde.

Die Methode. Die Psychoanalyse verfolgt in der Untersuchung des menschlichen Seelenlebens eine bestimmte Methode. Diese Methode klingt einfach und beinahe selbstverständlich. Es wird mit der Versuchsperson, wie man in der Sprache der Experimentalpsychologie sagen würde, oder mit dem Analysanden, wie man in der Psychoanalyse zu sagen pflegt, ein Übereinkommen geschlossen: er wird darauf verpflichtet, während der Analyse, der in der Regel eine Stunde täglich gewidmet wird, den ganzen Inhalt seines Erlebnisstromes auszusprechen, gleichsam laut zu denken. Er verpflichtet sich damit zur Befolgung einer Regel, alles, was in ihm vorgeht, Gedanken und Einfälle, Impulse und Affekte, unterschiedslos in der Form auszusprechen, wie es ihm einfällt, d. h. alle bewußten Auswahlprinzipien des Denkens (z. B. Zugehörigkeit zu einem bestimmten Thema, ästhetische oder ethische Prinzipien, Relevanzkriterien aller Art) auszuschalten. Dem Impuls zur Unterdrückung eines Gedankens soll der Analysand dementsprechend nicht nachgeben, diesen Impuls aber, als einen seelischen Vorgang wie jeden anderen, aussprechen. In der Analysestunde soll so das Ganze des Erlebnisstromes ausgebreitet werden und dann mit Hilfe des Analytikers untersucht werden. Dazu gehören selbstverständlich auch die Erzählungen über gegenwärtiges und vergangenes Leben. Somit unterscheidet sich die Psychoanalyse schon in ihrem Ansatz sehr wesentlich von anderen Methoden der Psychologie. Auch bei anderen psychologischen Methoden werden Versuchspersonen aufgefordert, Erlebnisse zu Protokoll zu geben,

allein es handelt sich stets um Ausschnitte aus dem Erlebnis, die von der Versuchsperson selbst unter gewissen, ihr mitgeteilten oder von selbst wirkenden Zielvorstellungen ausgewählt werden. Der Analytiker dagegen ist bestrebt, die Gesamtheit der seelischen Vorgänge kennenzulernen. Es ist selbstverständlich, daß er dem Benehmen des Analysanden, soweit er es entweder direkt beobachten kann oder aus den Mitteilungen des Analysanden erfährt, die gleiche Aufmerksamkeit widmet. Dieses Verfahren scheint schon durch die wissenschaftliche Exaktheit gerechtfertigt und geboten; solange man nur einen Ausschnitt des seelischen Lebens kennenlernt, vermag man nicht zu entscheiden, wieviel Relevantes dabei draußen bleibt. Die Grundforderung der Analyse ist daher einfach ein Gebot wissenschaftlicher Vollständigkeit.

Dabei erweist sich sehr bald, daß sich der Analysand zwar, unter Einsicht der Notwendigkeit, auf diese Regel verpflichtet hat, aber doch nur sehr angenähert nach ihr handelt. Das ganz bewußte Verschweigen von manchen Dingen kommt im Anfang der Analyse vor, aber auch später zeigt es sich, daß die Befolgung der sogenannten psychoanalytischen „Grundregel" gleichsam nur eine unendliche Idee ist und daß *in praxi* immer wieder Gedanken übersprungen, als unwichtig nicht ausgesprochen werden, daß gewisse Dinge, die den Analysanden sehr beschäftigen, ihm gerade in der Analysenstunde nicht einfallen, u. dgl. m. Es ist nun Aufgabe des Analytikers, gleichsam zu erraten, an welchen Stellen die Regel der Analyse nicht befolgt ist, um die Kräfte zu verstehen, die hier dem Vorsatz des Analysanden entgegenwirken. Durch den Versuch, jeweils diese Gegenkräfte zu erfassen, sich über ihre Motive klar zu werden, schreitet die Analyse allmählich vorwärts und begegnet dabei sehr bald den Konflikten des Menschen und den Lösungsversuchen, die er sich in diesen Konflikten aufgebaut hat.

Das Unbewußte. Der wichtigste Grundgedanke der Psychoanalyse ist dabei der, daß gleichsam nur ein Teil der seelischen Vorgänge normalerweise ins Bewußtsein ragt, daß ein großer Teil unbewußt abläuft und daß die bewußten Vorgänge jeweils Fragmente, oder richtiger gesagt, Ellipsen mit ausgefallenen Zwischengliedern sind. Es gilt, den vollständigen Gedankengang herzustellen, der zu einem System von Tendenzen und Gegentendenzen, von innerer Rede und Gegenrede führt.

Das Modell der psychischen Persönlichkeit. Aus außerordentlich zahlreichen Einzeluntersuchungen hat sich dabei ein Modell der seelischen Vorgänge ergeben, gleichsam ein Rahmen, in den dann die zahlreichen Einzelvorgänge eingetragen werden können. Die Psychoanalyse hat zu einem dreiteiligen Modell des menschlichen Verhaltens geführt. Wir unterscheiden drei Systeme oder Schichten der menschlichen Persönlichkeit, die als Es, Ich und Über-Ich bezeichnet werden.

Wir verstehen unter dem Es das menschliche Triebleben. Trieb wird von Freud definiert als „ein Grenzbegriff zwischen Seelischem und Somatischem, ... als ein Maß der Arbeitsanforderung, die dem Seelischen zufolge seines Zusammenhangs mit dem Körperlichen auferlegt ist“[2]. Mit den Trieben taucht der Mensch gleichsam ins Biologische ein.

Das Ich bezeichnet die zentrale Steuerung des Organismus. Es ist sozusagen das Zentrum der Persönlichkeit, das, was wir eigentlich meinen, wenn wir „ich“ sagen. Es ist jener Teil der Persönlichkeit, der Kontakt mit der Außenwelt hat und die Funktion der Realitätsprüfung entwickelt (der Prüfung, ob etwas real ist oder nicht). Dem Ich kommt weiters die Funktion der

---

2) Triebe und Triebschicksale, Ges. Schr., Bd. V, S. 447.

Antizipation des Zukünftigen zu: die Folgen einer jetzigen Handlungsweise in der Zukunft werden in schwächeren Dosen antizipiert und beeinflussen damit mein jetziges Handeln. Auf diese Weise wird das für die Triebe geltende Lustprinzip zum Realitätsprinzip modifiziert [3]). Zu dieser Antizipation gehört die Angst, die in der Gefahr auftritt, als Vorwegnahme der zu gewärtigenden Katastrophe in minimaler Dosis; hiedurch wird eine biologische Funktion erfüllt, da das Handeln des Menschen durch diese Antizipation so modifiziert wird, daß er das Eintreten der Katastrophe zu vermeiden vermag. Die Angst wirkt somit nach Art einer Impfung, in der auch eine abgeschwächte Dosis der Krankheit gegen die Krankheit immunisieren soll. Durchaus ähnlich ist auch der Vorgang beim Denken, das von Freud als eine Art von Probehandeln mit mikroskopisch kleinen Dosen beschrieben wird; „ähnlich wie die Verschiebung kleiner Figuren auf der Landkarte, ehe der Feldherr seine Truppenmassen in Bewegung setzt".[4])

Außer dem Kontakt mit der Realität und der Funktion der Antizipation kommt dem Ich die Funktion der Verarbeitung zu, alles, was Methode ist. Wir werden später darauf zurückkommen.

Die dritte Instanz ist schließlich das Über-Ich. Es umfaßt die inneren Normen des Menschen. Allgemein gesprochen, handelt es sich um eine Art Stufenbildung im Ich, um eine Stelle, in der der Mensch sich selbst zum Gegenstand nimmt: kritisch-strafend (etwa im Gewissen) oder tröstend (wie etwa beim wahrhaften Humoristen) oder emotionell-neutral (in der Selbstbeobachtung, in der Ausschaltung des eigenen Standortes; hierher gehört, was die Philosophen transcendentales

[3]) Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens, Ges. Schr. Bd. V, S. 409 ff.

[4]) Freud: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, S. 124; Ges. Schr., Bd. VII, S. 244.

ego nennen). Somit fließt das Über-Ich zusammen mit dem, was die philosophische Anthropologie als Wesen des Menschen gegenüber dem Tierreich abgrenzt.

Das Ich des Menschen steht nun jeweils vor einer Anzahl von Aufgaben. Einerseits werden ihm Aufgaben von den Trieben gestellt, die Befriedigung erheischen. Sodann trägt die Realität in jedem Augenblick Anforderungen an den Menschen heran. Ebenso meldet sich das Über-Ich mit seinen Anforderungen, die für das Ich gleichfalls den Charakter der Aufgabe haben. Schließlich, viertens, stellt das Ich sich selbst Aufgaben; es ist nicht bloß der Diener dieser Nicht-Ich-Instanzen (Es, Über-Ich, Außenwelt), sondern stellt sich selbst die Aufgabe, diese Welten allmählich in seine Gewalt zu bekommen, von sich aus zu steuern.

Diese Aufgaben sind in sich widersprechend. Es scheint nun ein Gesetz zu sein, daß das menschliche Ich bestrebt ist, in jedem Augenblick einen Lösungsversuch zu finden, der mehr oder weniger, schlecht oder recht, diesen vielfältigen Aufgaben gerecht wird. In idealer Weise ist das natürlich unmöglich; es werden stets in einem Akt einige Aufgaben besser gelöst sein als andere. Dies scheint die Grundlage für die Unrast des menschlichen Daseins zu sein, für ein Stück Leiden also, aber auch ein Motor für das ewige menschliche Streben.

In dieser seiner Tätigkeit, Lösungen für die vielfältigen und widerspruchsvollen Aufgaben zu finden, entwickelt nun das Ich eine große Zahl von Lösungsversuchen oder Lösungsmethoden. Wir schließen damit an den zuvor fallen gelassenen Gedanken an, daß alles, was Verarbeitung oder Methode im Seelenleben ist, zum Ich gehört.

Das Ich macht nun einen ungeheuren Entwicklungsweg durch, und zwar mit jeder seiner Funktionen. Der Kontakt mit der Außenwelt entwickelt sich von den ersten Tagen immer weiter und geht durch Phasen

mythischen und magischen Denkens zu dem Maße von Realbeziehung, das schließlich erreicht wird. Die Antizipation des Künftigen entwickelt sich, das gereifte Ich spannt immer weitere Bogen in die Zukunft hinein. Die Verarbeitungsmethoden schließlich machen eine Entwicklung durch von den primitiven Methoden des unreifen Ichs zu den aufgabeadäquaten des gereiften Ichs. Zu den primitiven Lösungsmethoden des unreifen Ichs gehören verschiedene Verhaltungsweisen; eines der einfachsten Beispiele ist das Verhalten gegenüber der Gefahr. Es wäre ein Verfahren des zur vollen Reife gelangten Ichs, die Gefahr in ihrem richtigen Ausmaß einzuschätzen, sie weder zu überschätzen noch zu unterschätzen und die zweckmäßigen Mittel anzuwenden, um ihr zu begegnen. Diesen Zustand der Reifung scheinen nicht allzuviele Menschen zu erreichen; die Reaktion des primitiven Ichs, wie sie jedenfalls in der Kindheit vorherrschend ist, ist nicht so. Die Gefahr wird entweder grotesk überschätzt und es werden übertriebene Maßnahmen zu ihrer Vermeidung getroffen oder die Gefahr wird verleugnet oder die Mittel, die zu ihrer Vermeidung gewählt werden, sind inadäquat. Hierher gehören alle magischen Mittel, sich vor der Gefahr zu schützen; gehören die Einschränkungen menschlicher Möglichkeiten, die in der Regel der Kaufpreis sind für die Anpassung an die Realität, die die Erziehung dem Kind gegenüber vertritt. Der Reichtum dieser primitiven Methoden ist geradezu ungeheuer.

Wir haben also im Ich die primitiven Verfahrensweisen und Lösungsmethoden des primitiven Ichs und die sachadäquaten des gereiften [5] Ichs zu unterscheiden.

[5] Der Terminus „reifes Ich" enthält an und für sich noch keine Wertung. Er entspricht nur dem Sachverhalt, daß in der Entwicklung des Individuums das Ich in der Kindheit gewisse Stufen, z. B. der Magie, durchläuft und daß diese Reaktionen mit der Erreichung des Erwachsenenalters zum großen Teil abgebaut und insoweit durch andere ersetzt werden. Es steht natür-

Es gibt nun verschiedene Motivationen des menschlichen Handelns, je nachdem, welche Aufgaben von den Trieben, von der Außenwelt, vom Über-Ich und vom Ich her gestellt sind, je nach den Lösungsmethoden und je nachdem, wieweit diese einzelnen Aufgaben in jedem Akt gelöst werden, sonach je nach Inhalt und Struktur von Es, Ich und Über-Ich und nach dem relativen Anteil, den diese Instanzen an dem psychischen Akt nehmen.

Je nachdem, wieweit in einem Lösungsversuch in der vielfältigen Aufgabesituation die vierte Aufgabe, die das Ich sich selbst stellt, gelöst erscheint, sprechen wir von Stärke oder Schwäche des Ichs im seelischen Haushalt.

All das ist freilich nur ein Rahmen. Hier setzt nun die Einzelforschung an: das Studium der Triebe, ihre Ziele und Objekte und ihrer Intensität bei jedem Menschen, ihrer Entwicklung und Schicksale, die besondere Art des Über-Ichs, seine Inhalte, seine Strenge, den Grad seiner Festigkeit oder Abhängigkeit von Objekten der Außenwelt, seine Bestechlichkeit oder Unbestechlichkeit, die Lösungsmethoden des Ichs, die Stärke oder Schwäche des Ichs gegenüber den anderen Instanzen usw. Alle diese Elemente weisen je nach Konstitution und Umwelteinflüssen eine kaum übersehbare Mannigfaltigkeit auf.

Die Psychoanalyse zerfällt in zwei Hauptgebiete: in die Triebpsychologie, die sich mit der Natur der mensch-

---

lich frei, die kindlichen Strukturen höher und die Reife als Verfall zu werten. Freilich steht eine solche Wertung in Widerspruch zu der Wertung „Leben soll sein", da, wie sich leicht zeigen läßt, eine Gesellschaft, in der sich alle Menschen nur auf Grund der primitiven Methoden des Ichs verhalten, unrettbar zugrundegehen müßte. Im übrigen darf man wünschen, daß eine solche Weltanschauung auf terminologische Tarnung verzichte und konsequent Erwachsensein mit negativem Wertakzent versehe.

lichen Triebe und mit ihrer Entwicklung im Lauf des Lebens befaßt, und in die Ichpsychologie, die das Ich und das Über-Ich erforscht.

Es ist dabei wesentlich, daß es die Psychoanalyse niemals mit dem isolierten Individuum zu tun hat. In der vorfreudschen Psychologie wurde im Grunde immer die Abstraktion des isolierten Individuums studiert; sei es die frei schwebende Intelligenz oder das frei schwebende Netzwerk des Geistes wie in der alten Schulpsychologie; seien es Affekte, die im Laboratorium künstlich erzeugt werden, mit geringem Bezug zu dem, was die Person eigentlich berührt, wie in der neueren Affektpsychologie; sei es das einsam meditierende Individuum wie bei Kierkegaard. Die Psychoanalyse hat es hingegen stets mit dem Menschen in allen seinen sozialen Bezügen zu tun; es sei nur als Beispiel auf die Wichtigkeit der Familiensituation des Kindes für die Ausbildung von Verhaltungsstrukturen hingewiesen.

Wertprobleme. Wie aus dieser Skizze zu entnehmen ist, befaßt sich die Psychoanalyse sonach nur mit den Tatsachen des Seelenlebens; sie nimmt, als solche, nicht wertend zu ihnen Stellung. Die Psychoanalyse ist bestrebt, dem Postulat der Ideologiefreiheit in ihrer Wissenschaft Genüge zu leisten. Ein Stück der Gegnerschaft, die sie gefunden hat, ist darauf zurückzuführen, daß manche psychoanalytische Erkenntnisse gewisse Ideologien zu bedrohen schienen; teils darum, weil diese Ideologien selbst eine Aussage über Tatsächliches enthalten, teils weil sie eine Erkenntnis gewisser Tatsachen unerwünscht erscheinen lassen, teils schließlich, weil man, in Mißverständnis der wissenschaftlichen Intentionen der Psychoanalyse, vermutete, die Psychoanalyse wolle ein Sein für ein Sollen setzen und ihre wissenschaftlichen Sätze würden entweder an und für sich oder unter einseitiger und ausschließlicher Berufung auf hygienische Zielsetzungen als Weltanschauung auftreten wollen.

Der Psychoanalytiker freilich, der den Kranken behandelt, steht dabei unter der Norm einer Berufsethik, doch ist diese Norm nicht der Psychoanalyse entnommen. Freilich scheint eine gewisse Weltanschauung der praktischen Ausübung der Psychoanalyse besonders nahe zu liegen: es ist die, die Freud in dem klassischen Satz formuliert hat: „Wo Es war, soll Ich werden“ [6]). Es ist die Zielsetzung der Stärke des Ichs innerhalb der psychischen Systeme, die Vorstellung, der Mensch solle mehr leben als gelebt werden und die Notwendigkeiten aus freiem Entschluß auf sich nehmen, d. h. das Handeln solle wesentlich vom reifen Ich her gesteuert sein und weniger von den Nicht-Ich-Instanzen oder den Schichten des primitiven Ichs [7]).

II. Die Bedeutuug der Psychoanalyse für die soziologischen Wissenschaften

Freud vertritt den Standpunkt, daß die Soziologie angewandte Psychologie sei. Er sagt darüber: „Auch die Soziologie, die vom Verhalten der Menschen in der Gesellschaft handelt, kann nichts anderes sein als angewandte Psychologie. Streng genommen, gibt es nur zwei Wissenschaften, Psychologie, reine und angewandte, und Naturkunde“ [8]).

Freuds sozialwissenschaftliche Schriften. Freud hat sich mit sozialwissenschaftlichen Fragen

---

[6]) Freud: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, S. 111; Ges. Schr., Bd. XII, S. 234.

[7]) Die Beziehungen der Psychoanalyse zu Weltanschauungsfragen sind erschöpfend erörtert bei Hartmann: Psychoanalyse und Weltproblem, Imago, Bd. XIV, 1929, S. 421 ff.; Psychoanalyse und Weltanschauung, Psychoanalytische Bewegung, V. Jg., 1933, S. 416 ff.

[8]) Freud: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, S. 250; Ges. Schr., Bd. XII, S. 342.

zuerst im Jahr 1912 ausführlich auseinandergesetzt [9]), und zwar mit ethnologischen und urgeschichtlichen Problemen. „Totem und Tabu" enthält zwei Theorien, eine Theorie der Tabuvorschriften — ein der Psychoanalyse zügängliches Material, die Zwangsneurose, weist gleichsam private Tabus auf — und einen Erklärungsversuch des Totemismus, eine urgeschichtliche Hypothese. Während des Krieges erschien ein Beitrag, der den Problemen des Sterbens und Tötens gewidmet war [10]), mit vielen Ausblicken auf Kulturprobleme. Das Jahr 1921 brachte das Werk über Massenpsychologie [11]). Die Kulturprobleme traten nunmehr in Freuds Schaffen immer wieder in den Vordergrund. Eine Schrift befaßt sich mit den psychologischen Grundlagen des religiösen Glaubens [12]). Eine spätere Schrift erörtert das Problem der kulturellen Schicksale des menschlichen Aggressionstriebes und den wachsenden inneren Druck, der eine Folge der kulturellen Absperrung seiner Befriedigungsmöglichkeiten nach außen ist [13]). Schließlich hat Freud auch zum Problem der Psychologie von Krieg und Frieden in einem Briefwechsel mit Albert Einstein Stellung genommen, der über Veranlassung des Institut International de Coopération Intellectuelle zustandegekommen ist [14]).

---

[9]) Totem und Tabu, 1. Aufl., 1912; Ges. Schr. Bd. X, S. 3 ff.

[10]) Zeitgemäßes über Krieg und Tod, Imago, Bd. V, 1915; Ges. Schr., Bd. X, S. 315 ff.

[11]) Massenpsychologie und Ichanalyse, 1. Aufl., 1921; Ges. Schr., Bd. VI, S. 259 ff.

[12]) Die Zukunft einer Illusion, 1. Aufl., 1927; Ges. Schr., Bd. XI, S. 411 ff.

[13]) Das Unbehagen in der Kultur, 1. Aufl., 1930; Ges. Schr., Bd. XII, S. 27 ff.

[14]) Einstein und Freud: Pourquoi la guerre? (In deutscher, französischer und englischer Sprache.) Publications de l'Institut International de Coopération Intellectuelle, Société des Nations, vol. 3, 1933. Der Brief Freuds ist auch enthalten in Ges. Schr., Bd. XII, S. 347 ff.

Die Psychologie in der Soziologie. Die Frage des Verhältnisses von Soziologie und Psychologie kann im Rahmen dieser Arbeit nicht in voller Ausführlichkeit erörtert werden; wir müssen uns auf einige Hinweise beschränken. Die Psychoanalyse ist eine empirische Wissenschaft vom menschlichen Verhalten; die Soziologie hat es *in ultima analysi* mit diesem Verhalten zu tun [15]). Das ist Grundlage für die Forderung Freuds, die Soziologie auf diese Psychologie zu begründen. Das steht in Widerspruch zu den meisten landläufigen Abgrenzungen der Wissenschaftsgebiete, die der Psychologie allenfalls einen gewissen Einfluß auf die Behandlung soziologischer Fragestellungen einräumen wollen, im übrigen aber am autonomen Charakter der soziologischen Wissenschaft gegenüber der Psychologie festhalten. Man weist darauf hin, daß man es in der Soziologie durchgängig mit Gruppen und nicht mit Individuen zu tun hat. Die scharfe Scheidung zwischen der Wissenschaft von der Gruppe und der Wissenschaft vom Individuum geht nun auf eine Zeit zurück, da sich die Psychologie mit dem isolierten Individuum beschäftigte. Von diesem Abstraktionsgebilde führt nun freilich kein Weg zu Gruppenphänomenen, weder durch Summation noch durch Integration. Im Hinblick auf diese Psychologie ihrer Zeit hat z. B. die Durckheimsche Schule alle Gruppenerscheinungen in den Bereich der Soziologie gewiesen. Die Lage der Psychoanalyse ist grundsätzlich verschieden: sie beschäftigt sich nicht mit der Abstraktion des isolierten Individuums, sondern mit dem konkreten Menschen in all seinen sozialen Bezügen. Der Unterschied zwischen Psychologie und Soziologie er-

---

[15]) Freilich ist nicht jedes menschliche Verhalten sozial relevant; doch ist das sozial relevante Verhalten von anderem nicht durch andere Kriterien als eben das der sozialen Relevanz unterscheidbar, so daß eine Wissenschaft, die sich nur mit dem sozial relevanten Verhalten beschäftigt, nicht möglich ist.

scheint im psychoanalytischen Studium des Individuums aufgehoben. Man könnte auch von der Soziologie des Individuums sprechen. Die so gewonnenen Einsichten über das Individuum in seinem sozialen Feld sind dann auch für das Verständnis von Gruppenphänomenen brauchbar.

Ähnliches gilt von einer anderen Erwägung, die für den autonomen Charakter der Soziologie ins Treffen geführt wird: daß die Soziologie mit gewissen Kategorien die Psychologie transzendiere, wie z. B. der Kategorie der Institution, der Beziehung zu Wertproblemen u. dgl. m. Aber diese Problematik ist auch in der Psychoanalyse des Individuums voll gegenwärtig. Schließlich beschränkt sich die Psychoanalyse auch keineswegs auf intramentale Erscheinungen. Eine Teilung des menschlichen Verhaltens in der Weise, daß die intramentale Seite einer Wissenschaft und die soziale einer anderen zugewiesen wird, ist eine durchaus künstliche und müßte die Entstehung einer wirklichen Wissenschaft vom menschlichen Verhalten geradezu verhindern.

Gesetze in der Soziologie. Als Beispiel für ein Problem, das, wie es scheint, von der Psychoanalyse her gefördert werden kann, sei das der Gesetzesbildung in der Soziologie genannt. Wenn die Psychologie im Sinn des früher Gesagten als Grundwissenschaft der Soziologie anerkannt wird, so ist das für die Gesetzmäßigkeit in der Psychoanalyse Geltende auch für die Frage der Gesetzesbildung in der Soziologie anwendbar.

Wir wissen, daß es in der Psychologie nicht so ist wie in der Physik; es gibt nur selten einen Fall, in dem wir sagen können, daß in einer bestimmten Situation eine und nur diese Reaktion eintreten müsse. Zumeist muß man sich bescheiden sagen, daß in einer gegebenen Situation eine von mehreren Möglichkeiten eintreten werde, die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit haben. Dementsprechend sind auch im allgemeinen Gesetze von der Art der physikalischen, nach

denen einem Zustand in der Zeit t ein Zustand in der Zeit $t + \Delta t$ eindeutig zugeordnet wird, auf dem Gebiet menschlichen Verhaltens nicht oft anzutreffen. Wir haben in der Psychoanalyse vielmehr gewisse Regelmäßigkeiten, ferner Zuordnungen mehrerer Lösungsversuche zu einem bestimmten Zustand aufstellen können.

Aber damit hat es nicht sein Bewenden. Man hat in der Psychoanalyse die Erfahrung gemacht, daß zwar im allgemeinen eindeutige Zuordnungen des folgenden Zustandes zu dem gegenwärtigen nicht möglich sind, daß es aber bestimmte Fälle gibt, in denen man dennoch bündige Gesetzmäßigkeiten menschlichen Verhaltens aufstellen kann; dann ist das Verhalten auch prognostizierbar. An Hand des vorher skizzierten Modells der psychischen Persönlichkeit sind diese Fälle genau angebbar.

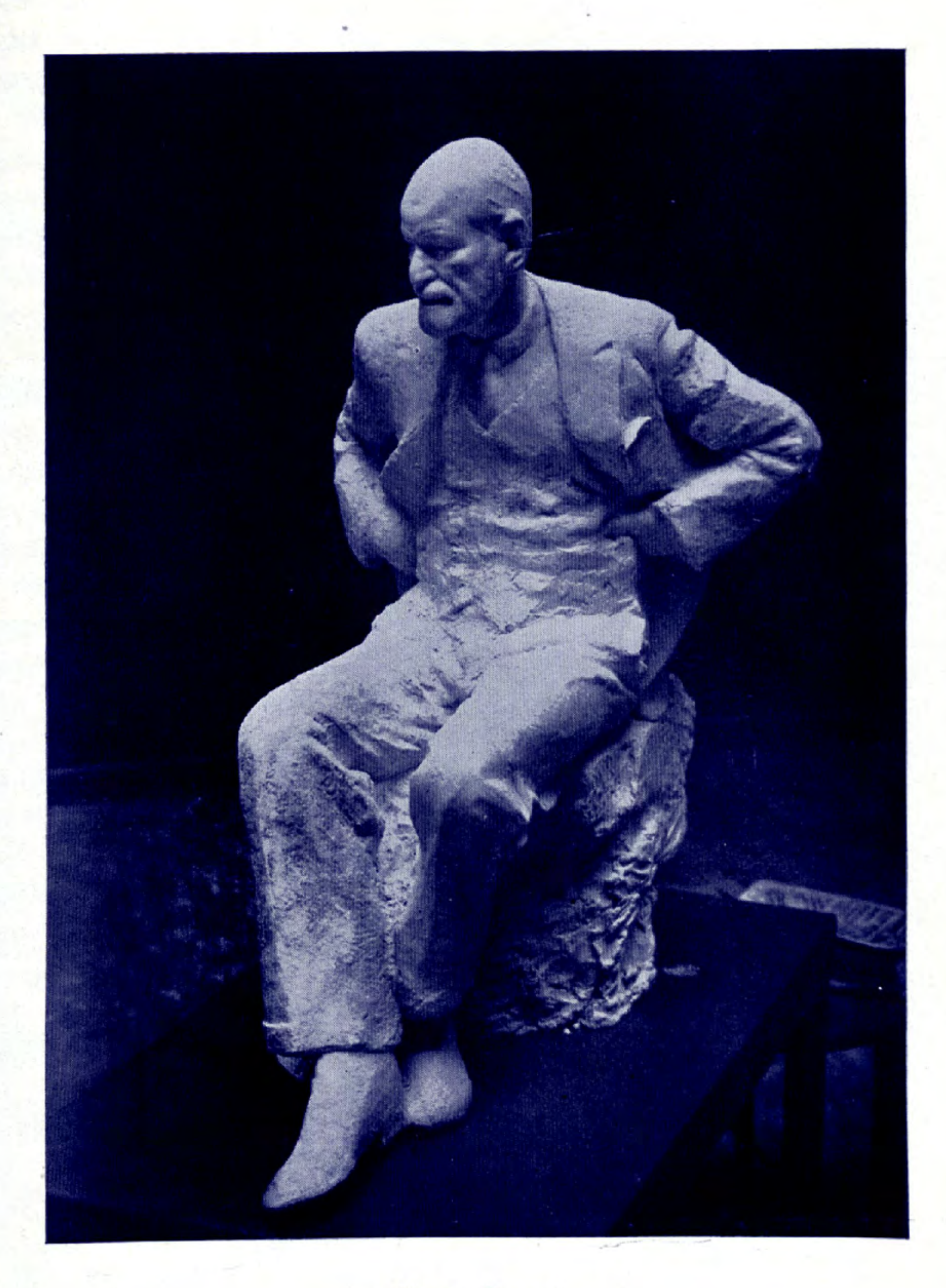
Einmal handelt es sich um jene Fälle, in denen das Verhalten *nur* vom reifen Ich her gesteuert ist. Dann handelt der Mensch entsprechend den Notwendigkeiten der Sache und die Gesetze der Sache gelten für sein Handeln. Wenn dann diese Gesetze der Sache — die Notwendigkeiten der Sachstruktur — bündig sind, ist sein Verhalten auch voraussagbar. Hierher gehört etwa das wirtschaftliche Handeln, mit dem es die Nationalökonomie zu tun hat; ferner das Verhalten eines Menschen, der eine mathematische Aufgabe zu lösen hat und mit den dazu einzuschlagenden Wegen vertraut ist, oder das eines Ingenieurs vor einer technischen Aufgabe, deren Lösung ihm bekannt ist. Des weiteren gehört hierher, was durch die Sitte geregelt ist; so kann man etwa voraussagen, daß ein normaler Mensch in unseren Regionen beim Betreten der Kirche den Hut abnehmen wird.

Andererseits gibt es Gesetzmäßigkeiten im menschlichen Verhalten unter extrem entgegengesetzten Bedingungen. Wir meinen jene Fälle, in denen die Steuerung vom reifen Ich her praktisch vollständig ausgeschaltet ist und das Handeln daher *ausschließ-*

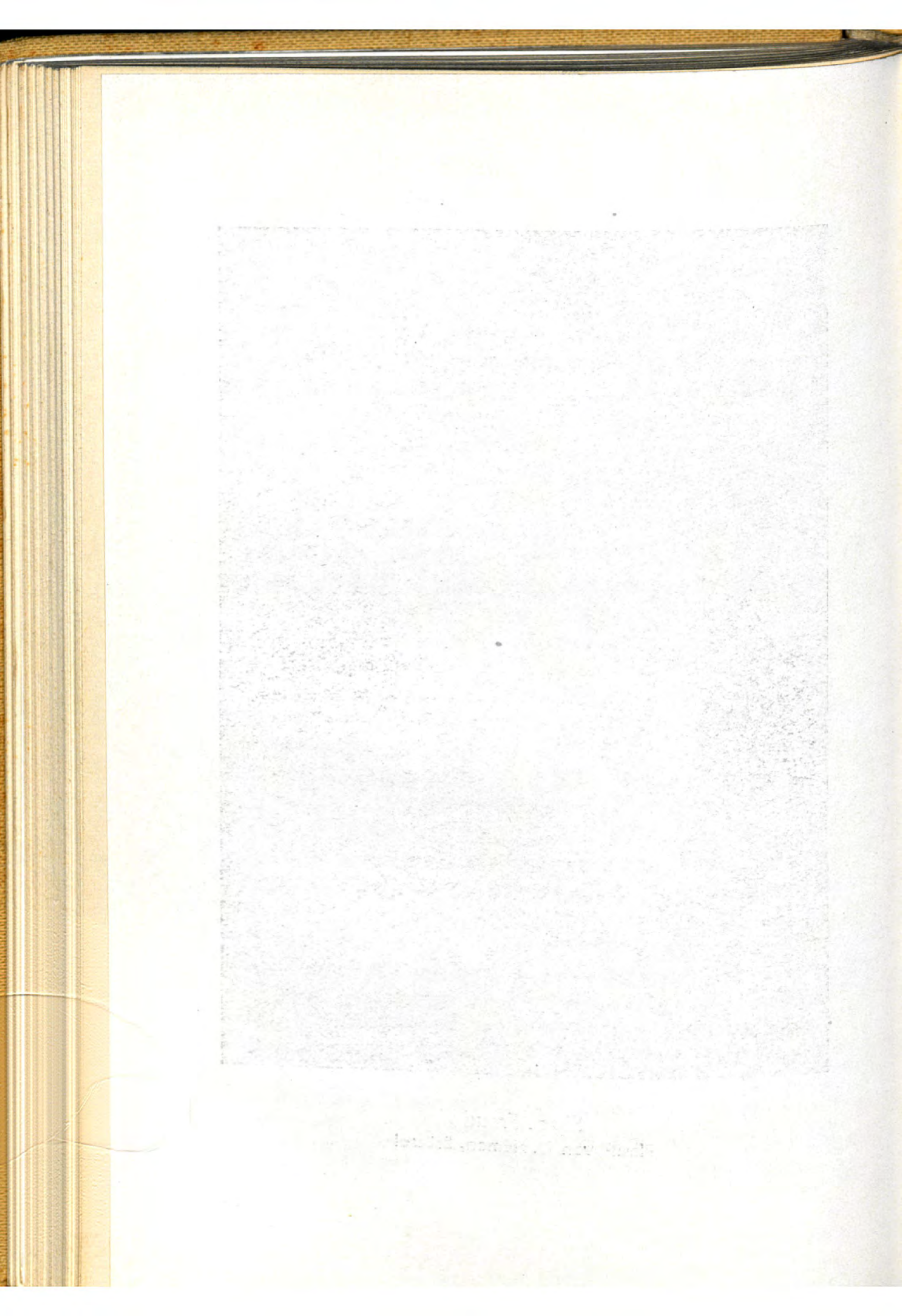
lich von biologischen Kräften (Trieben) und den primitiven Lösungsmethoden des unreifen Ichs gesteuert ist. Das ist die Grundlage für die Tatsache, daß man eine Prognose bei Geisteskrankheiten stellen kann. Aber diese Ausschaltung der Steuerungstendenzen des reifen Ichs tritt nicht nur im Pathologischen auf; in der Normalpsychologie gehört hierher etwa das Verhalten der Menschen in der Massensituation, die auch einer temporären Stillegung der Ich-Steuerung gleichkommt. Eine Voraussage des Verhaltens ist dann in jenen Fällen möglich, in denen die Steuerungstendenzen durch die primitiven Kräfte im Menschen, d. h. durch das Es und die Lösungsmethoden des primitiven Ichs, bündig sind und ein eindeutiges Verhalten erheischen.

Menschliches Verhalten ist sonach Gesetzen unterworfen und voraussagbar, wenn der Reichtum der Determinanten des menschlichen Verhaltens verringert ist, entweder auf nichts als Vernunft oder auf nichts als Allzumenschliches; erst im Wechselspiel beider verliert sich die Gesetzmäßigkeit. Die zweite Bedingung der Gesetzmäßigkeit ist dann die, daß jene Determinanten, auf die menschliches Verhalten reduziert ist, eindeutige Lösungen erheischen, d. h. bei der Reduktion auf Sachstruktur, daß eben diese Sachstrukturen bündig sind und nur eine Lösung zulassen, und bei der Reduktion auf biologische Kräfte, daß diese ein bestimmtes Verhalten erfordern.

Daß dies tatsächlich alle Fälle umfaßt, in denen eine Voraussage künftigen Verhaltens möglich ist, scheint aus einer einfachen Besinnung ersichtlich. Man kann zeigen, daß in all jenen Fällen, in denen wir versuchen, das Verhalten eines handelnden Menschen vorauszusagen, wir entweder von der einen oder von der anderen Voraussetzung ausgehen. Wir nehmen entweder an, daß der Mensch tun wird, was in seiner Situation notwendig ist, und suchen aus diesen Notwendigkeiten seine künftigen Entscheidungen vorauszusagen; oder wir



Sigm. Freud
Plastik von O. Némon, Brüssel



nehmen an, daß er von Trieben und Reaktionsweisen geleitet ist, die sich über alle Grenzen hinwegsetzen, und versuchen, von hier aus zu einer Voraussage zu kommen [16]).

Wendet man nun diese Einsicht auf die Probleme der Soziologie an, so glaubt man zu verstehen, warum sich gerade an den beiden extremen Enden der Sozialwissenschaften ihre einzigen Gesetzeswissenschaften entwickelt haben: die Nationalökonomie und die Massenpsychologie.

Der extreme Fall der Reduktion der Bestimmungsstücke menschlichen Verhaltens kommt wahrscheinlich nur selten vor. Doch gibt es eine große Zahl von Situationen, die diesen Grenzfällen nahekommen, und man muß darum nicht allzu pessimistisch von der Entwicklung soziologischer Gesetze denken.

Die Massenpsychologie. Während nun die meisten Probleme der Soziologie auf psychoanalytischer Grundlage noch ihrer systematischen Bearbeitung harren, liegt in der Massenpsychologie Freuds bereits eine Reihe durchgearbeiteter Erkenntnisse vor. Die Massenpsychologie scheint von großer Wichtigkeit für die Soziologie. Man muß dabei nicht nur an die Psychologie des Mobs und der sonstigen transitorischen Massenbildungen denken; bis zu einem gewissen Grad hat man es bei allen Gruppenbildungen, auch den stabilsten, auch den hochgewerteten, mit Massensituationen zu tun. Darin liegt die Bedeutung der Massenpsychologie für Fragen der Gemeinschaftsbildung, z. B. für die Staatswissenschaften.

Der Grundgedanke der Freudschen Massenpsychologie ist der folgende: Der Mensch in der Masse hat sein Über-Ich zum größeren oder geringeren Teil ausgeschaltet

---

16) Die Meinungsverschiedenheit über die Frage, ob etwa ein Staatsmann zum Krieg schreiten wird, reduziert sich oft darauf, welche von diesen beiden Voraussetzungen für gegeben gehalten wird.

und an seine Stelle den Führer der Masse gestellt. (Dieser Führer mag nun eine Gestalt aus Fleisch und Blut sein, eine mythische Gestalt, ein Gott, oder, in der sublimsten Ausformung, eine Idee.) Die Norm des Handelns kommt nun vom Führer. Auf Grund dieses Prozesses der Projektion des Über-Ichs auf eine Instanz der Außenwelt, der allen Mitgliedern der Masse gemeinsam ist, findet eine Identifizierung unter den Massenmitgliedern und ein Stück Liebesbindung zwischen ihnen statt.

Die Abtretung des Über-Ichs an den Führer erklärt, warum das Wort des Führers an die Stelle tritt, an der beim Menschen außerhalb der Massensituation sein Über-Ich steht; man glaubt zu verstehen, warum Massen oft um so vieles grausamer sind als die einzelnen Menschen, die zu ihnen gehören, aber auch, warum sie zu Opfern und Leistungen fähig sind, die die Einzelnen nicht erbringen.

Da die Norm des Handelns vom Führer kommt, wirkt er zugleich als Angstschutz in der Gefahr. Der Einzelne außerhalb der Masse trifft Vorkehrungen für seine Sicherheit, je nach seinem Mut oder seiner Ängstlichkeit; die Zustimmung seines Über-Ichs zu seinem Handeln trägt bei zur Beschwichtigung allfälliger Angst. Eine Masse hingegen geht, solange Vertrauen zum Führer besteht, angstfrei in die Gefahrsituation. Wenn nun der Führer wegfällt, ohne daß sofort ein neuer Führer an seine Stelle tritt, so löst sich die Masse in einen Haufen von Individuen auf; wenn das in einer Gefahrsituation geschieht, so bricht die Angst als Panik aus. Wenn der Führer die Geführten nicht zu schützen vermag, sonach als Angstschutz versagt, so ist seine Führerrolle verspielt und das Massengebilde löst sich auf[17]).

---

[17]) Ein Umsturz des politischen Systems ist nach dem Krieg nur in jenen Staaten erfolgt, in denen die alten Herrschenden eine Niederlage durch den äußeren Feind erlitten haben. Die Niederlage der Führung hat

Auch die Störung der Realitätsprüfung in der Masse wird erklärbar. Einesteils findet in der Massensituation eine Spaltung der beiden Grundtriebe des menschlichen Es, Liebe und Haß, statt, derart, daß alle positiven Regungen den Mitgliedern der Gemeinschaft und alle negativen den Außenstehenden zugewendet werden, während der Einzelne außerhalb der Masse seine Neigungen und Abneigungen diffus unter die Menschen verteilt, so daß nahezu jedermann Objekt beider Regungen wird. Auf dem Boden der Ausschließlichkeit der Liebe für die Mitglieder der Gemeinschaft und der Ausschließlichkeit der Abneigung für die Außenstehenden wächst die Trübung der Realitätsprüfung. Hierzu kommt ein zweites: Das Über-Ich erfüllt eine Leistung für die Realitätsprüfung, denn es vollzieht durch die Selbstbeobachtung die ständige Scheidung zwischen dem, was zu mir gehört, und dem, was nicht zu mir gehört, zwischen Phantasie und Realität. Die temporäre Ausschaltung der Über-Ich-Funktion muß daher auch die Realitätsprüfung beeinträchtigen. Hierher gehört auch, daß in der Masse das magische und mythische Denken ansteigt, das durch die anwachsende Über-Ich-Funktion überwunden wurde [18]). Beide erörterte Umstände, die in diesen Fällen den Zerfall der Masse eingeleitet. Man versteht, warum gewisse da und dort versuchte Analogieschlüsse auf Staaten mit Siegermentalität unrichtig gewesen sind, und darf vermuten, daß sie so lang unrichtig bleiben werden, als nicht auch in diesen Ländern aus irgendwelchen Gründen ein Zerfall des Massengebildes eintritt.

[18]) Man findet ein eindrucksvolles Beispiel für diesen Vorgang in der Entwicklung des ägyptischen Mythos, beschrieben von Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen, 2. Teil; Das mythische Denken, 1925, S. 205 f. Die ursprüngliche mythische Vorstellung ist, daß „alles Weiterleben der Seele nach dem Tode der Fortdauer des materiellen Substrates bedarf. Alle Sorge um die Seele des Toten muß sich daher in erster Linie der Erhaltung der Mumie zuwenden". Später entwickelt sich eine andere Idee: Das Schicksal der Seele hängt von

ausschließliche Zuwendung der erotischen Regungen zu einer Gruppe von Objekten und der aggressiven Regungen zu den übrigen Objekten, sowie die partielle Übertragung der Über-Ich-Funktion auf eine Gestalt der Außenwelt wirken so zusammen, um die Störung der Realitätsprüfung entstehen zu lassen [19]).

Probleme der Gemeinschaftsbildung. Dies sind nur einige fragmentarische Andeutungen über die psychoanalytische Massenpsychologie und ihre Wichtigkeit für die Erforschung sozialer Phänomene. In engem Zusammenhang damit sei auch eine andere Frage gestreift. Es scheint ein ewiges Problem der Menschheit zu sein, wie die Menschen zum Gemeinschaftsleben zu bringen sind. Es gibt zwar in der menschlichen Natur Tendenzen, die sie immer zur Gemeinschaft hinführen, aber viele Regungen des menschlichen Wesens widerstreben dem Gemeinschaftsleben, durch das den Trieben des Individuums ständig Verzichte auferlegt werden. Der reife Mensch ist gewiß bereit, aus der

---

ihrem sittlichen Tun ab. „Die Gunst des Osiris, des Totengottes, die in den früheren ägyptischen Texten durch zauberische Gebräuche erzwungen wird, erscheint später durch das Gericht des Osiris über Gute und Böse ersetzt". Wir sehen hier ein Stück Überwindung des Mythos durch Ethos; das Schuldgefühl ist gestiegen und mit dem wachsenden Ichbewußtsein auch eine adäquatere Erfassung der Realität erreicht.

[19]) Die Störung der Realitätsprüfung tritt in extremer Form in den sogenannten Massenpsychosen auf, in geringerem Maß ist sie aber jeder Massensituation notwendig eigentümlich. Hier sind z. B. die paranoiden Ideenbildungen zu nennen, die bei den verschiedenen politischen Parteien auftauchen, wie die Vorstellung von der geheimnisvollen Macht, z. B. der Jesuiten oder der Freimaurer. Ideen dieser Art würden bei Individuen außerhalb der Massensituation als Wahnideen bezeichnet werden; die Massensituation schafft jedoch durch die oben erwähnten Umstände Bedingungen, die solche Ideen entstehen lassen, obwohl die Mitglieder der Masse psychisch gesund sind.

Einsicht in ihre Notwendigkeit Einschränkungen durch das Gemeinschaftsleben aus freiem Entschluß auf sich zu nehmen. Wäre bei allen Menschen innerhalb der psychischen Instanzen das reife Ich hinlänglich stark und führend gegenüber den anderen Instanzen, so wäre die Sicherung eines befriedigenden Gemeinschaftslebens kaum ein Problem. Die ganze Schwere des Problems scheint aber nun darin zu bestehen, daß die Kraft dieses reifen Ichs bei der weitaus überwiegenden Zahl der Menschen viel zu gering ist und daß es daher anderer Mittel bedarf, um sie sozial zu machen. Es muß daher ein Appell an andere Schichten versucht werden: an das Triebleben, indem ihnen triebhafte Befriedigung geboten wird (z. B. durch Zulassung der Aggression gegen Unterworfene); an die Angst; an das Über-Ich, indem man versucht, die Gebote der Gemeinschaft zu einem zwanghaft wirkenden, der Beeinflussung durch das Ich entzogenen Regulativ zu machen; und schließlich an die primitiven Arbeitsweisen des Ichs (durch magische und mythische Gehalte). Es scheint, als ließen sich die großen Probleme der Gemeinschaftsbildung aus der Unfruchtbarkeit jener Bemühungen verstehen, die Gemeinschaft bei einer hinlänglich großen Zahl von Menschen durch den Entschluß eines reifen Ichs zu sichern[20]). Eine verhältnismäßig lange Wirksamkeit scheinen jene gesellschaftlichen Systeme zu haben, bei denen mehrere oder alle „nicht-ichhaften" Appelle zur Anwendung gelangen.

---

[20]) Hierher gehören z. B. die Probleme, die durch die Erweiterung der Demokratie zur Massendemokratie entstanden sind. Auch die ältesten und entwickeltsten Demokratien unserer Tage können, wenn sie die Entscheidung der Wählermassen aufrufen, massenpsychologischer Mittel nicht entraten; d. h. aber, daß auch sie nicht die Existenz und Arbeit der Gesellschaft allein durch die Entscheidung des reifen Ichs ihrer Bürger sichern können, sondern jene anderen Mittel zur Anwendung bringen müssen.

III. Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Rechtswissenschaften

Aus dem Umstand, daß die Psychoanalyse eine Tatsachenwissenschaft ist, ergibt sich, daß sie auf dem Gebiet der Rechtswissenschaften nur zu einem Teil der Problematik beitragen kann. Die Ergebnisse der Psychoanalyse haben offenbar keine Anwendung für die Frage der Geltung oder Wünschbarkeit einer Norm oder für die Zuordnung eines Einzelfalles zu dem Geltungsbereich einer Norm. Die Psychoanalyse kann zu allen Tatsachenproblemen der Rechtswissenschaften Aussagen machen, ihre Beiträge sind daher solche zur Rechtssoziologie. So mag sie etwa zur Beurteilung der Frage herangezogen werden, welches die Psychologie der Normsetzung ist, oder welche Maßnahmen praktisch geeignet erscheinen, der Realisierung einer Norm förderlich zu sein, welches die Wirkungen getroffener Maßnahmen sind, u. dgl. m. Im folgenden sei versucht, das mögliche Anwendungsgebiet der Psychoanalyse am Beispiel der Strafrechtswissenschaft zu demonstrieren. Die Psychoanalyse wird hier über die Psychologie aller Figuren des strafrechtlichen Vorgangs Aussagen machen können, über die Psychologie des Gesetzgebers, über die des Verbrechers oder seines Opfers, über die des Richters, des Anwalts oder des Publikums. Sie wird ferner für die Frage heranzuziehen sein, welche Mittel geeignet erscheinen, um ein bestimmtes Ziel der Strafgesetzgebung zu erreichen; und sie wird schließlich nicht außer acht bleiben dürfen, wenn es gilt zu untersuchen, welche Wirkungen die getroffenen Maßnahmen neben den angestrebten haben.

Es sei hier das Beispiel der Generalprävention herausgegriffen. Ist die Strafe geeignet, die Wahrscheinlichkeit von Verbrechen zu vermindern? Wer das ohne weiteres bejaht, macht sich ein bestimmtes Bild über die psychologische Entstehung der kriminellen Handlung, dessen Richtigkeit erst zu prüfen ist.

Wäre der rechtsbrecherische Akt ausschließlich vom Ich her gesteuert, so würde die Drohung der Strafe ein wichtiges Gegenmotiv der verbrecherischen Tat bilden, vorausgesetzt, daß der Täter mit seiner Entdeckung rechnet und Grund hat, an die Anwendung des Gesetzes zu glauben, vorausgesetzt also, daß die Strafdrohung im potentiellen Täter die Furcht vor Strafe erregt. Je schwerer die Strafe wäre, desto geeigneter müßte sie dann für die Abschreckung von Verbrechen sein. Aber es gibt Fälle, in denen die Strafdrohung keinen Einfluß auf das Entstehen der verbrecherischen Tat ausübt: wenn der Täter nicht an die Anwendung der Strafe glaubt oder hofft, verborgen zu bleiben; ferner in allen jenen Fällen, in denen die Tat nicht unter Steuerung vom Ich her entspringt, sondern unter einer anderen Gewichtsverteilung zwischen den psychischen Instanzen entsteht. Dies wäre etwa der Fall bei jenen verbrecherischen Handlungen, die unter der Übermacht des Triebes entstehen; diese Übermacht ist relativ gegenüber dem Ich zu verstehen und kann sowohl durch eine besondere Stärke oder Steigerung des Triebes als auch durch eine Schwäche des Ichs hergestellt werden. Ferner ist solcher Taten zu gedenken, die unter dem wesentlichen Einfluß einer Über-Ich-Forderung geschehen, wie z. B. der Vollzug der Blutrache in Ländern, in denen dies als unabdingbares Gebot der Ehre gilt. Viele revolutionäre Handlungen gehören hierher, aber auch solche, die unter dem Einfluß einer Kastenmoral der Verbrecherschicht entstehen, u. dgl. m. Ferner sind jene Taten zu erwähnen, für welche primitive Ich-Mechanismen maßgebend sind, z. B. Verbrechen infolge von Aberglauben. Und schließlich gibt es verbrecherische Taten, die aus Angst zustande kommen. In allen diesen Fällen wird die Gefahr der Strafe eine umso geringere präventive Wirkung ausüben, je geringer die Rolle des reifen Ichs beim Zustandekommen der Tat gewesen ist.

Wenn dies sonach Beispiele dafür sind, daß die Strafe als Generalprävention versagt, so gibt es schließlich auch Fälle, in denen, so seltsam das dem populärpsychologischen Denken erscheinen mag, die Strafdrohung geeignet ist, die Wahrscheinlichkeit einer verbrecherischen Handlung zu erhöhen. Unter den Kriminellen scheint es Psychopathen zu geben, auf die die Strafe selbst eine geheimnisvolle Anziehung ausübt; es sind dies Menschen, die die Gefängnismauern wie ein Refugium suchen, ferner Masochisten, die die Strafe lockt, oder Menschen, die durch ein Schuldgefühl, dessen Quelle ihnen unbewußt ist, dazu geleitet werden, sich durch die Tat den Anspruch auf die ersehnte Strafe zu erwerben[21]).

Man kann also sagen, daß die Strafe präventiv wirkt für die vom Ich her gesteuerten kriminellen Handlungen, einen geringen oder gar keinen Einfluß ausübt auf das unter Ausschaltung des Ichs zustandekommende Verbrechen und anlockend wirkt auf die Taten jener Psychopathen, die bewußt oder unbewußt die Strafe suchen. Inwieweit sonach die Strafe im ganzen präventiv wirkt, hängt von der relativen Häufigkeit dieser Motivationen ab; dies ist eine rein empirische Frage. Man hat wahrscheinlich Recht, zu vermuten, daß die Zahl der ich-gesteuerten kriminellen Handlungen größer ist als die Zahl der psychopathischen Verbrechen, mit denen der Täter seiner Bestrafung zustrebt. Aber die genaue Erforschung all dieser Motivationen für die einzelnen Delikte ist Aufgabe künftiger psychologischer Untersuchung. Man ist darauf vorbereitet, daß das Ergebnis bei verschiedenen Verbrechen ein verschiedenes sein wird und dementsprechend die Strafe bei gewissen Verbrechen in ganz anderem Maße präventiv wirken

---

[21]) Eine künstlerische Gestaltung dieses Motivs liegt in Dostojewskis Raskolnikoff vor.

wird als bei anderen, z. B. eine größere präventive Wirkung beim Verbrechen der betrügerischen Krida als bei Sexualverbrechen ausüben wird. Damit ist freilich nur eine Aufgabe skizziert und noch keine Lösung gegeben, aber es scheint uns, daß es eine wichtige Leistung der Psychoanalyse ist, daß sich diese exakten Fragestellungen aus ihr ableiten lassen.

Als weiteres Beispiel für die Rolle, die die Psychoanalyse in der Strafrechtswissenschaft spielen kann, sei das positivistische Strafrechtsprogramm erwähnt, wie es etwa im Ferrischen Strafrechtsentwurf in Italien vorgelegen ist. Den Vertretern der positivistischen Doktrin scheint es wünschenswert, daß die Strafe überhaupt fallen gelassen werden solle und durch Sicherheitsmaßnahmen zur Selbstverteidigung der Gesellschaft gegen den Rechtsbruch zu ersetzen wäre. Kriterium für die strafrechtlichen Bestimmungen wäre dementsprechend ihre Zweckmäßigkeit für den Schutz der Gesellschaft. Über die Wünschbarkeit dieser utilitaristischen Zielsetzung an und für sich kann die Psychoanalyse natürlich keine Aussagen machen; sie bleibt wie bei allen Weltanschauungsfragen darauf beschränkt, die Psychologie dieser Weltanschauung zu untersuchen. Daß sie für die Frage der Zweckmäßigkeit der zum Schutz der Gesellschaft anzuwendenden Mittel — wenn das Ziel einmal feststeht — wichtige Auskünfte beitragen kann, muß nach dem Vorgesagten nicht weiter begründet werden. Die mögliche Leistung der Psychoanalyse ist aber nicht auf diesen Beitrag beschränkt. Der Psychoanalytiker wird auf die Unvollständigkeit hinweisen, die solange in der Behandlung des Gegenstands vorliegt, als man sich nur mit dem aktuellen oder potentiellen Rechtsbrecher befaßt. Eine vollständige Lösung der Frage eines zweckmäßigen Schutzes der Gesellschaft wird nicht umhin können, alle Figuren des strafrechtlichen Vorgangs zu berücksichtigen; zu diesen gehören aber nicht nur der

Verbrecher und die Vertreter der sich ihm gegenüber zur Wehr setzenden Gesellschaft, sondern auch das Publikum. Was mit dem Rechtsbrecher geschieht, ist nicht nur ein Verfahren, das sich an diesem Individuum abspielt, sondern auch ein Verfahren, das seine Rückwirkung auf die große Masse der Nicht-Kriminellen hat. Die Strafe des Rechtsbrechers erleichtert es dem „anständigen" Menschen, seine asozialen Impulse zu beherrschen; denn wenn auch nur im Rechtsbrecher die asozialen Impulse bis zur Tat reifen, so sind doch solche Impulse an und für sich auch in anderen Menschen vorhanden. Das Über-Ich des anständigen Menschen fordert die Bestrafung des Verbrechers; es scheint, daß jedes Verbrechen auf die Menschen wie eine Art von Verführung wirkt, wie ein Anreiz für die eigenen gleichgerichteten Impulse, und daß erst die Bestrafung des Verbrechers das damit gestörte seelische Gleichgewicht des ehrenhaften Menschen wieder herstellt. Hiezu kommt aber ein zweites: die Bestrafung des Verbrechers ist gleichzeitig eine erlaubte Befriedigung aggressiver Regungen der Menschen, und man kann nicht ohne weiteres voraussagen, welche Wirkungen es hätte, wenn diese Befriedigung fortfiele. Sonach ist die Strafe ein Bestandteil der seelischen Hygiene für alle, die nicht Verbrecher sind, erleichtert ihnen die Beherrschung ihrer asozialen Triebe [22]) und die Überwindung der verführenden Wirkung der verbrecherischen Handlung und ermöglicht ihnen ein Stück erlaubter aggressiver Triebbefriedigung. Diese Tatsache müßte von einer vollständigen Untersuchung des positivistischen Programms berücksichtigt werden. Das ist nun nichts prinzipiell Neues; in den Erörterungen über die positivistischen Prinzipien wurde immer wieder darauf hinge-

---

[22]) „Die Strafe hat den Zweck, den zu bessern, welcher straft — das ist die letzte Zuflucht für die Verteidiger der Strafe" (Nietzsche).

wiesen, daß die Strafe überhaupt oder eine bestimmte Strafe vom „Rechtsbewußtsein des Volkes“ gefordert werde, daß die Volksstimmung der Abschaffung der Strafe nicht günstig sei u. dgl. m. In allen diesen Argumenten verbirgt sich, was wir als die Rolle der Strafe für die psychische Hygiene des Nicht-Verbrechers bezeichnen möchten. Wenn also eine vorwissenschaftliche oder populär-psychologische Einsicht in diese Fragen besteht, so darf doch von der psychoanalytischen Untersuchung der Probleme an Hand empirischer Forschung eine Förderung erwartet werden.

Schließlich seien noch als letztes Beispiel für mögliche Anwendungen der Psychoanalyse in der Rechtswissenschaft die Begriffe der Unzurechnungsfähigkeit, beziehungsweise der verminderten Zurechnungsfähigkeit genannt. Die nicht-psychiatrische Öffentlichkeit ist geneigt zu glauben, daß es sich dabei um feststehende und psychiatrisch klar definierte Begriffe, gleichsam um Entitäten handle, und richtet ihre Kritik daher nicht selten gegen die schwankenden Gutachten der Gerichtspsychiater. In Wahrheit steht es sehr wenig fest, nach welchen konkreten wissenschaftlichen Tatsachen gefragt ist, wenn man den Psychiater um sein Gutachten ersucht. Es handelt sich bei den landläufigen Begriffen der Unzurechnungsfähigkeit als Strafausschließungsgrund oder der verminderten Zurechnungsfähigkeit als Strafmilderungsgrund um den Niederschlag populärpsychologischer Vorstellungen und einer populären Anthropologie von der schrankenlosen Freiheit des gesunden Menschen und der Gebundenheit des Kranken. Die Wissenschaft vom menschlichen Handeln vermag diese Vorstellungen nicht zu den ihrigen zu machen. Hier liegt auch der Grund für die Schwierigkeit, der der Psychiater jeweils bei seinem Gutachten gegenübersteht und für die Unbestimmtheit vieler solcher Gutachten. Juristen scheinen den Begriff der Unzurechnungsfähigkeit für einen psychiatrischen

Begriff zu halten; die Psychiater hingegen zweifeln nicht daran, daß er eine juristische Kategorie sei [23]).

An und für sich ist es natürlich denkbar, vom Standpunkt irgendeiner strafrechtlichen Zielsetzung aus kriminelle Taten verschieden zu werten und verschiedene Methoden des Verhaltens der Gesellschaft ihnen gegenüber zu empfehlen, je nachdem, an welcher Stelle der psychischen Persönlichkeit sie entsprungen sind, welche Anteile die psychischen Instanzen an ihrem Zustandekommen haben, wie das Ich dieses Menschen beschaffen ist u. dgl. m. Eine solche Differenzierung in der moralischen Wertung und in der Technik des Umgangs mit dem Rechtsbrecher erscheint gerechtfertigt und erforderlich, sowohl für eine moralische als auch für eine utilitaristische Norm. Für die sittliche Wertung mag es relevant sein, ob die Tat durch den freien Entschluß eines Ichs zustande gekommen ist, dem die Einsicht in ihre sittliche Verwerflichkeit zugemutet werden kann, oder ob sie etwa einem Affektsturm ihre Entstehung verdankt, oder ob sie von einem Menschen vollbracht wurde, dessen Ich an sich im Gefüge der seelischen Instanzen eine sehr unvollständige Reifung erlangt hat; die Forderung nach Sühne, Strafe oder Buße mag dann je nach den Umständen abgestuft sein und gegebenenfalls auch völlig verschwinden. Nicht minder gerechtfertigt ist im Prinzip diese Differenzierung für ein positivistisches Strafrecht. Die Gefährlichkeit des Täters ist je nach der Struktur seiner Tat verschieden zu beurteilen, ebenso die verführende Wirkung auf andere; andere Methoden des sozialen Schutzes mögen bei anderen Taten zweckmäßig erschei-

---

[23]) Bezeichnend dafür ist, daß ein sehr berühmter Psychiater in seiner Vorlesung seinen Hörern zu sagen pflegte, es gebe nur eine brauchbare Definition des Begriffs der Unzurechnungsfähigkeit: unzurechnungsfähig sei, wer von einem ordentlichen Gericht dafür erklärt wurde.

nen. Die Grundlagen für eine solche Wertung oder Entscheidung sind aber jedenfalls in einer wissenschaftlichen Einsicht in die Psychologie der Tat zu suchen.

Es scheint angemessen, nach der Psychologie der Menschen zu fragen, die an den populären Begriffen von Zurechnungsfähigkeit und Unzurechnungsfähigkeit festhalten. Ein Stück Selbstprüfung wird uns darüber belehren, daß wir zögern, den sogenannten Unzurechnungsfähigen zu verurteilen, da wir verspüren, daß „wir" unter den gleichen Bedingungen nicht anders gehandelt hätten; wir würden ein Urteil über uns selbst aussprechen, wenn wir ihn bestraften. So fordern wir den Freispruch des geisteskranken Täters, denn Geisteskrankheit kann auch uns widerfahren und dann wären wir gegen Bestrafung nicht gefeit. Wir neigen zur geringeren Bestrafung eines Menschen mit einem starken Triebimpuls, denn wir fühlen, wären wir diesem Impuls ausgesetzt, wären auch wir vielleicht zum Verbrecher geworden. Oder wir fordern Strafausschluß oder Strafmilderung für Täter, deren Intelligenz eine so geringe ist, daß sie die Folgen ihrer Handlung nicht übersehen konnten; wäre unsere Intelligenz so mangelhaft, so möchten auch wir zum Verbrecher werden und würden so uns selbst mit verurteilen, wenn wir das Verdikt über den schwachsinnigen Täter aussprächen. Es handelt sich also offenbar um eine partielle Identifizierung des Richters[24]) mit dem Verbrecher. Man identifiziert sich mit dem Verbrecher soweit, daß man gleichsam eine hypothetische Person konstruiert, welche das Es des Täters enthält, ferner Teile seines Ichs (seine primitiven Ich-Mechanismen, wie z. B. seinen Aberglauben, ferner seine Intelli-

---

[24]) Unter „Richter" meinen wir hier natürlich nicht nur den beamteten Funktionär der Rechtsprechung, sondern das ganze Publikum, das mit seinem „Rechtsbewußtsein" an der Judikatur teilhat.

genz und Bildung), und dann hiezu das übrige Ich des Richters setzt. Wir fragen uns dann, ob diese hypothetische Person die Tat begangen hätte oder nicht; wird diese Frage bejaht, so war der Täter unzurechnungsfähig oder doch vermindert zurechnungsfähig; haben wir aber das Gefühl, „wir" hätten die Tat auch dann nicht begangen, so mag man den Täter getrost als zurechnungsfähig betrachten.

Man sieht, daß der landläufige und im Rechtsbewußtsein des Volkes tief verwurzelte Begriff der Zurechnungsfähigkeit wenig zu tun hat mit der wirklichen Untersuchung der psychologischen Natur der Tat und daß die populärpsychologischen Vorstellungen, auf die er begründet ist, einer Vorsichtsmaßregel entspringen, kein Verdikt über uns selbst auszusprechen. Welches freilich die Gründe sind, daß wir gerade diese partielle Identifizierung vornehmen, d. h. warum wir gerade einen Kern der Person behalten und gewisse Schichten von der Persönlichkeit des Verbrechers uns im Gedankenexperiment aneignen, ist ein psychologisches Problem für sich, dessen Erörterung an dieser Stelle zu weit führen würde.

Nach dem Gesagten erscheint es begreiflich, daß wir der psychoanalytischen Erforschung der Tatstruktur die Aufgabe zuweisen, für jede Art strafrechtlicher Zielsetzung, moralischer oder utilitaristischer, die Grundlagen für einen wissenschaftlichen Begriff der „Zurechnungsfähigkeit" zu schaffen. Es ist aber eine Frage für sich, die damit noch nicht im geringsten berührt ist, ob es möglich oder angezeigt erscheint, das geltende System durch ein solches neues, wissenschaftlich fundiertes, zu ersetzen; denn das geltende System ist in den psychologischen Bedürfnissen der Menschen verwurzelt und wir haben in dem früheren Beispiel darauf hingewiesen, daß und warum jede strafrechtliche Reform nicht umhin kann, alle Konsequenzen auf die Nicht-Täter in Berücksichtigung zu ziehen.

Diese drei Beispiele waren willkürlich herausgegriffen, um die Natur der möglichen Anwendungen psychoanalytischer Forschung auf Rechtsprobleme anzudeuten. Wenn wir an Stelle der definitorischen die exemplarische Kennzeichnung des psychoanalytischen Anwendungsgebiets gewählt haben, so mag für diesen Mangel als Entschuldigung geltend gemacht werden, daß sich die psychoanalytische Problematik in voller Entwicklung befindet und daß eine exakte Abgrenzung ihres möglichen Anwendungsbereichs auf andere Wissenschaften vielleicht verführt ist. Doch möchte auch die Beschreibung durch Beispiele einen Eindruck von der Natur der auftretenden Probleme und Lösungsmöglichkeiten vermitteln.

Zur Psychologie älterer Biographik

(dargestellt an der des bildenden Künstlers) [1]

Von Ernst Kris, Wien

Aus „Imago, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen", Bd. XXI, 1935.

I.

Meine Damen und Herren!

Ich muß mir heute Ihre besondere Nachsicht erbitten. Denn es handelt sich um ein Thema, dem alle Bedenken, die wir Vorträgen aus dem Anwendungsgebiet der Psychoanalyse entgegenbringen, in besonderem Maße gelten. Lassen sich in solchen Vorträgen ermüdende Umwege, die zu den psychologischen Fragestellungen führen, sonst nur schwer vermeiden, so sehe ich mich heute gezwungen, Sie zu einem besonders langen Umweg einzuladen, und kann Ihnen die Ergebnisse nicht als in irgendeinem Sinn unerwartet ankündigen.

Das wichtigste Motiv, meine Bedenken zu unterdrükken, war, daß ich mich vor Ihnen auf einige seiner Ergebnisse berufen habe, als ich vor zwei Jahren die Ehre hatte, über einige Werke des geisteskranken Bildhauers Franz Xaver Messerschmidt zu berichten [2]. Was ich heute zu sagen vorhabe, ist als Fortsetzung

---

[1]) Vorgetragen in der Wiener psychoanalytischen Vereinigung am 31. Oktober 1934. — Bei der Niederschrift wurden Diskussionsbemerkungen von Anna Freud und Heinz Hartmann verwertet.

[2]) Vgl. dazu Imago XIX (1933), S. 384 ff.: „Ein geisteskranker Bildhauer. Die Charakterköpfe des Franz Xaver Messerschmidt."

einiger Problemstellungen gedacht, die damals angekündigt wurden, als Fortsetzung in sachlicher Hinsicht, aber auch hinsichtlich einer methodischen Frage.

Ich kann es nicht vermeiden, diese Frage nochmals kursorisch zu entwickeln. Sie betrifft Grundsätzliches zur Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften.

Schon als Einleitung zu jenem älteren Vortrag versuchte ich, darauf hinzuweisen, daß die Anwendungen der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften in ein neues Stadium zu treten scheinen und sich mehrere Aufgaben solcher Arbeiten unterscheiden lassen, Aufgaben, die, obgleich sie auch heute noch nebeneinander bestehen, sich doch nacheinander ergeben haben; der Wichtigkeit nach sind sie heute nicht mehr gleichwertig. Denn die erste dieser Aufgaben, die Befunde der Psychoanalyse an dem großen Material zu sichern, das die Geschichte der Menschheit bietet, kann uns nicht mehr so lockend sein, seit wir dieses Mittels nicht mehr bedürfen, um Zweifler von der Richtigkeit unserer Anschauungen zu überzeugen. Der zweiten Aufgabe — die Ergebnisse der Psychoanalyse da einzusetzen, wo andere Forschungszweige keinen Zugang haben, gleichsam in die Bresche zu treten, wo andere versagt haben, — stehen gewichtige Hindernisse im Wege, denn die Auswahl des Materials, das uns geboten wird, ermöglicht es in vielen Fällen nicht, unseren Ansatz zu finden. Zum besseren Verständnis dieses Sachverhaltes darf ich mich auf ein schon verwendetes Beispiel berufen: Hätten Sie eine Krankengeschichte psychoanalytisch zu interpretieren, die ein gewissenhafter Psychiater vor einem halben Menschenalter verfaßt hat, so würden Sie gewiß der Schwierigkeit eingedenk sein, die darin liegt, daß er als unwichtig unterdrückt haben mag, was Ihnen als wichtig, als ausschlaggebend erscheint. Die nächstliegende Nutzanwendung besagt, daß auch bei Arbeiten aus dem Anwendungsgebiet fertige Ergebnisse

der Forschung in der Regel nicht verwertet werden können, sondern die Forschungsarbeit mindestens zum größten Teil neu zu verrichten ist. So führt denn unsere zweite Aufgabe selbst schon zur dritten hinüber, der es zufällt, *auf neue Problemstellungen innerhalb der Geisteswissenschaften hinzuweisen*. Denn die Kolonisten, die nach einem Worte *Freuds* die Pioniere ablösen, bringen als Saatgut die neue Lehre mit, eine wissenschaftliche Psychologie, die an Stelle jener popularwissenschaftlichen Ansichten zu treten vermag, die die Geisteswissenschaften bisher durchziehen.

Das Thema dieses Abends nun möchte als Beispiel einer solchen Kolonistenarbeit gelten; mindestens in einem Sinn. Die Arbeit der Kolonisten ist von der der Pioniere deutlich unterschieden. Diesen bleibt das Verdienst erster Besitznahme; auf ihrem Zuge mögen sie ihre Fahne bald da, bald dort aufpflanzen; sie leben von den ersten, leichter zugänglichen Früchten des Bodens; für die Vorbereitung künftiger Ernte zu sorgen, fällt *ihnen* nicht zu. Das wird erst die Aufgabe der Siedler, deren Schaffen auf dauernden Besitz und Ertrag gerichtet ist. Sie dürfen des Mutes entbehren, der ihre glücklichen Vorgänger auszeichnete, aber sie bedürfen der Ausdauer. Mit diesem Bilde soll gesagt sein, daß ich heute nicht großen, methodisch weit ausgreifenden Gedanken nachzugehen plane, sondern versuchen möchte, ein Stück *Kasuistik* aus dem Anwendungsgebiet vorzubringen; Kasuistik mit allen Nachteilen, die ihr anhaften, aber vielleicht auch mit einigen Vorteilen, die nur sie eröffnet. Sie zwingt uns, auf Einzelheiten einzugehen, ihnen mehr Aufmerksamkeit zu widmen als der Zusammenhang zu fordern scheint — aber sie lehrt uns angesichts des lebendigen Zusammenhanges, in den sie uns führt, wie begrenzt unser Wissen, wie hypothetisch unser Erkenntnisbesitz ist, und nicht zuletzt darin liegt ihr propädeutischer Wert.

II.

Ehe ich auf die Fragestellung eingehen kann, die im Mittelpunkt dieses Vortrages stehen soll, sei die Richtung, in die unsere Überlegungen führen, durch einen Gedanken Freuds angedeutet[3]). Er schildert die Beziehung der Biographen zu ihrem Helden, „an den sie in eigentümlicher Weise fixiert seien", und kennzeichnet die Idealisierungsarbeit der Biographen durch den Hinweis, daß sie ihnen dazu verhelfe, „den großen Mann in die Reihe ihrer infantilen Vorbilder einzutragen". Damit sind wir auf eine Aufgabe hingewiesen, die man als „Psychologie der Biographik" begreifen mag.

Man darf zunächst auf die Schwierigkeiten des Themas hinweisen, darauf, daß die Frage so umfassend sei, daß man kaum angeben könne, von welcher Richtung aus man sich ihr nähern solle; ob man etwa an möglichst zahlreichen Fällen die psychische Einstellung der Biographen zu ihren Helden prüfen oder besser diese Aufgabe an einigen paradigmatischen Fällen zu lösen versuchen solle. Aber sowohl gegen den Versuch einer statistischen als gegen den einer selektiven, aber eindringlicheren Erforschung läßt sich einwenden, daß uns letztlich doch nur die Auskunft zu befriedigen vermöchte, die wir unter besonderen psychologischen Versuchsbedingungen — von der heuristischen Seite her ist auch die psychoanalytische Behandlung eine Versuchsbedingung — erhalten; dabei aber ist man wieder zu sehr von Bedingungen des Zufalls abhängig, als daß sich eine solche Untersuchung planmäßig anstellen ließe.

Indessen bietet sich uns ein anderer Weg, um uns der Fragestellung, die wir im Auge haben, zu nähern, nicht der Psychologie der einzelnen Biographen freilich, sondern der der Biographik als eines — zunächst anonymen — psychischen Geschehens. Dabei kann es

[3]) Ges. Schr., Bd. IX, S. 448.

sich nur um einige grobe und schematische Einsichten handeln. Als Ausgangspunkt dient uns der Befund einer Wissenschaft, die zu den am besten begründeten gehört, deren methodisches Fundament seit Jahrhunderten gesichert und deren Schlußverfahren dem der Psychoanalyse in merkwürdiger, aber gewiß nicht zufälliger Weise verschwägert ist[4]): die philologische und historische Kritik geschichtlicher Quellen. Sie belehrt uns darüber, daß in der älteren Biographik zuweilen bestimmte typische Wendungen, stehende Formeln, mit besonderer Häufigkeit begegnen.

Aus diesem Sachverhalt ließe sich zweierlei ableiten: Man dürfte hoffen, da der gleiche Vorfall, der gleiche Charakterzug in den Lebensbeschreibungen gewisser führender Persönlichkeiten öfters begegne, etwas von ihren gemeinsamen Eigenschaften zu erfahren, und könnte sich dann die Aufgabe stellen, so auf statistischer Grundlage einen Beitrag zur Charakterologie des Genies zu gewinnen. Aber diese Forschungsrichtung setzt die Verläßlichkeit der typischen Berichte voraus, setzt voraus, daß sie in jedem Falle zutreffen. Eben daran zweifelt eine zweite, skeptischere Fragestellung. Sie meint, aus der Gleichartigkeit der Berichte vor allem auf die gleiche Einstellung der Biographik und ihres Publikums schließen zu dürfen.

Lassen Sie mich diesen zweiten Standpunkt und seine Berechtigung in gröbstem Schema an einem Beispiel illustrieren. Sie kennen alle den Bericht über das Verhalten des Archimedes bei der Erstürmung von Syrakus; daß er den in seine Arbeitsstätte dringenden Soldaten

[4]) Die Art dieser Verwandtschaft, auf die schon Freud durch den Vergleich der Arbeitsweise der Psychoanalyse mit der der klassischen Archäologie hingewiesen hatte, haben Heinz Hartmann (Die Grundlagen der Psychoanalyse, Leipzig 1927) und S. Bernfeld (Über den Begriff der Deutung in der Psychoanalyse, Ztschr. f. angew. Psychol. XLII, 1932) ausführlich dargestellt.

sein „*Noli turbare circulos meos*" entgegenrief. Begegnen wir nun dem gleichen Berichte öfter in der Biographik älterer oder neuerer Zeit, so wird uns der Gedanke an eine so auffällige Wiederholung des gleichen Vorfalles und des gleichen Verhaltens ungläubig stimmen und wir werden der Auffassung zuneigen, die Biographik verwende den aus dem Leben des Archimedes bekannten Vorfall, um die Versenkung des geistig Tätigen in seine Welt zu kennzeichnen. In der Tat hat denn auch die Quellenkritik längst nachgewiesen, daß solche typische Berichte — ich nenne sie einfach *Formeln der Biographik* — in älterer Zeit auch da eingesetzt werden, wo dem Biographen über den Lebenslauf des Helden nichts bekannt war, nichts bekannt sein konnte.

Aus diesen Erwägungen lassen sich die Leitsätze der Untersuchungsmethode, die ich Ihnen vorschlage, mühelos ableiten. Sie beschäftigt sich mit der Deutung biographischer Formeln ohne Ansehung ihres Wahrheitsgehaltes, obgleich auch in dieser Hinsicht die Formeln lehrreich sind; sie streben nach großer Lebensnähe und wirken stets „glaubwürdig": man kann von ihrer „Plausibilität" sprechen. Als Ausgangsbefund aber ist für uns allein erheblich, daß es sich um eine *stehende Wendung* der Biographik handle. Ist dieser Umstand gesichert, so erhebt sich die zentralere Frage, *welchen Eigenschaften eine bestimmte Formel ihre Beliebtheit und Verbreitung danke.*

Wir nehmen dabei bewußtermaßen eine Wendung vor, bei der *zunächst* nicht die Persönlichkeit des Helden, sondern die Tendenz der Biographik in Rede steht. Diese Frage müßte ins Uferlose führen, wollte man den Versuch wagen, sie ohne eine Begrenzung zu prüfen. Die Struktur der älteren Biographik selbst bietet uns einen Ansatz zur Einschränkung des Themas. Denn die ältere Biographik ist zünftisch gegliedert; die Grup-

pen einzelner Biographien sind nach der soziologischen Stellung der Helden streng getrennt. Fassen wir nun für die Zwecke unserer Untersuchung einen bestimmten Berufsstand ins Auge, so wird in unserer Einsicht in den typischen Formelbestand auch enthalten sein, wie Männer dieser oder jener Gruppe der Umwelt erscheinen, was ihre Stellung im besonderen auszeichnet, was für ihr Publikum ihre besondere Eigenart ausmacht. Damit ist zugleich die Brücke gegeben, die von der Psychologie der Biographik zu der ihrer Helden führt. Denn man darf vermuten, daß der biographischen Formel auch im Wesen des Helden etwas entgegenkomme, daß sie ein Stück seiner Eigenart —in einer bestimmten Einstellung freilich — zu erfassen suche.

Die biographischen Berichte nun, der Formelbestand, von dem ich ausgehe, beziehen sich auf bildende Künstler, ein Material, an dem mir auch vor mehr als einem Jahrzehnt die Problematik, die ich eben zu kennzeichnen versuchte, aufgefallen war. Die Sammlung des Materials — eine sinnvolle Aufgabe erst, seit wir durch psychologische Befunde und Anschauungen auch den Zugang zu seiner Auswertung zu besitzen meinen, und eben dadurch ein Beleg für die vorher entwickelte Anschauung, nach der der auf Grund psychoanalytischer Einsicht gewonnene neue Gesichtspunkt innerhalb der Geisteswissenschaften auf neue Forschungsaufgaben hinführe — liegt unter dem Titel „Die Legende vom Künstler, ein geschichtlicher Versuch“ als kleines Buch vor [5]), das ich gemeinsam mit Otto Kurz verfaßt habe. Die Bedingungen gemeinsamer Arbeit verboten es, den Mitverfasser, mehr als unvermeidlich, mit dem Gewicht

[5]) Wien, Krystallverlag 1934. Die im folgenden mitgeteilten Fakten sind dieser Arbeit entnommen, in der alle näheren Angaben über das herangezogene Material leicht aufzufinden sind.

der psychoanalytischen Anschauungen zu belasten, die mir die Themenstellung nahegelegt hatten; ich durfte mir schon bei der Abfassung dieser Schrift vorbehalten, einiges aus ihrem Inhalt unter Betonung der psychologischen Fragen nochmals zu behandeln. Lassen Sie mich hinzufügen, daß neben manchen Gründen, die gegen eine solche Teilung und Wiederholung der Arbeit sprechen, auch einer sie empfiehlt: Diese Teilung der Arbeit scheint eine erträgliche und doch nicht gewissenlose Verbindung der Sammlung des Materiales und seiner psychoanalytischen Deutung zu ermöglichen.

An dem Material, dessen Eigenart so gekennzeichnet sei, möchte ich an zwei Beispielen zwei gesonderte Probleme zu behandeln versuchen, eines, das die Grundlagen der Biographik im allgemeinen ein Stück weit beleuchten mag, und ein anderes, das im besonderen die Stellung des bildenden Künstlers betrifft [6]).

Und nun — Sie sehen, wie undankbar solche Themen sind — muß ich Sie, statt Sie *in medias res* zu führen, mit einer weiteren Einleitung befassen, die einiges Allgemeine über die Biographik vom bildenden Künstler mitteilen soll.

III.

Die Entstehung einer Künstlerbiographik setzt eine besondere Wertschätzung des Künstlers durch seine Umwelt voraus, als deren erstes Anzeichen es gelten muß, daß sein Name genannt wird. Ich darf daran erinnern, daß das nicht zu allen Zeiten geschah, daß wir Kunstwerke von höchstem Wert bei Völkern und aus

---

[6]) Dieser Teil ist als Vorarbeit zu einer „Psychologie des bildenden Künstlers“ gedacht, einem Thema, das im folgenden nur so weit berührt werden soll, als sich dies aus der hier eingehaltenen Untersuchungsbedingung zu ergeben scheint.

Zeiten kennen, deren Geschichte uns vertraut ist, ohne daß uns Künstlernamen überliefert wären. Suchen wir sehr schematisch zusammenzufassen, unter welchen Bedingungen der bildende Künstler ins Licht der Geschichte tritt, so darf vielleicht die Formulierung gewählt werden, es geschähe, wenn künstlerisches Schaffen sich aus weiterem Verbande löse, einen Eigenwert empfange, etwa nicht mehr allein in kultlicher Abhängigkeit wirke und zu einem autonomen Gebiet menschlicher Tätigkeit und menschlicher Wertung werde. Der Prozeß dieser Ablösung vollzieht sich schrittweise. Nur in zwei Kulturkreisen hat er zur Ausbildung einer eigenen Künstlerbiographik geführt: im fernen Osten und im Mittelmeerbecken. Zwischen beiden bestehen hinsichtlich des biographischen Formelbestandes auffällige Übereinstimmungen. Die europäische Tradition, die hier allein berücksichtigt werden kann, bietet eine Eigenart, auf die ich vorbereiten muß. Sie zeigt einen „zweizeitigen Ansatz". Der eine liegt im Griechentum und läßt sich in die Zeit um 300 v. Chr. zurückverfolgen, der andere in der Renaissance, in Italien; zwischen beiden klafft die anonyme Kunst des Mittelalters. Auch die größten Meisterwerke dieser Zeit künden nicht den Ruhm ihres Schöpfers.

So grob dieser Abriß ist, so ist er doch für diesen Zweck ausreichend. Ich habe noch hinzuzufügen, daß alle durch die Literatur der Griechen und Römer bekannten Formeln der Künstlerbiographik in der Renaissance neu belebt werden, und daß einige neue hinzutreten. Denn die Stellung des Künstlers ist in der Neuzeit eine andere als im Altertum. Der bildende Künstler bei den Griechen und Römern ist geringen Standes, ist *„Banausos"*, und jene großartige Wertschätzung, die andere schöpferische Gestalten — die Dichter, die Sänger, die Dramatiker oder Philosophen — auszeichnet, bleibt ihm versagt; ihn begnadet die Gottheit nicht, ihm fehlt jener „Enthusiasmus", jene Inspiration, die

das Schaffen der anderen ermöglicht. Die Renaissance erhöht seine Stellung sehr wesentlich; er steht unter ihren geistigen Führern sogar an bevorzugter Stelle. Die Summe von Tatsachen, die kurz angeführt wurde, ist einer weiteren, auch einer psychologischen Aufklärung zugänglich; wenn ich sie hier ohne weiteren Interpretationsversuch und in äußerster Verkürzung vorbringe, geschieht es, um mich nun endgültig dem Thema zuzuwenden.

IV.

Das allgemeine Problem der Biographik, das ich an Hand des Materials aus den Lebensbeschreibungen der bildenden Künstler prüfen möchte, bezieht sich auf die Stellung, die der Jugend des Helden in der Biographik zukommt. Es empfiehlt sich zunächst, grundsätzlich zwei Standpunkte zu unterscheiden: Der eine erblickt in der Jugend des Helden die *Vorgeschichte* seines Lebens. Diese Auffassung, die wir als die *unsere* ansehen dürfen, hat sich allmählich entwickelt, begegnet etwa seit dem 18. Jahrhundert in breiterer Schicht und hat neues und entscheidendes Gewicht erhalten, seit durch die Psychoanalyse die Psychologie selbst *historische* Orientierung erhielt.

Die andere Anschauung sieht in Erlebnissen und Leistungen des jungen Helden — des Kindes überhaupt — nicht dessen Vorgeschichte, sondern *Vorzeichen* seiner künftigen Artung. Es ist die umfassendere, die ältere Anschauung; sie wurzelt im mythischen Denken der Menschheit und ragt fast ungebrochen in unsere Zeit. Ihr Platz ist hier nicht das wissenschaftliche Denken. Aber in unserem vor- oder außerwissenschaftlichen Verhalten ist sie lebendig [7]).

---

[7]) Als legitimer Niederschlag innerhalb der Wissenschaft sind manche Ergebnisse und Zielsetzungen der Erb- und Konstitutionsforschung anzusehen.

Diese Unterscheidung ist noch durch eine Angabe zu ergänzen: Nachrichten über die Jugend des Helden sind in der Biographik älterer Zeit selten; sie bezeichnen stets den besonderen Rang der Persönlichkeit. So kann die neue Bedeutung, die die Renaissance ihren Künstlern zuerkennt, am besten durch die Feststellung gekennzeichnet werden, daß sie in biographischer Darstellung ihrer Jugend Aufmerksamkeit widmet. Diese Aufmerksamkeit hat in einer außerordentlich verbreiteten biographischen Formel einen Niederschlag gefunden.

Sie wird zuerst von Giotto, dem bedeutendsten italienischen Maler des 14. Jahrhunderts, berichtet und gewinnt weite Verbreitung, als die italienische Künstlerbiographik der Renaissance ihn beinahe an die Spitze der großen nationalen Erneuerung der Kunst rückt. Beinahe an die Spitze, denn einer älteren Generation noch gehört ein anderer an, Cimabue, ein Maler, aus dessen Leben uns so gut wie nichts bekannt ist. Die Namen beider erscheinen nicht etwa erst in der Künstlerbiographik des 15. und 16. Jahrhunderts nebeneinander, vielmehr reicht die Verbindung noch in die Lebenszeit des Giotto zurück. Beide Namen begegnen in Dantes „Göttlicher Komödie“; dort wird berichtet, daß der einst strahlende Ruhm des älteren, des Cimabue, von dem Giottos verdunkelt wurde. Der Zusammenhang, in dem die Stelle steht, sichert ihren Sinn: Dante gibt uns ein Beispiel für die Vergänglichkeit irdischen Ruhms, ein *„exemplum morale“*. Die Stelle in der *Divina Commedia,* ein Datum aus dem Leben des Cimabue, einige Daten aus dem des Giotto, dessen große künstlerische Leistungen uns vor Augen stehen, während der Stil des Cimabue im Dunkel zu zerfließen scheint, ist alles, was an gesicherter Grundlage einer Biographik auf uns gekommen ist.

Die knappe Stelle bei Dante aber haben die Kommentatoren des Dante — die Auslegung der *Divina Comme-*

dia war in Florenz Lehrgegenstand und ein Boccaccio zu Zeiten „Ordinarius" des Fachs — bald anders interpretiert; sie haben den Versen eine historische Aussage entnommen und lassen Giotto zum Schüler des Cimabue werden — wofür weder ein dokumentarischer Grund vorhanden war noch auch in dem Stil beider Künstler Gründe zu finden sind — wir kennen nur Gegengründe — und bald bildet sich, offenbar geformt von der mündlichen Überlieferung, eine Fabel aus, die zuerst von der Dante-Kommentatur überliefert, endlich folgende Gestalt gewinnt:

Giotto, ein Bauernbub, hütet die Herde seines Vaters und zeichnet die Tiere der Herde in den Sand; da kommt zufällig Cimabue des Weges, erkennt die wunderbare Begabung des Knaben und nimmt den Bauernbuben zu sich, der unter seiner Leitung zu dem großen Ingenium der neuen italienischen Kunst heranwächst.

Die Fabel wird schnell Gemeingut der Biographen, wird auf alle möglichen Künstler übertragen, auch auf solche, deren uns wohlbekannte Herkunft den berichteten Vorfall ausschloß; sie wird mit Vorliebe da verwendet, wo dem Biographen keine Nachrichten vorlagen, wo er gleichsam ein Stück Biographik zu fingieren hatte. Wie trefflich das Formelmotiv den Anforderungen der Biographik entsprach, mag man aber daraus ersehen, daß die Fabel noch in der Künstlerbiographik des 20. Jahrhunderts begegnet. Angehörige Segantinis mußten sich dagegen verwahren, daß in einer bekannten Biographie die Fabel in seine Jugendgeschichte verwoben wurde, und auch in der Lebensbeschreibung eines noch lebenden Künstlers, des südslawischen Bildhauers Meštrović, findet man sie wieder. Hier freilich soll der Künstler sie von sich selbst erzählt haben. Sie ist so typisch für die Jugendgeschichte des Künstlers geworden, daß auch die Dichter sich ihrer bedienen: Andersen hat sie in einem seiner Märchen verwendet, und Octave Feuillet hat

sie auf die Jugend eines musikalischen Genies übertragen, dem er eines seiner Theaterstücke widmet.

So kurz die berichtete Fabel auch ist, so setzt sie sich doch aus mehreren Motiven zusammen, deren einige aus dem klassischen Altertum stammen. Das allgemeine Streben etwa, berühmte Männer miteinander nachträglich in Berührung zu bringen, ist uns als Ferment der griechisch-römischen Geschichtsschreibung ebenso bekannt wie der Versuch, auf diese Weise verschiedene Generationen zu verbinden und so der „Genealogisierung" zu dienen; eine selbständige Wurzel — in peripathetischer Anschauungsweise — hat dabei das Element des Zufalls und das des sozialen Aufstiegs, der in unserem Fall aus dem Bauernsohn Giotto den gefeierten Künstler macht. Auch in den sehr zahlreichen Varianten, die die Fabel von der Entdeckung des Talents erfährt, — eine von ihnen schmückt bald auch den Lebenslauf des Cimabue aus, — bleiben als Kernmotiv gerade der soziale Aufstieg und die wunderbare Fähigkeit des Künstlerkindes gewahrt.

Fragen wir nun nach den Eigenschaften, die der Fabel ihre Beliebtheit und Verbreitung sichern. Ich glaube, daß ich mich hier kurz fassen und zunächst sagen darf, daß die Fabel von der Entdeckung des Talentes in auffälliger Weise an das Gebiet der Sage und des Mythos erinnere. Dann aber erhebt sich die speziellere Frage, wie diese Verknüpfung beschaffen sei. Es ist leicht zu bemerken, daß die Fabel von der Entdeckung des Talentes mehrere Übereinstimmungen mit jenem Kreis von Sagen zeigt, die wir als Mythen von der Geburt des Helden durch Rank kennengelernt haben. Sie wissen auch, wo in unserem Denken, wo in der Funktionsweise unseres ontogenetischen Modells — denn ein ontogenetisches Modell ist es, das wir als Psychoanalytiker den Geisteswissenschaften bieten — die Bereitschaft zu dieser Mythenbildung aufgezeigt werden kann: in den Konflikten

der Familiensituation, aus denen der Familienroman entspringt. Aber es empfiehlt sich, beide Fabeln einander gegenüberzustellen, ihre gegenseitige Beziehung genauer zu prüfen. Die Übereinstimmung erstreckt sich vornehmlich auf gewisse Gemeinsamkeiten von Umwelt und Situation, etwa den Hirtenstand des Helden und die Veränderung seines Milieus. Mit einigen Sagen von Helden, die nur zum Teil in jene von Rank besprochenen Gruppen fallen, ist eine noch engere Beziehung festzustellen, mit Berichten, in denen der Held an seiner Leistung erkannt wird; solche wunderbare Leistungen begegnen im Mythos nicht selten — ich nenne nur eine, die berühmteste, erinnere Sie an den jungen Herakles, der die Schlangen erwürgt, und möchte Sie nicht weiter mit dem Hinweis auf Parallelen aus dem Gebiet der Mythenforschung, einem weiten Bereich der Wissenschaft, in dem ich mich nur als Gast fühlen darf, befassen, sondern nur einen dieser Berichte kurz erwähnen. Er bezieht sich auf die Kindheit Jesu, findet sich in einem der apokryphen Evangelien, in denen die Heilsgeschichte des Neuen Testamentes synkretistisch erweitert und entstellt wurde, und ist durch die schöne, aber nicht getreue Wiedergabe in Selma Lagerlöfs „Christuslegenden" allgemein bekannt geworden. Der Bericht erzählt, wie Christus als Kind Vögel aus Ton geformt hat und diese Vögel durch Anhauchen zu beleben wußte; es steht diese Eigenschaft, die den Knaben als Weltschöpfer und Künstler kennzeichnet, im großartigen Verbande jener Gedanken, die als Künstlerschaft Gottes den alttestamentarischen Genesisbericht einleiten; im apokryphen Evangelium freilich ist diese Tätigkeit nicht nur als göttliche Freiheit, sondern auch als böser Zauber geschildert; in die Charakteristik des Gotteskindes sind Züge gemischt, die der heidnischen Vorstellung von Willkür und Allmacht der Gottheit entstammen. Der Bericht vom Christusknaben als Tierbildhauer war zweifellos jenen Florentinern geläufig, aus deren

Mitte die Fabel von der Entdeckung des Talentes stammt. Wir stoßen damit gleichsam auf eine zweite Wurzel ihrer Entstehung und dürfen nun fragen, wo dieser besondere Zug der Fabel im Seelenleben der Menschen eine Entsprechung findet: die besondere Vorstellung von der wunderbaren Begabung der Kindheit. Zunächst möchte ich ein Beispiel einschalten, das nicht den ganzen Umfang der Frage deckt, sich ihr aber nähert und eine Brücke zwischen der Vorstellung vom Wunderkind und dem Familienroman darstellt: Ein 25jähriger junger Mann berichtet in der Analyse, daß er, im fünften oder sechsten Lebensjahr, die Phantasie entwickelt habe, er sei der Sohn des Kronprinzen Rudolf von Österreich. Neben der typischen und schrittweisen Ablösung der Phantasie aus dem Machtbereich des Ödipuskomplexes — dem Schritt also vom unehelichen zum ehelichen, den wirklichen Eltern nur unterschobenen Sohn des Prinzen — rückt ein anderer Zug mehr und mehr in den Vordergrund, der, auf wunderbare Weise entdeckt zu werden, um, wozu er allein befähigt sei, sein Land vor drohenden Thronstreitigkeiten zu bewahren. Dieser Teil der Phantasie ist dann von schicksalhafter Bedeutung geworden; erst die Analyse konnte die Rolle, die die Erwartung künftiger Entdeckung im Phantasieleben und endlich auch in der Lebensgestaltung spielte, aufweisen.

Ich kann mich dem Eindruck dieses Beispiels schwer entziehen und möchte vermuten, daß ähnliche Phantasien den typischen Familienroman öfter begleiten. Es wäre dann die Phantasie von der Entdeckung des Helden die Lötstelle. Aber da es sich hier nur um eine Vermutung handelt, sei der Faden nicht weiter verfolgt [8].

---

[8]) In einer anderen Analyse konnte ich eine ähnliche Phantasie — freilich in glücklicher Rationalisierung — kennenlernen. Ein darstellender Künstler — in dessen Leben das „Entdecktwerden" füglich eine erhebliche

Einer anderen und näherliegenden Erklärung ist nun zu gedenken. Man mag der hier vorgebrachten Vermutung zustimmen, den einen Teil der Hypothese für gerechtfertigt halten und annehmen, in der Fabel von der Entdeckung des Talentes sei etwas enthalten, was sich mit dem Familienroman verbinden lasse; aber das gelte, so könnte man sagen, nur für die Einkleidung der Fabel. Es liege ihr ein empirischer Befund zugrunde, die frühe Begabung des künftigen Künstlerkindes — und dieser empirische Befund erst gebe den Anlaß zu der Ausschmückung des Berichtes. Diesen Erwägungen zu widersprechen bietet sich kein Anlaß. Wir hatten schon einleitend darauf hingewiesen, daß die biographische Formel den Charakter des Helden zu erfassen strebe, seiner Eigenart angepaßt sei. Das Faktum der Frühreife sei ein solcher Befund. Indessen der letzte Teil des Schlusses ist nicht zu begründen; weder scheint die Neigung zum bildenden Künstler zu jenen zu gehören, die sich regelmäßig sehr frühzeitig ausbilden [9]), noch wissen wir, ob sich eine solche Frage aus

---

Rolle spielen durfte — verband mit der Phantasie plötzlicher Entfaltungsmöglichkeit für sein Talent die in Träumen verratene Vorstellung, von der Vater-Imago des Entdeckers ein „richtiges“, d. h. ein erwachsenes Glied geschenkt zu erhalten. Den Hintergrund dieser Phantasie bildete der alte Wettstreit mit dem in demselben Kunstzweig wie der Patient als Liebhaber erfolgreich tätigen Vater.

[9]) Damit soll keineswegs behauptet werden, daß die Anschauung, schon in frühen Lebensäußerungen verrate sich die entscheidende „Anlage“, irrig sei — im Gegenteil, je mehr wir Einblick in die Wirkungsweise der Erlebnisse, der historischen Schicksale der Persönlichkeit gewinnen, desto eindrucksvoller wird uns die Bedeutung der vorgegebenen biologischen Faktoren. Ihre Eigenart — gerade aus der Verhaltungsweise des Kleinkindes — zu bestimmen, scheint eine wichtige Aufgabe der Forschung zu sein; sie wird zu manchem, was die Triebstärke und bestimmte Reaktionsweisen des Individuums auf äußere Reize betrifft, vielleicht schon in

der Verknüpfung mit geschichtlicher Bedingtheit ablösen läßt[10]). Wohl aber werden wir durch diese Erwägungen auf einen anderen Gedanken hingelenkt, auf die Überlegung, wie gerne wir bereit sind, die Leistungen der Kinder zu überschätzen, in ihnen das Außerordentliche zu suchen, und wie erstaunt wir immer wieder sind, wenn die weitere Entwicklung des Kindes unsere Erwartungen nicht rechtfertigt. Mit dieser Einstellung hängt denn auch offenbar ein Verhalten zusammen, dessen wir schon einleitend gedachten: das Suchen nach Vorzeichen, mit dem wir schon frühe kindliche Lebensäußerungen begleiten. Man darf behaupten — ohne damit das Ganze dieses Verhaltens erfassen zu wollen —, daß wir dabei nach dem Wunderkind Ausschau halten. Einige Determinanten dieses Verhaltens lassen sich leicht erschließen: Dem eigenen Kind gegenüber mag man sich bewußt werden, bestimmte Fähigkeiten und Eigenschaften, die einem versagt waren, oder auch gerade solche, auf die man besonders stolz ist, im Kinde entdecken zu wollen; wir stehen im Banne des Narzißmus. Auch mag man sich des ewigen Wunsches nach eigener Kindheit besinnen, der Wert und Leistung

---

absehbarer Zeit beitragen können. Aber diese Seite unseres (wissenschaftlichen) Interesses an frühen Leistungen des Kindes bedeutet nur ein zusätzliches Motiv, eine Rationalisierung für unser Streben, im Verhalten des Kindes nach Vorzeichen zu suchen. — Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch „die Ausschau nach dem Wunderkind" nicht das Ganze unseres Verhaltens deckt. Ein weiteres Motiv sei noch angegeben: Das Interesse für Artung und Eigenschaften gerade des Kleinkindes ist — wie sich aus unmitelbarer Beobachtung, analytischer Erfahrung und vor allem aus geschichtlichem und folkloristischem Material zu ergeben scheint — oft gesteuert von der Tatsache: *pater incertus*.

[10]) Eben jene Fabeln, deren Urbild wir hier prüfen, werden öfters als Belege für die frühe künstlerische Begabung angeführt, so daß die Gefahr einer *petitio principii* gegeben ist.

der Kindheit zu überschätzen verlockt — als sagten wir uns, wie reich und glücklich die eigene Entwicklung war, ehe die und die Schicksale und Erfahrungen sie in andere Bahnen drängten. Tiefer noch führt eine andere Überlegung: Die Fähigkeit und die Leistung, die unsere Bewunderung dem Kinde zuschreibt — damit soll nicht geleugnet werden, daß das Kind auch Fähigkeiten besitzt, die dem Erwachsenen verlorengehen —, mögen eine Überlegenheit vertreten, die wir, selbst Kinder, herbeigesehnt haben, um die Befriedigung von Triebansprüchen zu finden oder auch um Triebkonflikten zu entgehen. So verketten sich hier „Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges an der Schnur des Wunsches" (Freud).

Für die Bedeutung der eigenen Kindheit in unserer Stellung zum Kinde, zum Wunderkinde, spricht es, daß von dieser Erwägung her eine Einzelheit des Berichtes, von dem wir ausgegangen sind, besser verständlich zu werden scheint. Die Fabel von der „Entdeckung des Talentes" erhält ihren vollen Sinn, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß ein Kind bei einer „kindlichen Betätigung" überrascht wird und statt der Strafe, die ihr droht, die Förderung des Vaters erfährt [11]; man mag hierin eine der entscheidenden Voraussetzungen sehen, an die unser Unbewußtes künftige Größe des Kindes zu knüpfen geneigt ist, eine der Bedingungen sehen, unter denen wir selbst, nach unserer Meinung, den Weg zu Glück und Größe frei gefunden hätten.

Haben wir so versucht, einige der Motive zu verstehen, deren Zusammenwirken unsere Bereitschaft, nach Wunderkindern Ausschau zu halten, im Ansatz verständlich erscheinen läßt, so lassen Sie mich jetzt die Worte anführen, mit denen ein Denker, in dem wir einen der

---

[11]) Der synkretistische Bericht von der Kindheit Jesu stützt diese Auffassung: denn es sind Vögel, die der kleine Thaumaturg formt.

tiefsten Psychologen unserer Tage ehren, unsere Stellung zum Wunderkinde beschrieben hat:

„... da sitzt man nun als ergrauter Kerl und läßt sich von diesem Dreikäsehoch Wunderdinge vormachen. Aber man muß bedenken, daß es von oben kommt. Gott verteilt seine Gaben, da ist nichts zu tun, und es ist keine Schande, ein gewöhnlicher Mensch zu sein. Es ist etwa wie mit dem Jesu-Kind. Man darf sich vor einem Kinde beugen, ohne sich schämen zu müssen. Wie seltsam wohltuend das ist."

Diese Worte Thomas Manns vermöchten zu mannigfachen Überlegungen anzuregen, und mancherlei ließe sich aus verschiedenartigen Wissensgebieten, aus Ethnologie, Folklore und Religionswissenschaft zu der Frage anführen, auf die sie hinweisen. Uns aber leiten sie zu unserem Ausgangspunkt zurück: Ein entscheidender Bruch geht durch unsere Überlegung, die sich auf den Vergleich der Fabel von der Entdeckung des Talentes mit den von der Geburt des Helden handelnden Mythen bezieht. In diesen ist das ausgesetzte Heldenkind von hoher Abkunft und wird gleichsam wieder entdeckt. In unserer Fabel aber ist die Abkunft eine niedere und der Entdecker zugleich der neue, der erhöhte Vater.

Wir können auf diese Unstimmigkeit erst jetzt hinweisen; erst jetzt meinen wir imstande zu sein, zu ihrer Aufklärung beizutragen.

Die frühe und nach Ausdruck drängende Begabung des Künstlerkindes ist ein Novum der Künstlerbiographik; erst die Renaissance führt dieses Motiv ein. Frühere Zeiten hatten dieses auszeichnende Element anderen Arten von Helden vorbehalten, das Altertum im wesentlichen seinen Heroen, das Mittelalter der Legende der Heiligen. Aus dieser Quelle dringt das Motiv in die Künstlerbiographik ein. Wie die Begnadung der Heroen und Helden wird auch die des Künstlers mit der Gottheit verknüpft. Das geschieht nicht ausdrücklich,

denn eine neue Mythologie vom Künstler kann sich im scharfen Licht abendländischer Kulturentwicklung der Neuzeit nicht ausbilden; aber ein wichtiges Element neuzeitlicher Ideologie, die nicht allein, aber auch vom bildenden Künstler gilt und in der Kunsttheorie einen reichen Niederschlag gefunden hat, die Lehre vom Genie tritt stellvertretend ein, eine Lehre, die ihr geistvoller Geschichtsschreiber, Edgar Zilsel, mit gutem Grund die Geniereligion nennen durfte. Die Gotteskindschaft des Ingeniums gehört zum festen Inventar dieser Lehre. Sie hat in der Künstlerbiographik selbst deutlichen Niederschlag gefunden. Das Hauptwerk der Kunstgeschichtsschreibung der Renaissance, das 1550 in erster Auflage erschienene Vitenwerk des Giorgio Vasari ist als Pyramide entworfen, deren Spitze die alles überragende Erscheinung Michelangelo Buonarottis bilden sollte. Die Lebensbeschreibung dieses Größten der italienischen Künstler beginnt durchaus im Tone des Mythos:

„Da Gott nun sah, daß gerade in Toscana Bildhauer, Maler und Baumeister sich der edlen Kunst mit größter Hingabe gewidmet hatten, wollte er, daß dieser von ihm gesandte Geist Florenz als seine Heimat haben sollte ... Dieser Sohn, von dem ich rede, wurde am 6. März, einem Sonntag, gegen 8 Uhr abends geboren. Man gab ihm den Namen Michelangelo ohne langes Nachsinnen, wie unter einer höheren Macht wollte man dadurch andeuten, daß er über jedes menschliche Maß hinausrage, himmlisch und göttergleich veranlagt sei."

Durchaus in den Rahmen des Mythos und in den Ablauf seiner Motive fügt es sich, wenn im Anschluß an diese Stelle berichtet wird, daß man den Knaben nach Settignano brachte, wo die Frau eines Steinmetzen ihn nährte, so daß er *„bei der Amme schon mit der Milch den Willen zu Hammer und Meißel einsog."*

Fassen wir die Anschauung über den Künstler, die sich in der Renaissance seit dem 14. Jahrhundert aus-

12*

bildet, als eine einheitliche auf, die sich schrittweise entfaltet — und alle Gründe sprechen für diese Auffassung —, so dürfen wir jetzt den Unterschied zwischen der Fabel von der Entdeckung des Talentes und dem Mythos von der Geburt des Helden ein Stück weit verkleinert sehen. Wir dürfen die Gotteskindschaft des Ingeniums an Stelle der äußeren hohen Abkunft des verstoßenen Königssohnes einsetzen. Der Entdecker, dessen Urbild wir in Cimabue kennenlernten, der zufällig seines Weges daherkommt, entdeckt ein Kind, das Gott zum Ingenium erwählt hat.

*

Das ist der Einzelfall, an dem ich die These verdeutlichen wollte, daß die Biographik dem Mythos entstammt und sich seinem Reich in alter Zeit nicht ganz hat entziehen können. Wie die mündliche Florentiner Tradition auf den Mythos zurückgreift, so dürfen wir uns auch das Schaffen der einzelnen Biographen oft von ähnlichen Tendenzen beherrscht denken. Denn die Genies, denen wir Biographien gewidmet wissen wollen, sind die unter uns, die als Helden imponieren, die Erben der Halbgötter und der Götter des Mythos.

V.

Haben wir bisher versucht, ein allgemeines Problem der Biographik, die Heroisierung des Helden, an Hand einer bestimmten Fassung seiner Jugendgeschichte zu beleuchten und aus dem Fortleben mythischer Elemente zu verstehen, so soll im folgenden die besondere Kennzeichnung des bildenden Künstlers an Hand einiger biographischer Formeln im Abriß erörtert werden.

Zwei dieser Formeln nehmen eine Sonderstellung ein; sie sind die kennzeichnendsten und verbreitetsten. Die

eine berichtet, daß der griechische Maler Zeuxis, als er das Gemälde seiner Helena für die Stadt Kroton schuf, von fünf schönen Modellen die jeweils schönsten Teile in sein Werk übernommen habe. Die Wurzeln dieser Fabel liegen in der platonischen Kunstlehre; dem Künstler fällt die Aufgabe zu, die Wirklichkeit zu übertreffen. Was ihm die Natur an verschiedenen Menschen an Schönheit bietet, soll er zu einem Ganzen, zu einem Ideal der Schönheit vereinigen.

Die zweite Fabel beleuchtet die Leistung des Künstlers von einer anderen, entgegengesetzten Seite her. Sie berichtet — in ihrer ältesten Fassung — vom Wettstreit zweier griechischer Maler, des Zeuxis und des Parrhasios. Der eine, Zeuxis, malt Trauben; Sperlinge fliegen herbei und picken auf die Beeren los. Aber Parrhasios ist der überlegene. Denn Zeuxis fordert ihn beim Besuch seines Ateliers auf, den Vorhang beiseite zu schieben, der sein, des Parrhasios, Werk verdecke. Der Vorhang aber ist das Gemälde: Zeuxis hat die Vögel, Parrhasios die Menschen getäuscht.

Beide Fabeln leben seit dem Griechentum fort — man darf sagen, bis in unsere Tage; die zweite ist die verbreitetere, volkstümlichere. Sie begegnet in hunderten Abwandlungen; es ist die berühmteste, die typische Künstlerfabel schlechthin, nach deren Bedeutung wir nun fragen. Vorwegzunehmen ist, daß, was die Fabel berichtet, sinnlose Übertreibung ist, wenn wir es wörtlich nehmen. Weder ein Kunstwerk der Griechen noch auch eines der vielen späteren Kunstwerke, an die die Fabel geknüpft wird, vermag die Natur so zu „erfassen", wie die Fabel es zu berichten scheint. Ihr Kern ist denn auch zunächst nicht bloß eine bestimmte Höhe künstlerischer Leistung in der Wiedergabe der Natur, sondern vielmehr die Aussage, daß das Kunstwerk eine täuschende Wirkung ausübe. Den Sinn dieser Aussage lernen wir verstehen, wenn wir zwei Grup-

pen von Varianten heranziehen. Die eine Gruppe solcher Varianten schreibt ähnliche Leistungen wie die, die die Fabel von Zeuxis und Parrhasios berichtet, Künstlern der griechischen Vorzeit, des griechischen Mythos zu — etwa dem großen Ahnherrn griechischer Kunst, dem Daidalos. Wir haben allen Anlaß zu meinen, der Bericht von der täuschenden Kraft der Werke des Daidalos stelle eine Abschwächung älterer Überlieferung dar, die etwa berichtet, es habe Daidalos bewegliche Frauengestalten geschaffen. Ähnliches wird von manchen anderen mythischen Künstlern berichtet, vom finnischen Götterschmied Illmarinen oder etwa vom Hephaistos der Ilias[12]), der der Thetis begegnet:

Schwer auf die Mägde gelehnt, die schleifenden
Laufes ihn schleppten,
Goldene, lebenden gleich, in der Anmut reizender Jugend,
In sich haben sie auch Verstand und redende
Stimme ...

(Ilias XVIII, 417 ff.)

Fügen wir hinzu, daß auf den Wanderungen der Fabel vom Wettstreit der Künstler um die größere Täuschungskraft ihrer Werke eine Variante entstanden ist, die einen Teil des unserer Vermutung nach unterdrückten ursprünglicheren Inhalts wieder in unentstellterer Form aufweist: In einer zentralasiatischen Fassung der Fabel sind ein Maler und ein Automatenmacher miteinander in Wettbewerb getreten; auch hier ist das Werk des Automatenkünstlers eine weibliche Gestalt.

---

[12]) Es scheint zum Wesen dieser Berichte zu gehören, daß das Bildwerk eine Frau sei; hier liegt ihre Parallele zum Genesis-Bericht.

Die Fabel von der täuschenden Kraft des Kunstwerkes gehört der ältesten Schicht biographischer Nachrichten über bildende Künstler an; sie stammt aus einer dem Duris von Samos zugeschriebenen Sammlung von nur in Fragmenten und in späteren Exzerpten erhaltenen Biographien; wenn wir sie recht verstehen, weist sie uns darauf hin, daß der bildende Künstler, der eben erst auf der Bühne geschichtlicher Überlieferung erscheint, das Erbe der großen Künstler des Mythos angetreten habe.

Um diese zunächst recht unbefriedigende Einsicht zu ergänzen, ziehen wir eine zweite Gruppe von Varianten der Fabel heran. Sie beleuchten die täuschende Kraft des Kunstwerkes von anderer Seite; auch sie lassen sich durch den Lauf der abendländischen Geschichte hindurch verfolgen. Ich meine Berichte, die besagen, ein Kunstwerk, das Abbild eines Menschen, sei so vollendet, daß es dem oder jenem als lebend, als Liebesobjekt galt. So etwa soll ein Eros, soll eine Venus des Praxiteles Beschauer zur Liebe verleitet haben. Am berühmtesten ist — wohl durch die Verschränkung mehrerer hier nicht zu deutender Motive — jene Legende vom Bildhauerkönig Pygmalion geworden, dessen Liebe dem Frauenbilde galt, das er selbst geschaffen hatte.

Wir wissen: Solche Verwechslung geschieht nicht nur im Zeichen des Eros — sie mag auch unter der Herrschaft des Thanatos geschehen. Nicht nur die Liebeshandlung wird am Bild vollzogen, auch Strafe und Vernichtung kann das Bild treffen. Liebende, die das Bild der treulosen Geliebten vernichten, Revolutionäre, die das Standbild des entthronten Fürsten stürzen, handeln im Kern nicht anders als die „Statuenliebhaber" unter den Griechen: Auch ihnen verfließt die Grenze zwischen Bild und Wirklichkeit, zwischen Bild und Abgebildetem. Das Verschwimmen dieser Grenze, die Identität von Bild und Abbild,

gehört einem weiten und großartigen Bereich an, dem des Bildzaubers. Es ist an dieser Stelle nötig einzuschalten, daß dieser Glaube an die Identität von Bild und Abgebildetem kaum je rein begegnet[13]). Er ist dem „Primitiven" leichter zugänglich als dem Kulturmenschen[14]), dem Kinde leichter als dem Erwachsenen, stellt sich unter der Herrschaft von Affekten (vornehmlich im Zeichen des Angstaffektes) leichter her als ohne diese Bedingung — kurz, wir dürfen zusammenfassend sagen, er stelle sich leichter her, wenn das Ich — das Ich einer bestimmten Entwicklungsstufe im ontogenetischen und phylogenetischen Sinn — noch nicht seine volle Herrschaft angetreten oder die Zügel seiner Herrschaft gelockert habe. In all diesen Fällen ist die Beschaffenheit des Bildes — jeweils in verschiedener Hinsicht — von geringerer Bedeutung.

Die Bedingungen dieses Verhaltens lassen sich an unserem „ontogenetischen Modell" ein Stück weit kennzeichnen. In einer Phase kindlichen Spieles — die man als „Rollen- oder Illusionsspiel" bezeichnet hat — ist die Beschaffenheit des Spieldinges wenig belangreich. Der Besen wird zum Pferd, die Spule zum Geschütz. Es ist umstritten, wie weit die Überzeugung des Kindes von der „Wirklichkeit" dieser Spielsituation reicht[15]), aber es scheint sich die Auffassung zu bewähren, als entspreche die „Intensität" der Illusion der der Phantasietätigkeit, der der narzißtischen Besetzung.

---

[13]) Das geschieht, soweit wir wissen, nur unter der Bedingung geistiger Erkrankung. Vgl. dazu das (fingierte) Beispiel bei Laforgue, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIV (1928), S. 371 ff.

[14]) Wie umstritten die Frage nach der Einstellung der Naturvölker zum Abbild der menschlichen Gestalt ist, ersieht man aus der — übrigens offenkundig einseitigen — Darstellung bei Olivier Leroy, La raison primitive, Paris 1927, p. 224 ff.

[15]) Vgl. dazu etwa Karl Bühler, Die geistige Entwicklung des Kindes, 6. Aufl., 1930, S. 329 ff.

Es wäre verlockend, die wechselnden Schicksale des Spieldinges im Leben des Kindes weiter zu verfolgen, aber obgleich zu diesem Thema von allen Seiten her Anregungen geboten werden, scheinen doch noch Unterlagen zu fehlen. Der Zustand des kindlichen Rollenspieles, dessen inhaltliches Erbe im späteren Leben die Tagträume antreten, hat in ökonomischer Hinsicht eine Parallele in jenen oben angeführten Fällen im Verhalten Erwachsener, in denen das Ich seine steuernde Funktion einbüßt; wenn dem Erwachsenen die Grenze von Bild und Abbild verschwimmt, „regrediert" er auf ein Verhalten, das wir „magisch" nennen; sein Handeln steht im Zeichen der Allmacht der Gedanken, einer übermächtigen narzißtischen Besetzung.

Wir dürfen nun den Anschluß an unseren Gegenstand suchen, wenn wir eine kurze Überlegung einschalten: Je sicherer dem Bild „magische Identität" zugeschrieben wird, desto weniger muß auf seine äußere Beschaffenheit Wert gelegt werden. Anders formuliert, wobei ein Gedanke, den vor einem Menschenalter Heinrich Gomperz entwickelt hat, uns leitet: Die Ähnlichkeit ist jenes Band, das Bild und Abgebildetes verbindet, wenn der Glaube an ihre Identität geschwunden ist. Auch in einer Vorzeit griechischer Kunst war die „Ähnlichkeit" des Bildes mit dem Abgebildeten wenig belangreich. Sie wird — als Ergebnis einer Entwicklung, die zwei Jahrhunderte durchlaufen hat — in einem neuen Sinne in jener Zeit bedeutsam, da auch der Künstler der Griechen in die Biographik einzieht; die erste Formel, die diese Biographik uns kennen lehrt, gewinnt nach dieser Auffassung den Sinn, daß der Künstler durch die Vollendung seiner Leistung die Brücke zwischen Bild und Abgebildetem wiederherstellt, die auf einer älteren Stufe im Zeichen einer magischen Auffassung des Bildes bestanden hatte[16].

---

[16]) Die hier angedeutete Hypothese — wenig aufschlußreich und nur als „Rahmentheorie" brauchbar

Die mögliche Brauchbarkeit der Hypothese scheint sich zu bestätigen, wenn wir dem geschichtlichen Tatbestand eine Gegenprobe ablesen: Jene Werke der klassischen Antike, die den sichtbarsten Höhepunkt ihrer neuen, der Natur zugewandten Gesinnung vertreten, ihre Rundplastiken, erscheinen dem Mittelalter, einer Zeit erneuerter antinaturalistischer Gesinnung, als angst- und schreckenerregend [17]); es ist eine Zeit, in der auch der bildende Künstler wieder von der Bühne der Geschichte abgetreten ist. Die aus literarischer Überlieferung bekannten Namen der Künstler des griechischen Altertums werden nun zu Namen gefährlicher Zauberer. Diese Auffassung, die schon dem antiken Bild vom Künstler bestimmte Züge geliehen hat, hat sich als Unterströmung lange über das Mittelalter hinaus erhalten und findet in einer Anzahl von Fabeln einen Niederschlag, als deren bekannteste — nicht auf den bildenden Künstler beschränkte — der Bund mit dem Teufel angeführt sei; sie lebt immer noch fort und bestimmt auch heute noch die Stellung des Künstlers in der Gemeinschaft.

— kann nichts dazu beitragen, das Problem des Stilwandels zu beleuchten. Sie ist als Brücke gedacht, um das biographische Bild vom Künstler verstehen zu lehren. Die Zuordnung von narzißtischer Besetzung und antinaturalistischer Kunst ist in der Kunstwissenschaft mit anderen Worten seit einem Menschenalter immer wieder vorgeschlagen worden (von Verworn, Worringer, Kühn, Menghin und anderen); die Aufgabe einer Psychologie der bildenden Kunst hätte da zu beginnen, wo diese Formel versagt, bei der Erklärung der wechselnden konkreten Realisierungen, der Stilphänomene, die sich in dem Ablauf der Wellenbewegung naturnaher und naturferner Stile, die nach dieser Anschauung die abendländische Kunstgeschichte durchziehen, im künstlerischen Schaffen durchsetzen.

[17]) Auch hier vermöchte eine psychoanalytische Erklärung ein Stück weiter vorzudringen: Wir stehen an der Grenze des Unheimlichen.

Der Glaube an die Zauberkraft des Künstlers[18], aber zugleich auch der an das Verbotene seines Tuns wurzelt tief im Denken der Menschheit. Denn eben jene Künstler des Mythos, deren Erbe die Biographik die bildenden Künstler antreten läßt, waren Empörer und Bestrafte, der gefangene Daidalos, der gelähmte Wieland, der krumm geworfene Hephaistos und ihrer aller großer Ahnherr Prometheus.

Man darf die Frage aufwerfen, was das Verbotene ihres Tuns sei: Sie bilden Menschen, wie die Gottheit selbst. Menschengestalt zu bilden, aber sei verboten, denn an dem Bilde könnte Zauber geübt[19] und — wenn es an einem Götterbild geschähe — die Herrschaft der Gottheit dadurch gefährdet werden. Diese Erklärung aber muß unbefriedigend bleiben. Denn das Verbot, das die Tätigkeit des Künstlers begleitet, bleibt nicht auf die Fälle beschränkt, in denen er Abbilder der Wirklichkeit schaft: Auch das Bauwerk gilt als Frevel gegen die Gottheit, und jene Gesinnung, die aus der Sage vom babylonischen Turm spricht, hat in der Weltweite eines Brauches einen Niederschlag gefunden, nach dem die Vollendung von Bauwerken durch Opfer, Menschenopfer, gesühnt wird.

---

[18] Vgl. dazu Freud, Ges. Schr., Bd. X, S. 111: „Mit Recht spricht man vom Zauber der Kunst und vergleicht den Künstler mit einem Zauberer. Aber dieser Vergleich ist vielleicht bedeutsamer, als er zu sein beansprucht." Im gleichen Sinne auch Reinach: „L'art et la magie", Cultes, Mythes et Religions, I, 125 ff.

[19] Zum festen Bestand der Künstlerbiographik gehört seit dem klassischen Altertum die Nachricht, daß das Kunstwerk — meist eine Studie über den Ausdruck des menschlichen Antlitzes — entstanden sei vor einem vom Künstler ermordeten Modell. Sie reicht, wie mir Kurt Rathe freundlich nachweist, bis in die Kurzgeschichten-Literatur unserer Tage. Auch die Entstehung dieser Formel ist einer weiteren Rückführung, die hier unterbleiben soll, zugänglich.

Aber Bilden und Bauen ist nicht die einzige Tat, die der Mythos dem Künstler zuschreibt. Das Künstlertum steht im weiten Verband der Demiurgie, „gehört einer Zeit an, in der magische Übung auch die Kunst mit umfaßt, der Zeit eines alten sakralen Urgewerbes, das in ungeschiedener Einheit Mantik, Magie und die Einzelhandwerke einbegreift“ (R. Eißler). So wird denn dem Daidalos und seinem nordischen Bruder Wieland die Erfüllung eines alten Menschheitstraumes zugeschrieben. Der Mythos, der sich an ihre Namen knüpft, hat in „sekundärer Bearbeitung“ die Beherrschung der Luft und die künstlerische Tätigkeit pragmatisch verknüpft, ebenso wie an der Gestalt des Feuergottes Prometheus — dessen Nachfahre der Feuerdämon Hephaistos ist — der Raub des Feuers erst in späterer Verschmelzung widersprechender Züge mit der Schöpfung des Bildwerkes „Mensch“ verknüpft wird. Wir finden hier Anschluß an schon von der Psychoanalyse geschaffene Auffassungen, an eine ältere von Abraham [20]) und eine jüngere, nach anderer Richtung ausgreifende von Freud [21]). Verbinden wir diese Anschauungen mit unserem Thema, so wird uns die Vermutung nahegelegt, daß Bilden und Bauen in jedem Sinn als Vorrecht der Gottheit gelte und daß dieser Glaube den Erdball umspanne, weil die Schöpfung der Welt und des Menschen die sichtbaren Zeichen der göttlichen Allmacht seien [22]). Ich

---

20) Vgl. Abraham, Traum und Mythos, Schriften z. angew. Seelenkunde, 4. Heft, 1909, C. G. Jung in Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen IV (1912), S. 190 ff., und C. Baudoin, Psychoanalyse de l'art, Paris, 1928, p. 31 ff.

21) Zur Gewinnung des Feuers, Ges. Schr. XII, 141.

22) Eine Untersuchung dieses Problems an Hand der Quellen, die über Bild- und Bauverbote berichten, bereite ich gemeinsam mit Otto Kurz vor. Es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, Herrn Edward W. Warburg-New York auch an dieser Stelle für die verständnis-

muß nicht erst ausführen, an welcher Stelle diese Vermutung sich in unsere Grundanschauung fügt, wie sich so eine neue Brücke vom Erlebnis des einzelnen zur Struktur des Glaubens zu eröffnen scheint, aber darf noch einen Punkt unterstreichen: Das Vorrecht der Gottheit auf ihren Schöpferberuf bestimmt die Form der Heroisierung des Künstlers. Die Künstler der Renaissance betonen ihre Souveränität, indem sie sich selbst als Gott und Schöpfer (*dio e creatore*) des Kunstwerkes darstellen (Leonardo), wie denn auch ihre Umwelt ihnen unbedenklich das Attribut göttlich, *divino*, zuspricht, das bald zur Formel verblaßt — es lebt heute noch im Epitheton der Sängerin, der Diva fort —, doch ursprünglich einen volleren Klang hatte. Innere Berechtigung wird dieser Erhöhung des Künstlers zu göttlichem Range durch die Kunsttheorie verliehen, die, im Anschluß an die Anekdote über Zeuxis und die Mädchen von Kroton[23]), dem Künstler die Aufgabe stellt, nicht die Gebilde der Wirklichkeit nachzuahmen, sondern einer in der Natur nicht verkörperten Idee der Schönheit zu dienen.

Diesem Bilde des göttlichen Künstlers, des *„divino artista"*, entspricht ein Gegenbild: Denn auch die Schöpfertätigkeit der Gottheit kann zuweilen in Künstlergestalt dargestellt werden. Der *„deus artifex"* der biblischen Überlieferung hat der Heroisierung des bildenden Künstlers in der Biographik des Abendlandes den Weg gewiesen.

VI.

Seit dem 16. Jahrhundert tritt in die Biographik des bildenden Künstlers neues Formelmaterial ein; es ist von anderer Art als jenes, das wir bisher als Aus-

---

volle Förderung dieses Arbeitsplanes, der mit Unterstützung des Warburg Institute in London durchgeführt werden soll, herzlichen Dank zu sagen.

[23]) Siehe oben S. 181.

gangspunkt gewählt hatten. Der Künstler gehört nun dem großen Verbande der schöpferischen Persönlichkeiten an, der Genies, und alles Lockende und Gefährliche, das sie auszeichnet, eignet auch ihm. Die Genies aber können die göttliche Begnadung, die ursprünglich als belebender Hauch der Gottheit verstandene Inspiration, entbehren, die ihnen nach alter Meinung ihre Macht verliehen hat. Die „Inspiration" wird zur inneren Stimme[24]. Wie die Gottheit des Mythos, deren Herrschaft sie entrückt sind und deren Erbe sie antreten, stehen auch die großen schöpferischen Persönlichkeiten außerhalb der Gesellschaft, außerhalb der Normen, die das soziale Leben sonst regeln und binden. Sie genießen besondere Vorrechte[25]) — das Vorrecht großer Sexualfreiheit etwa —, aber ihre Lebensgestaltung bleibt ausgespannt zwischen Parnaß und Bohème, ihre Erscheinung Gegenstand unserer Verehrung und Zielscheibe unserer Ambivalenz.

Das ist der Hintergrund, vor dem die jüngeren „Formeln der Biographik" stehen: Sie sind für einzelne Berufsgattungen weniger spezifisch, sind allgemeiner und lebensnäher; oft hat es den Anschein, als ließen sich die Anfänge dieser oder jener Verhaltensweise des Künstlers, die bald zur Formel erstarrt überliefert wird, noch auf das Leben und die individuelle Eigenart des einen oder anderen viel bewunderten Mannes zurückführen. In allen Fällen aber ist es das Ziel dieser neueren For-

---

[24]) Vgl. dazu die schönen Formulierungen von E. Jones, Das Problem des Hamlet und der Ödipuskomplex, Schriften z. angew. Seelenkunde, 10. Heft, 1911, S. 2 f.

[25]) Auch ihrem Werk gelten diese Vorrechte. Die „Lizenz" des Dichters ist die Freiheit, die der „ästhetische Wert" seiner Leistung leiht. Unter der Bedingung, daß es Kunst sei, ist gestattet, was sonst verwehrt ist. (Auf diesen Zusammenhang hat im Rahmen der Psychoanalyse zuerst Hanns Sachs hingewiesen. Vgl. Gemeinsame Tagträume, Imago-Bücherei, Bd. V, Wien, Int. Psychoanalytischer Verlag, 1924.)

meln, in die Persönlichkeit des Künstlers einzudringen, das Rätsel seines Lebens und Schaffens zu vermenschlichen. Ich muß es mir versagen, dieses weite Gebiet zu betreten. Nur ein Beispiel sei gewählt, um den Tatbestand zu kennzeichnen. Im Mittelpunkt des Geheimnisses, das den Künstler in den Augen seiner Umwelt umgibt, steht die Sonderstellung, die seinem Werk in seinem Leben zufällt. Ein alter Vergleich sieht im Kunstwerk das Kind des Künstlers, hat den Zusammenhang künstlerischer und sexueller Betätigung im Scherze erfaßt — in einem Scherze, in dem doch schon etwas von unserem Begriff der Sublimierung enthalten ist; die neue Einstellung sucht das Thema in ständiger Abwandlung zu erweitern. Im Konflikt mit dem Besteller etwa weigert sich der Meister, die Vaterschaft preiszugeben, mißgönnt diesem den künftigen Besitz des Kunstwerkes oder entwickelt, um sich diesen Alleinbesitz zu sichern, die Vorstellung, es dürfe das Werk ihn nicht überleben. Aber auch der gegenteilige Gedanke begegnet: Das Leben des Künstlers bleibt an sein Werk geknüpft, der eigene Tod begleitet die Vernichtung des Werkes. Am deutlichsten und auch in statistischem Sinne am häufigsten sind Berichte, die etwa besagen, daß der Künstler sich selbst den Tod gibt, da man an dem schon vollendeten Werke einen Fehler — häufig: am Pferde eines Reiterstandbildes das Fehlen eines Hufeisens — entdeckt. Wir verstehen, daß hier die besondere Form des künstlerischen Narzißmus formelbildend gewirkt hat.

Wir dürfen es vermeiden, die so gekennzeichneten Nachrichten ausführlich vorzutragen. Denn unserer Verabredung gemäß sollte die Psychologie der Biographik — nicht die des Künstlers — im Vordergrund stehen, und jene Gruppe von Formeln, von denen zuletzt die Rede war, gehört schon durchaus diesem großartigen und dunklen Gebiete an. Aber wir werden daran gemahnt, daß wir einleitend die Vermutung vorgebracht

hatten, daß auch aus dem älteren legendenhafteren Formelbestand eine Brücke zur Psychologie des Künstlers führen, daß etwas in seinem Wesen der Deutung, die die Umwelt in alter Zeit seiner Gestalt gibt, entgegenkommen, sie mit hervorrufen und rechtfertigen müsse.

Wir stehen vor der Frage, wie jener mythologische Zusammenhang, in den die Legenden zurückzureichen scheinen, die den Künstler als Zauberer und Empörer kennzeichnen und die ihn von alters her begleiten, in seinem Leben selbst repräsentiert ist.

Ich möchte versuchen, diese Frage an einem Beispiel zu beleuchten, und kehre damit zu der eingangs gegebenen Zusage zurück, daß dieser Vortrag einen älteren, den über den Bildhauer Franz Xaver Messerschmidt (1736 bis 1784) ergänze. Ich mußte vor zwei Jahren, als ich versuchte, Ihnen Wahn und Werk dieses Künstlers vorzustellen, vorausschicken, daß ich Ihnen aus seinem Leben so gut wie nichts berichten würde. Mehrere Rechtfertigungsgründe ließen sich anführen:

Einmal, daß seine Biographen im 19. Jahrhundert seinen Lebenslauf unter einer bestimmten Einstellung gesehen, ihn als verkanntes Genie geschildert und damit jene Version übernommen hatten, die er selbst in seinem Verfolgungswahn allen, mit denen er in Berührung gekommen war, übermittelt hatte, wie denn auch die Tatsache seiner geistigen Erkrankung bis in unsere Tage immer wieder geleugnet oder verkannt wurde. Dann aber bildet die Grundlage aller oder doch der meisten biographischen Angaben über den Künstler eine volkstümliche Schrift, in die das ganze Repertorium der biographischen Formeln vom Künstler Aufnahme gefunden hat: Die Geschichte vom Hirtenknaben, der die Tiere seiner Herde schnitzt, eine andere, gleichfalls typische, die erzählt, wie er als Knabe über dem Anatomiebuch an Speise und Trank vergißt, oder eine, die in den Kreis von Berichten gehört, nach denen der Künstler sein

Modell tötet, um die Gesichtszüge des Sterbenden nachzubilden [26]).

Die Liste, in der auch der Bund mit dem Teufel nicht fehlt, ließe sich erheblich vermehren. Die angeführten Beispiele aber genügen, um die These zu sichern, daß die Volksmeinung bereitwillig den Bestand an festen Formeln aufbietet, um die Gestalt der Künstler zu kennzeichnen. Doch diese Formulierung führt an der ernsteren Frage vorbei, ob sich denn die Grenze zwischen Formelgut der Biographik und gelebter Eigenart des Künstlers scharf ziehen lasse. Verläßliche Gewährsmänner, die Messerschmidt begegnet sind, wissen zu berichten, daß er immer wieder versichert habe, er werde seine Werke vor seinem Tode vernichten; auch daß er unsinnige Preise für seine Arbeiten gefordert habe, ist nach der Lage unserer Quellen wahrscheinlich. Der Umfang und die Tiefe des Problems aber werden erst faßbar, wenn wir daran erinnern, daß nicht nur der äußere Aspekt von Messerschmidts Biographie im Zeichen jener Motive steht, auf die uns die Legenden vom Künstler hinführen. Auch der Aufbau seines Wahns wird ein Stück weit als typischer Künstlerwahn verständlich. Denn im Zentrum des Wahns steht der Gedanke, daß ihn die Gottheit um seiner Meisterschaft in seiner Kunst, vor allem um seiner Kenntnisse der „göttlichen" Proportion willen verfolge, ein Gedanke, der sich leicht als Projektion jenes anderen erkennen läßt, nach dem der Künstler mit der Gottheit ringt.

Das Motiv des Mythos, das prometheische Schicksal steht mit einem Male lebendig vor unseren Augen; was der blasse Widerschein literarischer Formeln, wie der vom *„divino artista"* und vom *„deus artifex"* ahnen ließ, gewinnt im Wahn des psychotischen Künstlers volles Gewicht: Wir sind zur Meinung

[26]) Vgl. oben S. 187, Anm. 19.

gedrängt, daß im Unbewußten des Künstlers jene Grundanschauung über Wert und Gefahr künstlerischen Schaffens fortlebe, die den mythischen Hintergrund seiner Biographik bildet. Diese Vermutung führt uns auf Fragen, zu deren Lösung wir noch nicht gerüstet sind. Nur eine Hypothese ist noch vorzubringen:

Unter den typischen Schicksalen des Künstlers, von denen die Biographien zu berichten wissen, findet sich der Selbstmord des Baumeisters nach der Vollendung des Werkes [27]). Sucht man die berichteten Fälle zu überprüfen, so gliedern sie sich in zwei — hier einander schematisch gegenübergestellte Gruppen: Es gibt Beispiele dafür, daß sich solche Selbstmorde ereignet haben, und Beispiele dafür, daß vom Selbstmord des Baumeisters in einer Formel berichtet wird. Verstehen wir recht, so ist das kein Widerspruch. Denn jene Eigenart ihres Helden, die nach der eingangs aufgestellten These in der Formel der Biographik ihren Niederschlag fände, würde beide Fälle umgreifen: Was die Biographik als typisches Schicksal schildert, was dem Unbewußten des Publikums entstammt, für das der Künstler schafft, ist auch bestimmend für das Erleben des Künstlers selbst [28]).

[27]) Diese Berichte begegnen in mehrfacher Abwandlung. Aber der Zusammenhang, in den sie jeweils gefügt sind — etwa der Wettstreit mit dem überlegenen Lehrling, ein spät entdeckter Konstruktionsfehler, das Bündnis mit dem Teufel —, bilden, wie es scheint, nur eine Einkleidung.

[28]) Das „Kollektive Unbewußte", auf das wir hier stoßen, ist offenbar der Auffassung C. G. Jungs in nichts verpflichtet. Es handelt sich um Inhalte des Unbewußten, die den Menschen aus gleichen individuellen Quellen her gemeinsam sind. Die hier vorgetragene Vermutung über den Freitod des Baumeisters nach Vollendung des Werkes geht von der Anschauung aus, daß für ein aus tiefen Schichten des Seelischen stammendes Schuldgefühl jeweils verschiedene Rationalisierungen — die Einkleidungen dieser Berichte (vgl. oben S. 187 f.) — gesucht werden.

In dem besonderen Falle, von dem hier die Rede ist, scheint sich die Hypothese zu rechtfertigen, als gäbe es eine geheime und tiefe Verknüpfung zwischen dem alten Brauch, nach Vollendung des Baues ein Menschenleben als Bauopfer darzubringen, und dem Selbstmord noch eines Baumeister Solneß.

Die Beziehung der Biographik zum Leben des Helden ist nicht mit dem Hinweis auf die Gemeinsamkeit unbewußter Einstellungen erschöpft, die die Biographik erkennt, und die der Held erlebt, sondern begegnet auch in banalerer, pragmatischer Form: Die Biographik liefert Vorbilder. Lassen Sie mich eines einfachen, heute schon erwähnten Falles gedenken: jenes Künstlers, der seinem ersten Biographen als seine Jugendgeschichte die „Fabel von der Entdeckung des Talentes" erzählt [29]. Wie immer man über diesen Vorfall urteile, wir erkennen noch in solcher Entstellung einen Vorgang, der, weit verbreitet, im Menschenleben vielfach bestimmend ist und den ich unter dem Schlagwort „gelebte Vita" begreifen möchte [30]. Den äußersten Fall, als dessen karikierte Abwandlung das Verhalten unseres Bildhauers angesehen zu werden verdient, hat uns eine Dichtung kürzlich anschaulich vor Augen geführt. Ich meine Thomas Manns „Joseph und seine Brüder", ein Buch, in dem der Gedanke immer wieder anklingt, daß die Folge der Geschlechter verschwimme, Nähe und Ferne der Zeit durch das Mittel der Identifizierung zusammen-

---

[29]) Vgl. oben S. 171.

[30]) Wieweit im Einzelfall die Wirkung dieser „Vorbilder" reicht, ist schwer zu entscheiden. Wir wissen nicht, — um nochmals am Leben des Messerschmidt zu exemplifizieren, — wieweit er in den „typischen" Aussprüchen und Handlungen, die von ihm berichtet werden, „Vorbildern" folgte, oder wieweit es sich um die „Neuentstehung" analoger Einstellungen handelte; beides mag der Fall sein. Denn die Wahl der Identifizierungen folgt in diesem Falle offenbar dem durch Anlage und Schicksal gewiesenen Weg.

rücke, wie vor allem in der Gestalt jenes Eliezer, eines Freigelassenen des Jaakob, „nicht zu verwechseln (wie es Joseph zuweilen geschah und wie es auch der Alte selbst sich wohl gerne einmal geschehen ließ) mit Eliezer", Abrahams ältestem Knecht.

In einer Welt, deren Halbdunkel immer wieder in den Mythos taucht, verschwimmt nach der Schilderung Manns die Grenze der Person in der Tradition, entscheidet die Identifizierung mit den Vätern immer wieder über Art und Bestimmung eigenen Daseins. Im Normalfall des menschlichen Schicksals, in unserem Lebensraum kommt dieser Verknüpfung nur eine untergeordnete, aber eine doch schwer überblickbare Rolle zu. Viele von uns „leben" auch heute einen biographischen Typus, das Schicksal eines Standes, einer Klasse, eines Berufes.

Diese Schicksale lassen sich immer wieder auf typische Vorbilder zurückführen, die ihrerseits wieder von der Biographik geprägt wurden. Im Normalfall finden diese Identifizierungen im Über-Ich einen Niederschlag; die Schicksale dieser Identifizierungen sind bestimmend für die Schicksale des menschlichen Lebenslaufes, dessen psychoanalytische Erforschung eine zentrale Aufgabe der Ich-Psychologie zu werden verspricht. Am durchsichtigsten sind offenbar jene Fälle, in dem diese Identifizierungen für die Bildung der bewußten Anteile des Über-Ichs bedeutsam sind; oft sind sie in der Berufsethik repräsentiert; die außerordentlichen Leistungen, die sie vorschreiben und auslösen kann, läßt uns von ihrer Macht hoch denken.

Es wäre eine lockende Aufgabe, hier weiter auszuholen, Möglichkeiten und Arten dieser Identifizierungen, von denen einige — namentlich unter den mißglückten — der psychoanalytischen Klinik gut bekannt sind, weiter zu verfolgen, aber es scheint besser, den Zugang zu diesen Fragen von anderer Seite her zu suchen. Nur noch eine Erwägung sei abschließend vorgebracht:

Die Freiheit in der Lebensgestaltung des Menschen ist offenbar enge mit jener Bindung zu verknüpfen, die wir als „gelebte Vita" bezeichnen. Eine Reihenbildung ließe sich ausdenken, die von den lächerlichen Gestalten jener — nicht eben seltenen Menschen —, die für Tagebuch oder Nachruf leben, dafür leben, „biographische Vorbilder" in irgend einem Sinne zu sein oder zu werden, zu jenen führen, die, ohne diese Beziehung zu Erbe und Tradition bewußt zu betonen, durch die Tat, die sie setzen — oft, indem sie Traditionen überwinden —, die alten Ideale der Biographik in neuer Gestalt realisieren.

Denn diese Freiheit ist es, die wir dem Helden zuschreiben; wir sehen ein: Wenn wir vom Verhältnis der Biographik zu ihrem Helden sprechen, verrät sich im metaphorischen Ausdruck schon der entscheidende Sinngehalt. Alle Biographik sucht eine neue Gestalt „in die Reihe der infantilen Vorbilder einzutragen" (Freud), **sucht und schafft den Heros, den jungen Helden, den neuen Vater.**

Die narzißtische Übertragung des „jugendlichen Hochstaplers“

Von August Aichhorn, Wien

Ein Kapitel aus der Abhandlung „Zur Technik der Erziehungsberatung. Die Übertragung“, Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, X. Jahrg., 1936, Heft 1. Der erste Teil der Arbeit beschreibt die Beziehung der Erziehungsberater zu den Eltern: die theoretischen Grundlagen dieser Beziehung, die planmäßige Beeinflussung verschiedener Elterntypen und gelegentliche analytische Hilfeleistung für die Eltern während der Behandlung ihrer Kinder; der zweite Teil ist den Fragen der Beziehung der Erziehungsberater zu den Jugendlichen gewidmet: der Herstellung der Übertragung im allgemeinen und den Methoden bei bestimmten Formen jugendlicher Verwahrlosung. Die Arbeit ist Sigmund Freud zu seinem 80. Geburtstag gewidmet.

Unter den jugendlichen Verwahrlosten fiel uns ein Typus durch eine besonders gesteigerte Übertragung auf. Seine Beziehungen zu uns bleiben regelmäßig durch lange Zeit so intensiv und eindeutig positiv, daß wir als Erzieher erfreut, mit großer Zuversicht unsere Arbeit in der Erwartung fortsetzen, daß nun sehr bald aus der Objektbeziehung eine Identifizierung mit uns erwachsen müsse, womit dann ein wichtiger Teil unserer Erziehungsarbeit praktisch abgeschlossen gewesen wäre. Jedesmal erlebten wir die unangenehme Überraschung, daß der Jugendliche gerade in dieser Zeit anfing, sich anders zu benehmen, als er nach unserer Überzeugung sich hätte benehmen müssen. Er wurde zwar nicht rückfällig, aber alle seine Äußerungen ließen zu unserem Erstaunen erkennen, daß er erst jetzt begann, uns als

eigene Persönlichkeit, als anderes Objekt wahrzunehmen, daß er daher noch weit davon entfernt war, sich mit uns identifizieren zu können; denn während der ganzen Zeit unserer bisherigen Arbeit hatte er überhaupt noch gar keine objektlibidinöse Beziehung zu uns gehabt.

In reinster Form ist dieser Typus jugendlicher Verwahrloster durch den „Hochstapler" vertreten. Bei ihm erkannten wir auch zuerst, daß er infolge seiner psychischen Struktur kaum eine objektlibidinöse Beziehung herzustellen vermag. Die Abhängigkeit, in die wir ihn intuitiv gebracht hatten, mußte also ganz anderer Art gewesen sein. Mit fortschreitender psychoanalytischer Einsicht vermochten wir unser gefühlsmäßig richtiges Verhalten, die Beziehung des Jugendlichen zu uns, und sein dadurch bedingtes Benehmen zu erklären, bis wir schließlich die zur Behebung des Erziehungsnotstandes erforderlichen Reaktionen ganz bewußt hervorrufen konnten.

Wie wir dabei vorgehen, wird der im folgenden mitgeteilte Fall zeigen: Eine Mutter aus gut bürgerlichem Milieu bringt ihren achtzehnjährigen Sohn in die Erziehungsberatung, weil er in ihre Schmuckkassette eingebrochen, Schmuckstücke entwendet und diese versetzt hat. Da der Junge sich bis zu diesem Zeitpunkt nichts zu Schulden hat kommen lassen, er nicht „schlecht erzogen sein kann", für die Eltern daher nur eine Geisteskrankheit in Frage kommt, wird der Arzt zu Rate gezogen. Dieser fragt den Jugendlichen eingehend aus, und erfährt von ihm auch, daß dieser sehr viel Geld für seine Abenteuer mit Mädchen braucht und es sich nicht anders beschaffen konnte. Der Arzt schickt die Mutter in die Erziehungsberatung. Die Einzelheiten über die Familienkonstellation, die Kindheit und Erziehung des Sohnes erfahren wir von der Mutter. Nach dem Gespräch mit dieser, auf das wir hier nicht näher eingehen wollen, nehmen wir den Jugendlichen vor.

Der erste Eindruck, den wir von ihm gewinnen: jugendlicher Hochstapler, der aus seiner psychischen Struktur die dem Arzte gestandenen Abenteuer mit Mädchen gar nicht gehabt haben konnte. Unser Verhalten ihm gegenüber wird durch diesen Eindruck sofort eindeutig bestimmt: wir begrüßen ihn mit einem Händedruck, ernst, aber nicht unfreundlich, wortlos, und fordern ihn nur mit einer Handbewegung zum Sitzen auf.

„Warum haben Sie den Arzt so zum Besten gehalten?" damit beginnt unser Gespräch.

„Weil er danach gefragt hat", entgegnet er mit einem Achselzucken.

„Wieviel Geld ist Ihnen noch geblieben?"

„Hundertfünfzig Schillinge."

„Wo haben Sie das Geld?"

„Hier, in meiner Tasche."

„Legen Sie das Geld auf den Tisch!" Er kommt dieser Aufforderung, ohne zu zögern, nach.

„Würden Sie das Geld der Mutter zurückgeben?"

„Nein!"

„Würden Sie das Geld mir geben?"

„Ja."

Ich nehme ein Kuvert, lege das Geld hinein, sperre es ein, schreibe eine Bestätigung über empfangene hundertfünfzig Schillinge und überreiche sie ihm. Als er sie nimmt, fragte ich:

„Woran denken Sie jetzt?"

„Daß ich dumm war, Ihnen das Geld zu geben."

„Warum haben Sie es mir denn gegeben?"

„Das weiß ich nicht."

„Denken Sie darüber nach."

„. . . ich weiß es wirklich nicht."

Wir sprechen nun ohne Übergang über die Schule, er erzählt auch einiges von zu Hause und ich höre zu. Nach einigen Minuten unterbreche ich ihn mit der Frage:

„Woran denken Sie jetzt?"

„Ich komme davon nicht los, wirklich dumm gewesen zu sein. Ich hätte Ihnen das Geld doch nicht geben sollen."

„Warum haben Sie es mir gegeben; vor zehn Minuten kannten Sie mich noch nicht. Mir geben Sie es, der Mutter nicht. Warum?"

„Das weiß ich nicht."

„Denken Sie doch darüber nach."

„... ich habe das Gefühl, Sie hätten es mir aus der Tasche gezogen. Nun bin ich in größter Verlegenheit. Ich habe zwei Freunden versprochen, sie abends ins Kino zu führen und habe kein Geld."

„Sie können doch die Mutter darum bitten."

„Das ist ausgeschlossen. Jetzt, da sie so böse auf mich ist, kann ich nicht Geld für Kinokarten verlangen."

„Gibt es keine andere Möglichkeit, sich Geld zu verschaffen?"

„Nein."

„Doch, Sie können ja wieder stehlen."

„Meinen Sie das ernstlich?"

„Gewiß."

„Das ist doch nicht möglich."

„Warum nicht. Gibt es noch etwas, was Sie stehlen könnten?"

„Ja. Ein Armband der Schwester."

„Wo ist dieses Armband?"

„In der Lade des Nachttisches."

Und nun besprechen wir diesen Diebstahl mit allen Einzelheiten durch, wobei ich ihn an manchen Stellen sogar noch aufmerksam mache, wie er es geschickter anstellen könnte. Darüber ist er zunächst sehr erstaunt, kommt aber allmählich aus seiner schlechten Stimmung heraus, da er eine neue Möglichkeit sieht, sich wieder Geld zu verschaffen.

Damit ist aber unser Gespräch nicht zu Ende. Es kann doch nicht die Aufgabe eines Erziehungsberaters sein,

einen jugendlichen Verwahrlosten wirklich zu einem Diebstahl zu verleiten. Daher setze ich fort:

„So, das werden wir aber nicht machen. Das Armband heben wir uns auf, bis wir einmal mehr Geld brauchen. Was kosten denn die Kinokarten?"

Er nennt mir einen Betrag, den ich meiner Geldbörse entnehme und ihm gebe. Dadurch wird er völlig fassungslos, da er jetzt überhaupt nicht mehr weiß, woran er mit mir ist. Zuerst nehme ich ihm den Rest seiner Beute ab, dann gehe ich mit ihm — in der Phantasie — stehlen und zum Schluß gebe ich ihm vom eigenen Gelde den notwendigen Betrag.

Ich will ihn eine Zeitlang in diesem Spannungszustand belassen, schicke ihn daher gleich weg und bestelle ihn für den nächsten Tag.

Am nächsten Tage kommt er mit folgender Bemerkung bei der Türe herein:

„Ich muß Ihnen etwas sagen, aber nein, — ich sage es Ihnen doch nicht."

Ich reagiere darauf nicht, sondern fordere ihn nur auf, sich zu setzen. Er setzt sich und beginnt:

„Wie gefällt Ihnen der Thomas Mann?"

„Was haben Sie von Thomas Mann gelesen?" Er zählt einige Werke auf und setzt fort:

„Wir lesen in der Schule jetzt Minna von Barnhelm (er besucht die achte Klasse der Mittelschule) und da kenne ich mich nicht aus." Er nennt die Stelle und will nun von mir einen Kommentar dazu.

„Wer hat Minna von Barnhelm geschrieben?"

„Lessing. Warum schauen Sie von mir weg auf Ihre Bücher?"

Nun sehe ich den Zeitpunkt gekommen, aktiv einzugreifen, und frage:

„Warum wollen Sie sich unbedingt den Beweis meiner Dummheit verschaffen?" Er erschrickt:

„In Ihrer Gegenwart darf man sich ja nicht einmal etwas denken."

„Als Sie bei der Türe hereingekommen sind, wollten Sie mir etwas sagen. Dann haben Sie darauf vergessen."

„Richtig. Unsere Köchin hat gesagt, du, sei vorsichtig, das ist ein ganz ‚Geriebener'."

„Eine gescheite Person?"

„Nein! Sie ist dumm."

„Wie fällt ihr ein, so etwas zu behaupten?"

„Sie war schon vor meiner Geburt im Hause, hat mich sehr lieb und hat, als meine Mutter jetzt auf den Diebstahl draufkam, sehr für mich Partei ergriffen."

„Hat die Köchin recht?"

„Aber nein!"

„Dann erzähle mir eine von deinen Gaunereien, von denen noch niemand etwas weiß." Der Jugendliche erzählt nun von Diebstählen, die bis auf zehn Jahre zurückgehen. Zuerst kleinere Familiendiebstähle, dann Entwendungen von Schmuckgegenständen und Geld auf Reisen mit der Mutter, aus benachbarten Hotelzimmern; in den Ferien im Schwimmbad aus fremden Kabinen; eine ununterbrochene Folge von immer größer werdenden Diebstählen, die unentdeckt geblieben sind, da niemand den „wohlerzogenen Knaben aus gutem Hause" verdächtigt hatte.

Nun bedarf es aber einer psychoanalytischen Betrachtung dieser hier geschilderten zwei Begegnungen.

Erinnern wir uns zunächst, was wir von Freud über die Bedingungen und Folgen beim Überfließen narzißtischer Libido wissen [1]).

Die Beziehungen zum anderen sind nicht immer objektlibidinöser Natur. Unter bestimmten Voraussetzungen — einigermaßen wirksamer Verdrängung, Zurücksetzung der sinnlichen Regungen — kommt es auch zum Überfließen narzißtischer Libido. Obwohl in diesem Falle das Verhältnis zum Objekt ein anderes ist, wird dieses Anderssein der Beziehungen nicht erkannt,

---

1) Freud, Ges. Schr., Bd. VI, S. 311 ff.

sondern das Objekt so empfunden, als hätte eine objektlibidinöse Besetzung stattgefunden, ebenso unerkannt bleibt, daß das Objekt nun dazu dient, ein eigenes, nicht erreichtes Ich-Ideal zu erreichen. „Man liebt es wegen der Vollkommenheiten, die man fürs eigene Ich angestrebt hat und die man sich nun auf diesem Umweg zur Befriedigung seines Narzißmus verschaffen möchte." — Werden die auf direkte Sexualbefriedigung drängenden Strebungen ganz zurückgedrängt, so wird das Objekt immer großartiger, wertvoller; es gelangt schließlich in den Besitz der gesamten Selbstliebe des Ichs. — Gleichzeitig versagen die dem Ich-Ideal zugeteilten Funktionen gänzlich. Es schweigt die Kritik, die von dieser Instanz ausgeübt wird; alles, was das Objekt tut und fordert, ist recht und untadelhaft. Das Gewissen findet keine Anwendung auf alles, was zugunsten des Objektes geschieht. — Die ganze Situation läßt sich restlos in eine Formel zusammenfassen: das Objekt hat sich an die Stelle des Ich-Ideals gesetzt.

Wir haben zuerst einen Erziehungsnotstand kennengelernt und den Erziehungsberater in seiner praktischen Arbeit beobachten können, dann die theoretischen, von der Psychoanalyse kommenden Grundlagen für dieses Verhalten mitgeteilt und wollen nun versuchen zu zeigen, wie aus der theoretischen Einsicht — unter den besonderen Bedingungen der Erziehungsberatung — die praktische Arbeit geworden ist.

Begegnen wir diesem Typus verwahrloster Jugendlicher, dann versuchen wir gar nicht eine objektlibidinöse Beziehung herzustellen; wir benehmen uns von allem Anfange an so, daß er den Anreiz bekommt, narzißtische Libido auf uns überfließen zu lassen, um damit schließlich jene Abhängigkeit seiner Gesamtpersönlichkeit von uns zu schaffen, in der das Ich zu seinem Ich-Ideal steht.

Wir entschließen uns zu diesem Vorgehen, weil uns die Praxis der Erziehungsberatung gelehrt hat, daß für

diesen Typus keine andere Möglichkeit, in ein gesteigertes Abhängigkeitsverhältnis zu kommen, besteht, umsomehr, da wir gerade dieses ganz besonders für ihn zur Erziehungsarbeit brauchen. Wir müssen berücksichtigen, daß der Jugendliche in der Regel nicht in der psychischen Situation zu uns kommt, in der wir ihn haben müssen: er ist negativ, oft sogar feindselig eingestellt; unsicher, irritiert; hochmütig, überlegen tuend; manchmal ganz uninteressiert, aber nur sehr selten erwartungsvoll.

Es wäre nur dann wichtig zu wissen, welche dieser psychischen Situationen im gegebenen Fall vorliegt, wenn wir nicht die Möglichkeit hätten, den erforderlichen labilen Spannungszustand durch unser Verhalten immer hervorrufen zu können.

Seine Unsicherheit muß schon im ersten Augenblick der Begegnung, durch die Art seines Empfanges einsetzen. Er ist nicht immer gleich und wird jedesmal durch den Eindruck, den wir von dem Jugendlichen bekommen, bedingt. Ein Beispiel dafür ist die vollkommen wortlose Begrüßung im vorliegenden Fall.

Vom Beginn an stellten wir uns in den Mittelpunkt, regten sein Interesse für uns an und bereiteten in ihm den Wunsch vor, sich mit uns zu „messen".

Nun erfolgt die erste Frage: „Warum haben Sie den Arzt so zum Besten gehalten?"

Die Frage wurde gestellt, um die labile Situation zu unseren Gunsten zu entscheiden.

Durch deren Inhalt weiß er nun, daß wir ihn durchschauen.

Durch die Art und den Tonfall der Fragestellung zwingen wir ihn, in dem von uns gewollten Sinne zu reagieren.

Beides, Inhalt und Form, noch zusammen mit dem Zeitpunkt, in dem die Frage gestellt wurde, brachten die Entscheidung.

Wir nennen diesen Teil unserer Arbeit das Setzen des „Überraschungsmomentes". Unvorbereitet, mit ganz anderen Erwartungsvorstellungen erfüllt, in unsicherer Gefühlssituation, erfolgt die Entlarvung, ohne die für ihn einzig denkbare Folge: die Bestrafung.

Er merkt, daß wir nicht der ihn zur Verantwortung ziehende Erwachsene sind, aber auch nicht der Kamerad, der ihn wegen seines Mutes oder seiner Geschicklichkeit bewundert, sondern ein undefinierbares, bisher nicht gekanntes Wesen, das ihn versteht, vielleicht sogar mit dem leisen Unterton der Zustimmung, und das ihm irgendwie, zwar unbegreiflich, aber nicht unangenehm empfunden, überlegen sein muß. Dies alles spielt sich in seinem affektiven und nicht intellektuellen Ich ab, da wir uns nicht in Worten in seiner Richtung bewegen, sondern nur unser Verhalten ihm diese Deutung ermöglicht, die aber auch falsch sein könnte. Er kann sich weder mit sich selbst noch mit uns auseinandersetzen, aber es bleibt ihm die Möglichkeit, nun zu uns wegen unserer „Überlegenheit", die er für das eigene Ich anstrebt, Beziehungen zu bekommen. Der nicht sehr aufmerksame Beobachter muß den Eindruck gewinnen, es habe eine objektlibidinöse Besetzung stattgefunden.

Wir nützen die Situation sofort aus, akzeptieren die uns eingeräumte bevorzugte Stellung und festigen sie noch, indem wir ihn zwar interessiert, aber in ruhiger, sachlicher Art, die jeden Widerspruch ausschließt, über das vom Diebstahl noch gebliebene Geld befragen.

Die Frage: „Würden Sie das Geld mir geben", erfolgt, um zu erfahren, ob die Abhängigkeit für einen aktiven Eingriff schon tragfähig ist.

Die Empfangsbestätigung erhält er als Beleg, daß das Geld sein Eigentum bleibt und er als vollwertig genommen wird, und daß wir nicht etwa die Absicht haben, es ohne sein Wissen der Mutter zurückzugeben.

Mit der Übergabe der Empfangsbestätigung ist eine Phase abgeschlossen, und wir müssen zur Weiterarbeit seine psychische Situation in diesem Augenblick kennen. Die Antwort auf die Frage: „Woran denken Sie jetzt?“ zeigt, wie notwendig sie war.

Das nun folgende Gespräch wird nur geführt, um zu beobachten, ob er noch weiter unruhig bleibt oder sich mit der Tatsache, kein Geld mehr zu haben, abgefunden hat. Es wird so bald nur deswegen abgebrochen und dieselbe Frage wiederholt, weil er ziemlich uninteressiert erzählt und aus seinem Verhalten zu vermuten ist, daß er noch immer an das mir übergebene Geld denkt.

„... Ich habe das Gefühl, Sie hätten es mir aus der Tasche gezogen“, zeigt wohl überzeugend genug, daß seine Beziehungen zu uns wesentlich stärker geworden sind und dementsprechend auch die Abhängigkeit sich verhältnismäßig gesteigert hat.

Wir erfahren nun sofort, daß er in Verlegenheit ist, weil er kein Geld für die Kinokarten hat und nicht weiß, wie er es sich verschaffen könnte. Wir zeigen ihm absichtlich die Mutter, weil wir voraussetzen dürfen, daß er sich nicht an sie wenden kann. Damit ist ihm seine ganze Hilflosigkeit vor Augen geführt und wir erscheinen ihm als Retter, wenn wir selbst die notwendige Hilfe bringen.

Obwohl seine Beziehungen zu uns schon ein erhebliches Ausmaß erreicht haben, geben wir uns damit noch nicht zufrieden. Wir wollen immer mehr in den Besitz seiner narzißtischen Libido kommen, an die Stelle seines Ich-Ideals treten und ihn selbst dadurch völlig kritiklos machen; ein Abhängigkeitsverhältnis schaffen, das nahezu an Hörigkeit grenzt.

Hiezu eine Bemerkung an den Erziehungsberater. Dieses Maximum an Beziehung ist bei diesem Typus Verwahrloster für die erste Zeit der Arbeit, solange wir nur als Erzieher auftreten, notwendig, aber nur dann zu er-

reichen, wenn er in uns einen großartigen Vertreter seiner eigenen Welt erblickt. Er kann den Weg, den wir ihm vorschreiben, nicht gehen, wenn wir bloß mit unserem eigenen sozialen Über-Ich seinen Diebstahl verstehen, wohlwollend beurteilen, sein Handeln tolerieren, wohl aber, wenn wir „absolut mitspielen", seine eigenen Wertungen akzeptieren und ihm zeigen, daß wir ein, in seiner eigenen Welt tatsächlich lebendes, erstrebenswertes Ideal sind, d. h. noch besser stehlen können als er.

Es muß uns klar sein, daß wir uns damit in eine äußerst gefährliche Situation begeben, und wir wagen sie nur, weil wir genau wissen, daß wir aus seinen Beziehungen zu uns einen tatsächlichen Diebstahl verhindern können.

Das Geld bekommt er von uns, um die reale Notwendigkeit eines Diebstahls auszuschalten. Außerdem erreichen wir dadurch in ihm einen solchen Aufruhr von Gefühlen, daß er sich überhaupt nicht mehr zurechtfindet. Bedenken wir: die rasch wechselnden Affekte, die unser Verhalten in ihm auslöst. Wir lassen ihn bei uns nicht mehr zur Klarheit kommen, sondern schicken ihn ohne Rücksicht, ob die „Stunde" zu Ende ist oder nicht, weg, bestellen ihn aber wieder.

Betrachten wir nun die zweite Begegnung. Die Bemerkung, die er beim Eintreten macht, zeigt deutlich ein Mißtrauen. Es muß sich daher von gestern auf heute etwas ereignet haben, das wir noch nicht wissen. Wir bleiben deshalb vorsichtig, drängen ihn nicht, das Verschwiegene zu sagen, um nicht seinen Widerstand anzuregen, sondern fordern ihn nur auf, sich niederzusetzen.

Nun fragt er! Er kehrt die Situation von gestern um, gestern waren wir die Fragenden, heute sollen wir ihm Rede stehen. Wir gehen nicht darauf ein, sondern antworten mit einer Gegenfrage. Schon mit der dritten Frage kommt er von der Literatur auf die momentan gegebene Situation. Er hat gemerkt, daß wir ihm nicht

folgen, hat aber seine Tendenz noch nicht aufgegeben.

Unsere Frage: „Warum wollen Sie sich unbedingt den Beweis meiner Dummheit verschaffen?“ erfolgt aus dem Ergebnis einer parallel während seiner Fragen angestellten Schlußfolgerung. Wir wissen, daß dieser Typus jugendlicher Verwahrloster Wert darauf legt, seine Intelligenz jedem gegenüber und bei allen möglichen Gelegenheiten zu zeigen. Er bildet sich viel darauf ein, mit gescheiten Menschen zu verkehren.

Sein Verhalten und seine Fragen lassen vermuten, daß er aus dem gestrigen Abhängigkeitsverhältnis herauskommen will. Dies versucht er, indem er uns auf ein Gebiet, — die Literatur — lockt, auf dem wir seiner Meinung nach versagen müssen. Wären wir ihm auf seine Fragen eingegangen, so hätten wir nutzlos Zeit vergeudet und ihm vielleicht sogar die Möglichkeit gegeben, sein Ziel zu erreichen. Durch unsere Gegenfragen fühlt er jedoch, daß wir wieder wie gestern der Überlegene sind. Der Beweis, daß er wieder in dieselbe Abhängigkeit gerät, ist unbestreitbar seine Reaktion auf unsere Frage. Er erschrickt und sagt: „In Ihrer Gegenwart darf man sich ja nicht einmal etwas denken.“

Ist er wirklich in einem Abhängigkeitsverhältnis, dann muß auch sein beim Kommen vorhanden gewesenes Mißtrauen geschwunden sein. Wir wollen unbedingt sicher gehen und nicht durch eine Unvorsichtigkeit die Situation gefährden. Deswegen fragen wir ihn: „Als Sie bei der Tür hereingekommen sind, wollten Sie mir etwas sagen, dann haben Sie darauf vergessen.“ Um nicht sein Mißtrauen neuerlich erstehen zu lassen, legen wir den Ton auf das Wort „vergessen“.

Der Kampf, den wir gegen die Köchin führen müssen, ist nicht schwierig zu gewinnen. Sie ist ja eine „dumme Person“. Das müssen wir ihm, dem „Intellektuellen“, durch unsere Fragestellung nur in Erinnerung rufen.

Daß sie uns auch die Möglichkeit geben wird, schon bei der zweiten Begegnung die bewußt gebliebenen Diebstähle fast restlos eingestanden zu bekommen, wußten wir natürlich im voraus nicht, ebensowenig, daß wir bei dieser Gelegenheit mit dem zum erstenmal gebrauchten „Du“ die Beziehungen zu uns auf längere Zeit hinaus im hohen Ausmaße gesteigert, festlegen können. Wir nützen nur wieder einmal eine gegebene Situation für unsere Zwecke aus.

Das Schaffen des Überraschungsmomentes ist keine leichte Aufgabe. Man kann sich darauf nicht vorbereiten; es ergibt sich aus der augenblicklichen Konstellation; verlangt absolute Beherrschung der jeweils gegebenen Situation. Durch richtige Abschätzung von Wirkungen, ehe sie noch provoziert sind, rasches Kombinieren und sofortiges Entschließen ist die Vorbedingung zur Gestaltung des dramatischen Ablaufes, der dann als Überraschungsmoment wirkt, gegeben.

Ein Jugendlicher, der wegen Diebstahls bedingt verurteilt worden war, steht seit längerer Zeit unter Erziehungsaufsicht. Die ihn überwachende Fürsorgerin bringt ihn in die Erziehungsberatung, weil sie seit kurzem manifest homosexuelle Beziehungen ihres Schützlings vermutet.

Die ältere, erfahrene Fürsorgerin benimmt sich ihm gegenüber der Situation entsprechend. Er ist der Erwachsene, den sie durch das ihr selbst eigene vornehme Wesen zu beeinflußen sucht, weil sie in ihm Züge bemerkt, die auf ein solches Verhalten sehr positiv anklingen.

Aus den Mitteilungen der Fürsorgerin über sein jetziges Verhalten geht hervor, daß sie sich auch um seine Geldausgaben kümmert, daß er sein Taschengeld von ihr bekommt, sie wöchentlich nach seinen, durch sie angeregten Aufzeichnungen, mit ihm abrechnet. Sie ist besonders darüber erfreut, daß der Jugendliche auch unnütze Ausgaben aufschreibt und ihr so eingesteht.

Seine Begrüßung weicht auch von der sonst üblichen Art ab: die Fürsorgerin stellt uns einander vor, wie es sonst in der Gesellschaft üblich ist. Er fühlt sich absolut nicht als der Verwahrloste, der zu mir gebracht wird, hält sich für den Überlegenen, den die Fürsorgerin aufgefordert hat, mich aufzusuchen, weil ich mich für ihn interessiere. Er weiß nicht, daß er unter einem Vorwand gebracht wurde.

Gleich nach unserer Begrüßung empfiehlt sich die Fürsorgerin, um uns allein zu lassen. Unmittelbar vor dem Weggehen nimmt sie ihn aber noch zur Seite. Ich verstehe nicht, was beide miteinander sprechen, sehe aber, daß er Geld bekommt und dabei seinen Mund spöttisch verzieht, um sofort wieder ein freundliches, nichtssagendes Gesicht zu zeigen. Die Fürsorgerin kann diesen Zwischenfall nicht bemerken, da sie mit ihrer Geldbörse beschäftigt ist.

Alleingelassen, frage ich ihn sofort, was besprochen worden ist, aber so, daß er merkt, ich habe sein Lächeln gesehen. Er entgegnet, die Fürsorgerin habe ihn gefragt, ob er Geld für die Straßenbahn brauche, und habe es ihm gegeben. Er setzt fort: die Fürsorgerin habe am Tage vorher mit ihm abgerechnet und daher gewußt, daß er ohne Geld sei. Ich gehe auf diese Bemerkung nicht ein, sondern fordere ihn auf, mir seine Geldbörse zu geben, dies aber in einer, keinen Widerspruch zulassenden Art. Er ist ungemein überrascht, zieht aber doch die Börse und gibt sie mir, wenn auch zögernd, und wird sehr verlegen. Ich finde in ihr ungefähr zwanzig Schillinge in Papier und Silber und einen Zettel, auf dem zwei Männernamen mit Adressen sowie zwei Begegnungen vorgemerkt sind. Ich sage ihm ohne weitere Überlegung seine manifest-homosexuellen Beziehungen, für die er sich auch noch bezahlen lasse, auf den Kopf zu. Er ist derart überrascht, daß er gar nicht versucht, zu leugnen, sondern sie sofort zugibt. Im weiteren Ver-

14*

lauf des Gespräches faßt er sich wieder und nun werden seine Darstellungen sehr verlogen.

Wie sehr dieser Jugendliche sich auf die „Behandlung“ der Menschen versteht, erhellt aus der Bemerkung auf die Frage, warum er die Fürsorgerin so belogen habe: wenn ich mit ihr verrechne und zeige, daß ich kein Geld habe, hält sie mich für anständig, macht gute Berichte über mich und ich kann machen, was ich will.

Ein Zweiundzwanzigjähriger ist wegen wiederholter Betrügereien und Diebstähle aus der Familie entfernt und bei Verwandten im Auslande untergebracht worden. Die Eltern bekommen Nachricht, daß er sich neuerlich Schwindeleien habe zu Schulden kommen lassen, und suchen in ihrer Ratlosigkeit die Erziehungsberatung auf.

Der Erziehungsberater, der, ohne den jungen Mann gesehen zu haben, nichts veranlassen kann, teilt dies den Eltern mit, worauf sie die Heimkehr ihres Sohnes veranlassen. In der Zwischenzeit erscheint ein Freund der Familie in der Erziehungsberatung und ersucht im Auftrag der Eltern um Verhaltungsmaßregeln bei der Ankunft des Sohnes. Aus den gegenseitigen Beziehungen der Familienmitglieder untereinander erscheint es dem Erziehungsberater wichtig, den jungen Menschen zu sehen, noch ehe eine Begegnung mit den Eltern stattgefunden hat. Er schlägt daher vor, daß nicht die Eltern zur Bahn gehen mögen, sondern der Freund der Familie, und daß dieser Franz — so heißt der junge Mann — sofort nach seiner Ankunft zu mir bringe. Dies geschieht auch. Franz bleibt im Warteraum, der Freund kommt in das Beratungszimmer mit den Worten: „Sie können sich nicht vorstellen, wie Franz sich benimmt. Er ist von unbeschreiblichem Hochmut und von einer eisigen Kälte, die kaum zu ertragen ist. Er hat von der Bahn bis hieher nicht ein Wort gesprochen.“

Ich lasse Franz absichtlich eine Stunde allein im Warteraum. In dieser Zeit erzählt mir sein Begleiter noch eine Reihe von Einzelheiten über den Jungen und seine Eltern. Meine Überlegungen sind folgende: ist dieses auffällige Verhalten beim Jugendlichen nur „Maske", dann kann er das Alleinsein, in fremder Umgebung, in Erwartung dessen, was nun kommen wird, nicht aushalten und wird zugänglich; ist sein Hochmut echt, dann kommt es infolge der so langen Vernachlässigung, die er als Beleidigung empfinden muß, zu einem Affektausbruch. Andere Möglichkeiten, neugierig an der Tür zu horchen, um zu hören, was gesprochen wird, oder hochmütig, interesselos zu bleiben, waren nach dem, was ich bereits von ihm wußte, auszuschließen.

Nach Ablauf der „Stunde Wartezeit" mache ich die Tür zum Warteraum auf, um Franz vorzunehmen. Zusammengekauert, ein Häufchen Elend, sitzt er aufgelöst da.

Ich nehme ihn bei der Hand, spreche ihn sofort mit Du an, führe ihn in das Beratungszimmer und sage: „Weine dich einmal ordentlich aus." Franz bricht in einen Strom von Tränen aus und später, noch schluchzend, beginnt er zu erzählen: von sich, von den Eltern, die ihn nie verstanden haben, von zu Hause überhaupt, von der Schule und seiner freudlosen Kindheit. Schon bei der ersten Besprechung rollt sich ein trauriges Kinderschicksal auf.

Die Übertragung ist sofort da und hält für die ganze Dauer seiner Behandlung an.

Ein Gutsverwalter aus dem Auslande bringt seinen Sohn, der schon in der Familie als Hochstapler gewertet wird, in die Sprechstunde; Vater und Sohn kommen gemeinsam, treten gleichzeitig ein und ich habe, wegen des besonderen Verhaltens des jungen Mannes, keine Möglichkeit, mich noch vorher mit dem Vater allein zu besprechen. Die Miene des ungefähr Fünfundzwan-

zigjährigen zeigt die ganze Geringschätzung der gegebenen Situation; sein Blick ist prüfend überlegen, seine Gedanken etwa: Welchen Zweck hat die ganze Geschichte?

Der Vater erzählt die Verfehlungen seines Sohnes mit vielen Einzelheiten. Das Verhalten des Sohnes zeigt wachsende Langeweile; die Mitteilungen des Vaters berühren ihn so wenig, als beträfen sie einen Fremden; er hat sicherlich nur den einen Wunsch, unsere ihn anödende Unterredung möge recht bald beendet sein.

Ich sage daher, als der Vater geschlossen hat, zuerst scheinbar die Anwesenheit des Sohnes vollständig ignorierend, folgendes: „Hochstapler behandle ich nicht; es wäre schade um meine Zeit und um Ihr Geld; ich finde eine Behandlung auch zwecklos; stellt Ihr Sohn nichts mehr an, dann ist ohnehin alles in Ordnung; wird er rückfällig, dann wird er eingesperrt und Sie sind ihn los." Nun wende ich mich zum Sohne und fahre fort: „Oder Sie erschießen sich, wenn Sie nicht zu feige sind, und dann ist die Angelegenheit auch erledigt." Bei den letzten Worten dieser mit Absicht ruhig, affektlos, betont sachlich gesprochenen Sätze stehe ich auf, um zu zeigen, daß die Unterredung beendet ist.

Dem Vater ist die Bestürzung unschwer anzumerken. Aus der Miene seines Sohnes ist zu erkennen, daß die beabsichtigte Irritierung gelungen ist. Bei der Ausgangstüre reiche ich dem jungen Mann die Hand mit den Worten: „Behandlung können Sie bei mir nicht finden, aber wenn Sie noch einmal mit mir sprechen wollen, so erwarte ich Sie morgen." Ich gebe ihm auch die Zeit an.

Nach ganz kurzer Zeit kommt der Vater allein zurück und macht mir heftige Vorwürfe über mein ihm unverständliches Benehmen. Er hatte die in meinem Verhalten gelegene Absicht nicht gemerkt und ich erkläre ihm die Notwendigkeit meiner Handlungsweise aus dem Benehmen seines Sohnes. Ich fordere ihn noch auf, sei-

nen Sohn in dem Entschlusse, zu mir zu kommen oder nicht, ja nicht zu beeinflussen. Der Vater geht sehr erleichtert weg.

Am nächsten Tage zur festgesetzten Stunde kommt der junge Mann tatsächlich nun in ganz anderer Verfassung, viel gelöster, gefügiger, voller Erwartung — die Übertragung hat eingesetzt.

Über Kindererziehung

Von John Rickman, London

Im Verlage Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd., London, ist im Jahre 1936 ein von John Rickman herausgegebener Sammelband unter dem Titel „On the Bringing up of Children“ erschienen. Der Band enthält wertvolle Beiträge von Ella Freeman Sharpe („Planning for Stability“), Melanie Klein („Weaning“), Merell P. Middlemore („The Uses of Sensuality“), Nina Searl („Questions and Answers“) und Susan Isaacs („Habit“ und „The Nursery as a Community“). Der im folgenden mit Genehmigung des Verlages wiedergegebene, von R. Wälder übersetzte Abschnitt ist der von John Rickman verfaßten Einleitung entnommen.

Der Fortschritt der Wissenschaft und der Zivilisation wird nicht selten dadurch aufgehalten, daß der Apparat der wissenschaftlichen Forschung nicht plastisch genug oder in anderer Weise ungeeignet ist, neuentstehende Probleme zu behandeln. Wissenschaftliche Theorien mögen dabei billigerweise zum „Apparat der Forschung“ gerechnet werden, denn es ist ihr charakteristisches Merkmal, daß sie von den Umständen, für die sie entworfen wurden, losgelöst und in andern Fällen von gleichem inneren Bezug verwendet werden können; so geschieht es, daß der Fortschritt in einem Zweig der Wissenschaft einen anderen bereichern oder selbst revolutionieren mag. Freud hatte seine Studien an erwachsenen Neurotikern begonnen; im Zuge seiner Untersuchungen schuf er ein neues Instrument der Forschung. Wie immer in solchen Fällen hat sich dann das Feld der Untersuchung rasch sehr erweitert und der Aspekt von Problemen, die mit dem ursprünglichen Gegenstand scheinbar in keinem Zusammenhang

stehen, wurde radikal verändert. Das geschah auch in der Kinderpsychologie.

Früher war die Beobachtung auf die bewußten Schichten des Seelenlebens beschränkt und unbewußte Prozesse waren nicht erkennbar; zumeist wurde sogar ihr Dasein bestritten. Wir haben erst vor kurzem begonnen, die Arbeitsweise der wichtigsten Komponenten des Seelenlebens und der Persönlichkeit des Kindes zu verstehen.

Die Entdeckungen der Psychoanalyse haben sich natürlich nicht an die Stelle jener gediegenen Arbeit und klaren Beobachtung gesetzt, die auch bisher schon in Fragen der Erziehung und des Wohles des Kindes geleistet wurde, doch geben sie ihrer Anwendung größere Bestimmtheit und Präzision. Sie haben gezeigt, daß die Entwicklung der kindlichen Seele ein viel komplizierterer Prozeß ist, als man früher annahm, und daß diese Entwicklung schwer beeinträchtigt werden kann, wenn eine Erziehungsmethode angewendet wird, die diese Verwicklungen unterschätzt.

Es ist kein Grund, vor dieser Komplikation zu erschrecken, wenn man sie nur versteht; in der Tat haben die Menschen im *long run* mehr Schaden von voreiligen Simplifizierungen erfahren als von der Verwirrung durch verwickelte Sachverhalte; denn die Simplifizierung verführt dazu, zu glauben, daß man das Problem gemeistert habe, während man in Wahrheit nur, ohne wirkliche Erkenntnis, bei einem Schlagwort oder einer Formel Zuflucht gefunden hat.

Man könnte tragische Beispiele von Eltern geben, die in Erziehungsproblemen Rat bei jenen gesucht haben, die eine unvollkommene Vorstellung von der feineren Problematik des Gegenstandes haben, mit dem sie sich vermeintlich beschäftigen. Manchmal ist der Berater so voll Begeisterung über die bloße Tatsache einer neuen Entdeckung, daß er die vielleicht noch notwendigere Vorsicht beiseite läßt, sich ernsthaft in die

fraglichen Forschungen zu vertiefen; er sieht vielleicht einen Ausschnitt des neuen Werkes sehr lebhaft und findet Befriedigung (und Anhänger), wenn er die neue Doktrin preist und lehrt; er gibt sich aber keine Rechenschaft darüber, daß er ohne Erfassung des ganzen Problems die schwere Gefahr läuft, die in ihn Vertrauenden irrezuleiten. Die Psychoanalyse hat viel unter einem begeisterten Gefolge gelitten, das ihrer Arbeit doch nicht enge genug folgt, und es ist nicht unangemessen, zu verlangen, es solle, wer den Anspruch erhebt, die Analyse anzuwenden, auch wissen, wovon er spricht. Es ist weder möglich noch wünschenswert, daß Menschen, die in praktischer Tätigkeit stehen, jeder fehlerhaften Darstellung von Tatsachen oder jeder Entstellung einer wertvollen wissenschaftlichen Theorie mit einem Dementi oder mit einer Aufklärung nachgehen. Die Wissenschaft kann leider mißbräuchliche Anwendungen ihrer Entdeckungen, oder Verzerrungen ihrer Theorien nicht verhindern, aber die Ausbreitung des Wissens sollte schließlich den Schaden verringern, der durch verirrte Enthusiasten angerichtet wird.

Eine der Schlußfolgerungen jener Kreise, die nicht erfaßt haben, was in der „neuen Psychologie" wirklich enthalten ist, geht dahin, daß ein pädagogisch richtig behandeltes Kind keine nervösen Schwierigkeiten haben würde, und daß das Auftreten psychischer Störungen ein Beweis dafür sei, daß die Eltern immer das Unrichtige tun. Das ist nicht nur falsch, es hat auch das Erziehen für gewissenhafte Eltern sehr viel schwieriger gemacht.

Alle Schuld für die neurotische Erkrankung der Kinder den Eltern zuzuschreiben, ist nicht nur den Eltern gegenüber nicht fair, sondern auch ein übler Dienst für die Kinder, denn es führt dazu, die Wichtigkeit der seelischen Vorgänge im Innern des Kindes zu verdunkeln und das Kind als ein Stück inaktiven plastischen Materials zu betrachten. Es gibt inhärente Schwierig-

keiten der psychischen Anpassung, die Störungen verursachen können, wenn das Heim auch noch so günstig ist; dazu gehört das kindliche Schuldgefühl, und wenn wir das nicht wissen, können wir dem Kinde nicht zu einer Milderung des Schuldgefühls verhelfen. Wenn ferner die Eltern immer annehmen, daß etwas, was sie getan haben, das Kind nervös gemacht habe, so neigen sie dazu, in irgendeiner ihrer jüngsten und spezifischen Handlungen die Ursache zu suchen, werden selbst nervös und fürchten sich davor, überhaupt irgendeinen elterlichen Einfluß auf die Erziehung ihrer Kinder auszuüben.

Der wirklich wichtige Faktor in der Erziehung ist die allgemeine Haltung der Eltern und die Art, in der die Details des alltäglichen Lebens behandelt werden. Krisen und Entscheidungen, die in den Beratungen der Elternabende und in den zwanglosen Diskussionen so viel Zeit in Anspruch nehmen, sind von viel geringerer Bedeutung. So mag z. B. die Entscheidung, keine Körperstrafen anzuwenden, an und für sich unserer Bewunderung wert sein, wenn sie aber nicht vom Verständnis für die Haltung des Kindes gegenüber seinen eigenen Vergehen unterstützt ist, wird die gute Absicht, die die Entschließung hervorbrachte, kaum Nutzen stiften; denn bei aller Vermeidung der Körperstrafe mögen die Eltern die schädigenden Folgen übersehen, die von einer moralisierenden Haltung ausgehen, und das Kind wird mit einem übertriebenen Gefühl von Schuld und Verantwortlichkeit heranwachsen.

Manches, was den Eltern trivial erscheint, mag für das Kind von großer Wichtigkeit sein. Die Phantasie des Kindes beschäftigt sich oft viel mit den kleinen Freiheiten und Einschränkungen, obwohl sie dem Erwachsenen, der die kindlichen Phantasien nicht versteht, geringfügig erscheinen. Anderseits sollte man Dinge, die den Eltern wichtig scheinen, wie z. B. saubere Hände und gute Manieren bei Tische, dem Kinde lieber in all-

mählicher Entwicklung wichtig werden lassen, statt sie ihm mit einem Schlage als Pflicht aufzuerlegen. Es ist ebenso unvernünftig, von den Kindern Gleichförmigkeit und Kontinuität des sozialen Wachstums zu erwarten als etwa zu erwarten, daß ihre Körpergröße jedes Jahr um die gleiche Anzahl von Zoll zunehme. Gutes Betragen wird nicht immer rasch erworben und es ist nicht immer wohlfundiert, wenn es zu schnell angenommen wurde. Die Fähigkeit, guten Kontakt mit andern Menschen zu gewinnen und eine ungestörte Beziehung ihnen festzuhalten, ist wichtiger als die Fähigkeit, ihr Betragen nachzuahmen: In keinem Falle ist dieser gute Kontakt aber von größerer Wichtigkeit als in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern; er ermöglicht dem Kind, eine starke und doch plastische Persönlichkeit aufzubauen, die unabhängig ist und auf eigenen Füßen stehen kann, aber für die ältere Generation die Neigung bewahrt, die das Willkommen tiefer und wärmer machen wird, mit dem es einst eine noch jüngere erwarten wird.

Ichgrenzen, Ichstärke und Identifizierung

Von Paul Federn, Wien

Aus der Arbeit „Zur Unterscheidung des gesunden und kranken Narzißmus", Imago, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen, Band XXII, 1936.

Daß ein Individuum übermäßig narzißtisch mit seinen Erlebnissen mitagiert, kann eine Art Ichschwäche verraten, eigentlich in paradoxer Weise einen Mangel an normalen narzißtischen Gegenbesetzungen. Häufig ist es ferner die Fortsetzung des allgemeinen Verhaltens der Eltern gegenüber dem Kleinkind, das man nicht sich naiv entwickeln und seine Entwicklung naiv erleben ließ. Man könnte sagen, daß ein Kind von guten Eltern sein müsse, um das Verhalten guter Eltern unbeschädigt zu vertragen. Nicht nur im Über-Ich, auch im Ich setzt sich das Verhalten der Umgebung nun als Selbstbeachtung fort. Ich erwähnte diesen bekannten und nicht einer psychoanalytischen Einsicht vorbehaltenen Zusammenhang nur, um daran anknüpfend darauf aufmerksam zu machen, daß wir den eine zeitlang so häufig verwendeten Ausdruck „Ichschwäche" auch in bezug auf das Verhalten der Ichgrenzen, soweit dasselbe für das Individuum typisch ist, verwenden und dabei die Art der Ichschwäche näher beschreiben können. Ob man das dargestellte Übermaß an narzißtischer Reaktion als Ichschwäche bezeichnen kann, lasse ich dahingestellt; es kann eine ständige Bereitschaft und eine übermäßige Wichtigkeit des Ichs bedeuten, die nicht gerade reaktiv gegen die eigenen Schwächen nach dem typischen Adlerschen Mechanismus entstanden zu sein braucht. Auch eine größere Affektivität, welche sich in starken Affektreaktionen kundgibt, wird nicht von jedermanns Standpunkt aus als Ichschwäche beurteilt werden. Nicht

jeder teilt den Standpunkt Nietzsches, der jenes Gewissen als robust bezeichnet, welches nur schwer reagiert, so geistreich und weitdeutend auch dieses Paradoxon war. Wir können aber für die Ichgrenzen deren Labilität und Stabilität feststellen und sprechen dort von Ichschwäche, wo die erste über die andere allzu sehr überwiegt. Man kann anderseits eine abnorme Ichstarrheit oder Ichschwere in der übergroßen Stabilität erkennen. Die ideale Ichform wird die sein, in welcher die Ichgrenzen rasch und leicht wechseln können, aber jederzeit stabil bleiben, wenn ein Standpunkt festgehalten oder verteidigt zu werden hat. Obgleich diese Unterschiede von den Charakterologen wiederholt beschrieben wurden, bespreche ich sie hier, weil man zu ihrem Verständnis den Ichgrenzen und der narzißtischen Gegenbesetzung Beachtung zuwenden muß.

Wir finden also in verschiedenen Zeiten und Bereitschaftszuständen bei demselben Individuum und dauernd bei verschiedenen Individuen eine andere Resistenz gegenüber inneren und äußeren Einflüssen auf das Ich. Von den inneren Einflüssen haben wir in anderem Zusammenhang, wenn auch nicht erschöpfend, gesprochen; die äußeren gehen meistens von fremden Individuen oder von fremden Ideen aus, was im Prinzip dasselbe ist, wie wir aus Freuds Massenpsychologie gelernt haben. Es gibt Menschen, die ihre Ichgrenzen jederzeit auf jeden neuen Eindruck hin erweitern, also bereit sind, stets neue und andere Objekte ins Ich aufzunehmen, d. h. mit Ichgefühl, mit narzißtischer Libido zu besetzen und so stets neue Identifizierungen einzugehen. Solcher ungehemmten Erweiterung der Ichgrenze entspricht nicht immer deren ebenso schnelle und hemmungslose Zurückziehung. Individuen mit fester, solider Ichgrenze können solche mit weicher, leicht bewegter Ichgrenze überhaupt nicht begreifen. Daß es Berufe vom Henker abwärts und von ihm aufwärts

bis zu Timur und seinesgleichen gibt, zeigt die Möglichkeit absoluter Resistenz der Ichgrenze. Die Zustimmung des Über-Ichs, also die moralische Frage, die uns hier nicht beschäftigt, wird durch die Teilung der Verantwortlichkeiten in der Gesellschaftsordnung ermöglicht. Im Gegensatz hiezu kann der mimosenhaft Mitleidige überhaupt nie sein Ich für sich bewahren. Ein sehr geschätzter Arzt und Analytiker hat solche Leute „Identifizierungsakrobaten" genannt. Die Resistenz der Ich-Grenzen, die Härte des Ichs, sind Vorbedingung sowohl der Grausamkeit wie der Gerechtigkeit, der Unentwegtheit und des objektiven Verständnisses. Die widerstandsunfähige Ichgrenze ist hingegen die Bedingung des Mitleids, der Massen- und Menschheitsgefühle, der Einfühlung und der Versöhnlichkeit. Bis zu einer gemeinsamen Identifizierung erweiterte Ichgrenzen können, unbeschadet der gleichzeitigen Fortdauer der individuellen Ichgrenze, eine sehr starke narzißtische Besetzung erhalten — z. B. im Nationalismus, in religiösen oder politischen Verbänden, in militärischen Einheiten — und dann durch ihre Resistenz den Individuen einen starken und ihnen sehr erwünschten Halt geben. Weit komplizierter wird daher diese charakterologische Einteilung dadurch, daß bei demselben Individuum bestimmte Ichgrenzen sehr, andere wenig resistent sind. Personen mit sehr resistenten Ichgrenzen gegen religiöse Einflüsse können sonst jedem stärkeren Einfluß nachgeben. Es handelt sich hier darum, daß gegenüber verschiedenen Objektgruppen oder Identifizierungsmöglichkeiten, und dabei auch gegenüber bewußten und unbewußten, die mitwirksam sind, die narzißtischen Gegenbesetzungen verschieden stark sind und mit den verschiedenen Ichgebieten auch nicht in gleicher Art verbunden sind.

Es scheint selbstverständlich, daß das Ich, dieses mächtige und immer bereite Besetzungszentrum, biologisch eine besondere Aufgabe haben muß, die es auch ausschließt, daß das Ich nur das künstlich psycho-

logisch isolierte Gemeinsame der Funktionen von Körper und Seele sei. Das Ich hat die biologische Funktion, die Interessen des Lebewesens, dem es vorsteht, d. h. Verteidigung, Angriff, Nahrung, Hausung usw. bis zu den Sexual-, Liebes- und höchstens individuellen Kulturbedürfnissen zu vertreten, naturgemäß und unbedingt zu vertreten, in der kulturellen Gesellschaft allerdings gebändigt vom Über-Ich und gerichtet von allen in das Ich aufgenommenen Tendenzen. Aus biologischen Gründen gehören Nestbau und Brutpflege beim Tiere, die daraus entstandene Familienbindung beim Menschen mit zu den Interessen des Individuums und daher auch deren Wahrnehmung mit zu den gefühlsmäßig akzeptierten Ichfunktionen. Wenn die oben genannte biologische Funktion des Ichs zweifellos den Egoismus als notwendige und berechtigte Grundlage alles individuellen Seins erkennen läßt, so entspricht das dem tatsächlich zu Sehenden und überhebt uns der Heuchelei, den Egoismus zu verleugnen und ihn doch ständig betätigen zu müssen. Diese Formel beseitigt aber auch die Unvereinbarkeit von Egoismus und Altruismus und läßt die oft zur Grübelei ausartenden Erörterungen, daß aller Altruismus dennoch eine Art Egoismus sei, erledigen. Für den Narzißmus, den Freud als den libidinösen Parallelvorgang zum Egoismus bezeichnet hat, wird dadurch gleichfalls seine biologische Funktion deutlich erkennbar. Das Ich hat schwere Aufgaben zu erfüllen; dadurch daß die Ichfunktionen mit Libido besetzt sind, erhält es bei allen seinen Funktionen narzißtische Lustprämien. Beim Tier, bei einfachen menschlichen Verhältnissen, reicht die Kraft und Fähigkeit des Individuums eben aus, um sich selbst biologisch durchzusetzen; dementsprechend hat das Ich nur die egoistischen biologischen Funktionen im engen Sinn mit Libido besetzt. Es erscheint auch für viele Menschen im Kultur- und Gesellschaftsleben eine genügend große und schwere Aufgabe, dies zu erfüllen. Die Härte, mit der

sie ihre Ichgrenzen sich nicht erweitern lassen, ist daher für sie ganz selbstverständlich und ein normaler Akt des Selbstschutzes. Mit der Erweiterung der Leistungsmöglichkeit durch die kulturelle Entwicklung in allen Richtungen, die hier keiner Nennung bedürfen, hat auch das Individuum in Gemeinsamkeit mit anderen und als Teilfunktionär der Gemeinschaftsleistungen Fähigkeiten erworben, die weit über die des Einzelnen hinausgehen; dementsprechend konnten die Ichgrenzen sich erweitern und Funktionen, die das enge Eigeninteresse weit überschreiten, gleichfalls ihre narzißtische Besetzung erhalten und mit der narzißtischen Lustprämie erfüllt werden. Harmonisch erscheint daher das Individuum, bei dem Interessen, Fähigkeiten und narzißtische Besetzung im gleichen Rahmen und Ausmaß bestehen. So wird die Lehre vom Narzißmus und ihre Anwendung für das Verständnis des Ichs, wenn auch nicht zu einem neuen Ausgangspunkt, so doch zu einer neuen Fundierung der sozialen Einordnung und Einordnungsfähigkeit. Für unser Thema erkennen wir, daß die Labilität der Ichgrenzen, wenn sie nicht mit besonderen Leistungen und Fähigkeiten des Individuums verbunden ist, Konflikte und Unzulänglichkeit mit sich bringen muß und so ebenso zu neurotischen Erkrankungen führt, wie sie anderseits als Folge neurotischer Konflikte und als Kompensation für objektlibidinöse Versagungen entsteht. Doch ist die Labilität der Ichgrenzen gewiß auch zum Teil konstitutionell vorbereitet; wir finden sie regelmäßig bei besonders infantilen und besonders auch bei bisexuellen Individuen. Der vom Infantilismus und von der Bisexualität kausal und zweifellos auch konstitutionell bedingte Masochismuß läßt die narzißtische Besetzung der Ichgrenzen mehr passiv und leichter zerstörbar, beweglicher werden. Die bisexuelle Anlage läßt schneller Identifizierungen mit gleichgeschlechtlichen Individuen entstehen, auch weil sie die heterosexuellen objektlibidinösen Be-

ziehungen stört. Auch beim Weibe stört die verstärkte männliche Anlage die normale sexuelle Verwendung der weiblichen Passivität und disponiert so zur masochistischen Einstellung des Ichs und damit zur Labilität der Ichgrenzen.

Wie wir oben ausführten, ist die Bereitschaft zur Identifizierung eine Folge der Kulturentwicklung. Es ist keine Frage, daß die Kultur gegenüber den schweren Lebensnöten — Kälte, Hunger, Feinden, die mit Tod, Kastration und Sklaverei drohen, — einen relativ großen Schutz bietet. Dadurch hat sie erlaubt und es erreicht, daß die Resistenz der Ichgrenzen gemildert wurde. Anderseits hat aber die weiter fortschreitende Kultur es erst erlaubt und auch bewirkt, daß die wohlbekannte phylogenetisch lange Zeitperioden hindurch bestandene, zum Gruppen-Ich erweiterte Ichgrenze sich auf das Einzel-Ich einschränken konnte. Dieses Gruppen-Ich bedeutete aber keine Weichheit der Ichgrenze, sondern einen ständig verbleibenden, sehr resistenten größeren Umfang des Ichs, der das einheitliche seelische Ichgefühl, wahrscheinlich auch das körperliche Ichgefühl begrenzte. Wir können daher sagen, daß die Kultur zuerst die Resistenz der Ichgrenze im Gruppen-Ich, später die Resistenz der Ichgrenze im Einzel-Ich hat entstehen lassen und dann einzelnen, zum Teil weichen, gütigen, allmenschlichen, zum Teil nur schwachen Individuen die besondere Erweiterung des Ichs und eine besondere Labilität der Ichgrenzen gestattet hat; anderseits sehen wir immer wieder Regressionen zu den immer besonders resistent sich zeigenden Ichgrenzen eines allerdings erweiterten Gruppen-Ichs.

Von der Labilität der Ichgrenzen ist prinzipiell eine andere Art von Ichschwäche zu unterscheiden, auf die wir gleichfalls durch die Auffassung, die hier vertreten wird, — Ichgefühl, Ichgrenzen, narzißtische Gegenbesetzung —, besonders aufmerksam wurden. Es handelt sich um einen Vorgang, von dem auch die Stabilität

oder Labilität der Ichhaltung abhängt. Wir können es in der Regel als den normalen Vorgang bezeichnen, daß das Gesamt-Ich im seelischen Gleichgewicht bleibt, d. h. seine narzißtischen Besetzungen nicht verliert, obgleich eine besondere Leistung, etwa eine starke affektive Inanspruchnahme, erfolgt. Es ist hingegen pathologisch, wenn fast das gesamte Ichgefühl, zuviel narzißtische Besetzung, gleichsam an diesen Grenzen konzentriert ist und das ganze Ich der betreffenden Inanspruchnahme widerspruchslos hingegeben ist. Selbstverständlich gilt das nicht für ungewöhnlich schwere Ereignisse. Aber auch bei solchen besteht ein Unterschied, ob das Ich nur mit ergriffen ist, oder ob es sozusagen in seiner strukturierenden, das Ich gefühlsmäßig erhaltenden Besetzung leidet. Wir können für Affekte gleicher Art, je nachdem ob sie das Gesamt-Ich überwältigt haben, oder ob dessen Stabilität intakt geblieben ist, im Sprachgebrauch je zwei Bezeichnungen finden. Angst und Furcht sind z. B. nicht, wie Freud, ohne übrigens darauf zurückzukommen, einmal meinte, dadurch unterschieden, daß die Furcht ein Objekt habe, die Angst ein objektloser Seelenzustand sei. Der wichtigste Unterschied liegt darin, daß die Angst das Gesamt-Ich ergreift, die Furcht nur einen Teil des Ichs an der dem gefürchteten Objekt zugewendeten Ichgrenze. Nur an der Ichgrenze, welche die Gefahr bedroht, besteht beim Fürchtenden die Gefahrsempfindung. Das Erfaßtwerden des Gesamt-Ichs von dem Gefühl der Gefahr oder, wie ich schon ausführte, von dem halluzinierten Schrecken läßt die Richtung des Objekts, von dem sie droht, nicht mehr beachten. Auch kann ein Furchtgefühl intensiv sein, ohne Angst zu werden, und ein Angstgefühl geringe Intensität haben; doch ist es Angst, weil eben das ganze Ich vom schwachen Gefahrgefühl erfaßt wurde. Diesem Unterschied ist eine andere Unterscheidung von Furcht und Angst beigeordnet. Wenn man beide Gefühle vergleicht, so enthalten sie beide die Vorstellung des

15*

Schreckens; auch Adler beschrieb die Angst als halluzinierte Gefahr. Die Angst ist aber das Gefühl eines durch die Vorstellung des Schreckens gehemmten Fliehens, die Furcht das Gefühl eines durch die Vorstellung des Schreckens gehemmten Sichwehrens. Der Angstvolle empfindet, „spürt" daher stets die Gefahrdrohung im Rücken, der Fürchtende hat die Gefahrdrohung vor seinen Augen, tatsächlich oder geistig. Es kann daher Angst zur Furcht oder auch Furcht zur Angst hinzutreten oder eine in die andere sich wandeln.

Den gleichen Gegensatz zwischen Erfaßtheit des ganzen Ichs und nur eines Teiles des Ichs drücken ferner die Wortpaare „Wut und Zorn", „Pein und Schmerz", „Leid und Unglück", „Stimmung und Laune", vielleicht auch „Sühne und Buße", „Rache und Vergeltung", „Verliebtheit und Liebe" aus. Der Unterschied, ob das Ich ganz oder nur an einer Ichgrenze beteiligt ist, entscheidet, ob etwas dem Ich nur widerfährt oder ob etwas das Ich überwältigt. Im ersten Falle kann das Ich die auferlegte Affekterregung in sich mit Hilfe der anderen Ichgrenzen erledigen, im andern Fall muß erst die Überwältigung wieder ablaufen. Auch die Identifizierungen zeigen den gleichen Unterschied, sie können mit dem ganzen Ich oder nur mit einem Teil erfolgen. Wahrscheinlich ist der Masochismus bei beiden Arten von Identifizierungen ein anderer. Nur die Identifizierung des ganzen Ichs verdient den Namen Introjektion des Objekts, der von Ferenczi herrührt; diese Art von Identifizierung geht auf unbewußte orale oder intestinale Einverleibung zurück oder auf unbewußte Rückkehr in den Mutterleib; es sind tief und weit zurückgreifende Icherweiterungen. Die meistens später eintretenden Icherweiterungen durch Identifizierung beruhen unmittelbar auf der Ausdehnung der Ichgrenzen, der seelischen und der körperlichen, so daß sie nun die andere Person in sich einschließen. Das geschieht wohl auch

bei jeder Objektbeziehung, bei jedem Objektinteresse, aber hier immer nur vorübergehend an der jeweilig vorhandenen Ichgrenze. Bei der Identifizierung dauert die Ausweitung der Ichgrenze an und erfolgt an immer mehr und mehr Ichgrenzen. Es ist dies ein langsamer Prozeß allmählicher Vereinigung, die immer wieder, aber im einzelnen stets nur partiell, verläuft. In der kindlichen Entwicklung und im Unbewußten verbleibend, wiederholt sich bei diesen Identifizierungsvorgängen die seelische Zugehörigkeit zu den geliebten Personen, welche immer eine Ausdehnung des Ichgefühls, d. h. der narzißtischen Besetzung des Ichs, auf sie bedeutet; es wiederholt sich auch die Ausdehnung des körperlichen Ichgefühls des Kindes, das sich an die schützende Person anschmiegt oder von ihr gehalten und getragen wurde. Das Einswerden durch Festhalten und Umarmen geschieht mit starker libidinöser Besetzung, die genitale, sinnliche und Zärtlichkeitstriebe, taktile und muskuläre Libido (z. B. vom Anklammerungstrieb nach Hermann) und andere Komponenten enthält. Jedenfalls fühlt sich das Kleinkind durch die Einschließung seiner Person in das Ich der geliebten Person, mit der es sich dadurch eins fühlt, mit ihr identifiziert, nicht nur angstlos und geschützt, sondern auch körperlich größer und von dem Gefühl der Schwäche seines Ichs befreit. Und doch sind solche Identifizierungen bereits zweckbedingt und partiell, nicht wie die ersten, die mit dem ganzen Ich erfolgen. Hingegen liegt wahrscheinlich jeder totalen Identifizierung die phylogenetisch fixierte Einheit des Individuums mit Allem, also die primär-narzißtische Besetzungseinheit zugrunde, die, wie wir früher schon ausführten, bei der Erweiterung der Ichgrenzen zum Gruppen-Ich erneuert werden kann.

Zur Entwicklung und Problematik der Triebtheorie

Von Edward Bibring, Wien

Gekürzte Wiedergabe des IV. Abschnittes der Arbeit „Zur Entwicklung und Problematik der Triebtheorie", Imago, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen, Bd. XXII, 1936.

Das Problem des Aggressionstriebes

Die Notwendigkeit, in einem vierten Schritt die Triebtheorie neu zu gestalten, ergab sich teils aus dem Studium der im weitesten Sinne sado-masochistischen Erscheinungen, sowie aus einer adäquateren Auffassung des Aufbaues des seelischen Apparates, die sich aus der Zuwendung zur Erforschung nicht allein wie bisher der verdrängten, sondern auch der verdrängenden Kräfte des Ichs ergab.

Ich verlasse im folgenden die rein historische Darstellung, die sich auf die Reihenfolge der Freudschen Publikationen zu stützen hätte, und stelle diesen vierten Schritt, der meiner Meinung nach in zwei Teile zu trennen ist, mehr nach systematischen Gesichtspunkten dar.

Die Notwendigkeit, ein unbewußtes Schuldgefühl anzunehmen, führte zu einer neuen Konzeption über den Aufbau der Person, zur Gegenüberstellung des Es und des aus ihm hervorgegangenen organisierten Anteils, des Ichs. Das Es umfaßt die psychische Vitalschicht, in der die Triebe ihren Ursprungsort haben und die in freier Verbindung mit dem Ich steht, ferner den verdrängten Anteil derselben, der durch Gegenbesetzungen in der freien Kommunikation mit dem Ich behindert ist, und schließlich den unbewußten Anteil des Ichs, das Über-Ich.

Der vierte Schritt in der Entwicklung der Triebtheorie besteht darin, daß die Aggression aus den Ichtrieben herausgenommen, das heißt nicht mehr als Partialtrieb oder als Charakter derselben aufgefaßt, sondern als selbständige Triebgruppe mit eigenen Zielen in die psychische Vitalschicht verlegt wird. Die neue Triebtheorie lautet demnach, daß in der Vitalschicht zwei Gruppen von Trieben vorhanden sind, die libidinösen und die aggressiven, bezw. destruktiven. Beide drängen selbständig zur Befriedigung und gelangen teils im freien Kampf um diese, teils unter dem Einfluß des unter dem Druck der Außenwelt und des Über-Ichs stehenden Ichs zu den verschiedensten Beziehungen (Verknüpfungen oder Gegensätzen) zu einander. Sie können zu den in die Richtung auf die Selbsterhaltung wirkenden Tendenzen des Systems, die im Ich repräsentiert sind (Ichtriebe), leicht in Gegensatz geraten. Den in der Vitalschicht wirkenden Sexual- und Aggressionstrieben als den objektgerichteten Trieben stehen die im Ich wirkenden Ichtriebe gegenüber.

Hier ergeben sich drei Fragen: 1. Aus welchen Gründen war dieser vierte Schritt notwendig? 2. Was leistet diese neue Triebtheorie, die, im genetischen Sinne dualistisch, dennoch drei Triebgruppen von einander unterscheidet? 3. Haben das Kriterium der Einteilung und der Begriff des Triebes eine Veränderung erfahren?

Da eine Reihe von bei Besprechung des dritten Schrittes angeführten Argumenten es notwendig gemacht hatte, die Aggressionstendenzen aus den Sexualtrieben herauszunehmen und sie den Ichtrieben zuzuschreiben, reduziert sich das Problem der Aufstellung eines selbständigen Aggressionstriebes auf die Frage, ob aggressive Tendenzen (nichtlibidinöser Natur) außerhalb der Ichfunktionen eine Rolle spielen.

Es scheint kein Zweifel, daß aggressive Tendenzen an sich außerhalb der Ich-Erhaltungsfunktionen betätigt werden und wenig Sexuelles verraten. Außerdem wird

die vollständige Zuordnung der Aggressionen zu den Ichtrieben dort problematisch, wo die Wirkung jener zu diesen in einen Gegensatz gerät. Alle Erscheinungen des sexuellen Sadismus können durch die Beimengung der Ichtriebe noch erklärt werden. Viel schwieriger ist dies aber bei den Erscheinungen des Masochismus. Die Ichtriebe sind Repräsentanten jenes „Triebes, der alles Leben am Leben festzuhalten zwingt". Daß nun der Schmerz, der als ein Signal im Dienste dieses Lebenstriebes gelten mußte, selbst zum Ziel eines (masochistischen) Triebes werden konnte, schien den Prinzipien des Biologischen zu widersprechen, auch wenn der Begriff der Sexualisierung zur Erklärung geeignet schien. Noch stärker trat das Problem bei der selbstzerstörenden Macht der melancholischen Verstimmung hervor, die Freud als „eine psychologisch höchst merkwürdige Überwindung" des lebenerhaltenden Triebes bezeichnet. Ebenso verhält es sich mit den gegen das eigene Ich gewendeten Tendenzen des Über-Ichs, beziehungsweise des Strafbedürfnisses, das geradezu wie ein eigener Trieb zu wirken scheint.

Diese Erscheinungen, gegen die das Ich sich zu wehren hat wie gegen die libidinösen Regungen, lassen sich durch die Aggression der Ichtriebe nur schwer erklären. Diese Theorie wird von Freud sichtlich sehr bald fallen gelassen; außer in den zitierten Abschnitten der Arbeit über „Triebe und Triebschicksale" wird sie nicht erwähnt. Trotzdem bleibt das Problem, ob Aggressionserscheinungen außerhalb der Ich-Abwehrfunktionen auftreten, in einem gewissen Sinne bestehen. Auch die Beziehung zwischen dem Allmachtsrausch des Ichs und der Intensität der befriedigten Aggressionstriebe gehört hierher.

Es war nur eine konsequente Wendung, daß nach der Gegenüberstellung des Ichs und des Es, gegen dessen Triebe sich jenes zu wehren hatte, die aggressiven Tendenzen als selbständige Triebkräfte in die psychovitale

Schichte des seelischen Apparates verlegt wurden. Es war, wie Freud im sechsten Kapitel des „Unbehagen in der Kultur" meint, tatsächlich keine neuartige Abänderung der Trieblehre, sondern es handelte sich darum, „eine Wendung, die längst vollzogen war, schärfer zu fassen und in ihre Konsequenzen zu verfolgen."

Mit Hilfe der Annahme eines Aggressionstriebes lassen sich die hierher gehörigen Tatsachen zweifellos leichter beschreiben. Das Ich hat gegen die Aggression genau so zu kämpfen wie gegen die Libido, es kann ihr stattgeben, sie sublimieren, verdrängen, durch Reaktionsbildungen ändern, es kann sie durch libidinöse Beimischung mildern, sich selbst als Objekt anbieten und die Aggression auf sich lenken, z. B. etwa auf dem Weg über das Über-Ich. Allerdings ist mit der bloßen Aufstellung eines selbständigen Aggressionstriebes zunächst nicht alles erklärt. Nicht so sehr die destruktiven Wirkungen nach außen waren zuletzt problematisch geworden, sondern das Auftreten der gegen das Selbst gewendeten zerstörenden Tendenzen, wie sie sich in der Melancholie, im Strafbedürfnis, in der Schicksalsneurose darboten. Hier trat so etwas wie ein im eigenen Innern wirkender Trieb zur Zerstörung in Erscheinung, der der biologischen Auffassung noch größere theoretische Schwierigkeiten bereitete als die Tatsache der Schmerzlust auf dem engeren Gebiete der Sexualtheorie. Es schien, als hätte die beginnende Erforschung des Ichs zur Aufdeckung eines phylogenetisch jüngsten Triebes geführt, der mit der Kultur der Menschen entstanden sein mochte.

Die primäre Destruktion

Über die Tatsache des Über-Ichs und seiner unter Umständen bis zur Vernichtung der eigenen Existenz des Individuums führenden Bestrafungstendenzen kann kein Zweifel sein. Ebensowenig darüber, daß mit der Erklärung einer Wendung der Aggression gegen die

eigene Person die theoretische Erfassung dieser Erscheinung unzulänglich bleibt. Die eigentliche Problematik beginnt erst mit der Gewinnung dieser Erklärung und lautet: Wie ist eine solche bis zur Selbstvernichtung gehende Wendung gegen die eigene Person möglich, d. h. unter Beibehaltung der bisherigen biologischen Auffassungen erklärbar? Es entspricht ganz den methodischen Prinzipien der Analyse, hier ein Ursprünglicheres anzunehmen, auf dessen Bahnen die Wendung der Aggression gegen das eigene Ich erfolgen konnte. Dieses Ursprünglichere konnte nicht anders gedacht werden als eine triebhafte, irgendwie selbstzerstörend wirkende, in ihrer Wirkungsweise aber zunächst unbekannte Tendenz.

Dieses Problem war in einer gewissen Annäherung schon in der Sexualtheorie gegeben. Freud formuliert es mit der Frage, ob der Sadismus oder der Masochismus das Primäre, d. h. biologisch Ursprüngliche sei. Schon damals zog Freud die analogen Probleme aus der Entwicklung rein libidinöser Triebe heran, um festzustellen, daß ein dem narzißtischen Stadium analoges im Gegensatz zu anderen Partialtrieben, wie z. B. zum Exhibitionismus, beim Sadismus fehle oder sich nicht formulieren lasse.

Die erwähnten klinischen Erscheinungen und die grundsätzliche methodische Forderung nach einem ursprünglichen Modell in Analogie mit den parallelen Aufstellungen der Libidolehre mußten also zur Annahme einer irgendwie im eigenen Innern wirkenden „selbstzerstörenden" Tendenz führen. Diese wäre dann, analog dem primären Narzißmus, eine Art von primärer Destruktion. Die objektlibidinösen Tendenzen korrespondieren mit der auf die Objekte gewendeten Aggression. Die Erscheinungen des sekundären Narzißmus entsprechen jenen der sekundären Destruktion[1]).

[1]) Vgl. die Arbeit von E. Weiss: „Todestrieb und Masochismus", Imago XXI, 1935, S. 393 ff.

Eine solche Durchführung der Analogien wird gestützt durch die Feststellung, daß zwischen Aggression und Selbstdestruktion ähnliche Schwankungen bestehen wie zwischen narzißtischer und objektgerichteter Libidoposition. Die Aggression kann ebenso nach innen gewendet werden, wie die Selbstdestruktion, wenn sie bedrohliche Grade erreicht, ihr Ventil durch eine „Wendung nach außen" in die Aggression findet.

Hier bleibt also das Problem: Wenn sich die Annahme eines primären Stadiums des Destruktionstriebes theoretisch als unabweisbar zeigt, wie ist dann eine solche Tendenz formulierbar? Zur Beantwortung dieser Frage entwickelt Freud alle jene Gedankengänge, die zu so viel Mißverständnis und so viel Widerspruch führten.

Die Theorie von den Urtrieben

Die bisher entwickelte theoretische Problematik des vierten Schrittes wird nun ergänzt, zusammengefaßt und zu lösen versucht durch die weitere Theorie von den Urtrieben. Als solche unterscheidet Freud die Lebens- und die Todestriebe. Diese Theorie wird nicht auf Grund neuen psychologischen Materials oder überhaupt psychologischer Fragestellungen gebildet, sondern erfolgt im Zusammenhang mit theoretischen Problemen, die durch die bisherigen Aufstellungen gefordert wurden und deren Lösung sie anstrebt. Insofern stellt sie einen theoretischen Über-, bezw. Unterbau dar und ist im Verhältnis zu der auf Grund klinisch-psychologischer Tatsachen und Probleme bisher aufgebauten Triebtheorie eine Theorie zweiten Grades. Da sie fast völlig auf biologischen Erwägungen ruht, ist die Urtriebtheorie eine biologische Triebtheorie: Die Lebens- und Todestriebe sind als solche psychologisch nicht faßbar, sondern rein von der Hypothese geforderte biologische Triebe. Aus dieser Auffassung ergibt sich unmittelbar, daß man streng genommen die Urtriebtheorie nur im Zusammenhange theoretischer Erör-

terungen, niemals aber solcher klinisch-empirischer Natur heranzuziehen hätte; zur Klärung dieser Tatbestände reichen die Begriffe der Aggressions-, bezw. Destruktionstriebe aus.

Eine solche scharfe Trennung der Begriffe ist meines Erachtens geeignet, gewisse Irrtümer zu vermeiden und die Klarheit der klinischen Beschreibung zu sichern.

Die Art, wie Freud die Todestrieblehre einführte, hat einigermaßen Verwirrung gestiftet, vor allem in der Frage der Beziehung zwischen Wiederholungszwang und Todestrieb. Daher sei gleich hier hervorgehoben, daß der Wiederholungszwang von Freud zur Ableitung des Todestriebes verwendet wird, daß aber dessen Ableitung mit Hilfe des Wiederholungszwanges keine notwendige ist. Aus den Arbeiten Freuds lassen sich im Grunde zwei Arten der Ableitung der Todestrieblehre feststellen. Ich möchte sie als die spekulative und die theoretische einander gegenüberstellen. Die spekulative ist in „Jenseits des Lustprinzips" gegeben und die eigentlich durchgeführte. Die theoretische ist in verschiedenen zerstreuten Andeutungen niedergelegt, die sich zu einem Ganzen ordnen lassen. Zunächst sei die spekulative besprochen.

Die spekulative Begründung der Todestrieblehre

Es geht über den Rahmen dieses Aufsatzels hinaus, die Gründe, die zur Aufstellung des Wiederholungszwanges führten, und die Problematik, die mit seiner Aufstellung verbunden ist, näher zu erörtern. Als Resultat ergab sich die Notwendigkeit, einen vom Lustprinzip unabhängig wirkenden Regulationsmechanismus anzunehmen, der viel ursprünglicher, d. h. historisch früher und elementarer schien als das Lustprinzip und schließlich als ein Urprinzip, eine Ureigenschaft des Lebens aufgefaßt wurde. Als solche ist er auch das Charakteristikum aller Triebe, also nicht etwa nur des Todestriebes.

Der Begriff des Wiederholungszwanges ist kein eindeutiger; er enthält mehrere Bestandteile. 1. Der Wiederholungszwang ist Ausdruck der „Trägheit" der lebendigen Substanz, der „Abneigung, eine alte Position einer neuen zuliebe zu verlassen", also einer konservativen Tendenz, die das Gegebene immer wieder festzuhalten trachtet. 2. Daraus ergibt sich das Festhalten von Anpassungen, von Umwegleistungen als Reaktionen auf Störungen des bisherigen Ablaufs: „Prägsamkeit des Lebens". Die erworbenen Anpassungen werden festgehalten und reproduziert. Hierher gehört das biogenetische Grundgesetz und überhaupt der Reproduktionsbegriff der Biologie. 3. Die konservative Natur des Lebens äußert sich aber nicht allein im Festhalten und Reproduzieren der einmal gegebenen Abläufe, sondern auch in einer rückwärts gewendeten Tendenz, die aufgezwungenen Anpassungen zu überwinden, gleichsam abzustoßen und die ursprünglichen, d. h. historisch früheren Situationen wiederherzustellen. Hier wird die Trägheit, die konservative Natur zur aktiven „Sehnsucht nach dem Alten", d. h. zur regressiven Tendenz. Diese Formulierung wird für die Ableitung der Todestriebe von Bedeutung. 4. In seiner energetischen Fassung erweist sich der Wiederholungszwang als ein Spezialfall der Abfuhrtendenzen. Die durch traumatische Reize ausgelösten großen Energiemengen werden durch Gegenbesetzung gebunden und dann allmählich unter Wiederholung der traumatischen Situation zur franktionierten Entladung gebracht. Hierher gehören die Träume der Unfallsneurotiker, das Kinderspiel, die Erscheinungen der Üertragungssituation in der Analyse usw.

F r e u d verwendet die historische Formulierung des Wiederholungszwanges, daß er das jeweils Frühere wieder herzustellen bestrebt ist, um den Todestrieb abzuleiten. Das Früheste des organischen Lebens ist der Augenblick seiner Entstehung aus der anorganischen toten Substanz. Das Beharrungsgesetz der physikali-

schen Natur, das nur der Veränderung widerstrebt, wird — gleichsam — in der biologischen Welt zu einer aktiven Tendenz nach rückwärts im historischen, zur Entspannung, zur absoluten Ruhe im energetischen Sinne. Damit werden aber auch die Schwierigkeiten dieser spekulativen Ableitung deutlich. Von den hypothetischen Belastungen, die ihr zahlreich anhaften, können wir ohne weiteres absehen; ebenso vom berechtigten Einwand der Extrapolation, den Federn und nach ihm E. Weiss erhoben haben. Die Ableitung hat den weiteren Nachteil, daß der Todestrieb der ursprüngliche Trieb ist, die Lebenstriebe aber später im Anschluß an Zufälle der Entwicklung entstanden sind. Dies führt zu einer Unterordnung der Lebens- unter die Todestriebe, etwa wenn Freud in „Jenseits des Lustprinzips" meint, daß die ersteren im Grunde genommen im Dienste der letzteren wirken. Nach dieser Auffassung hätten die Lebenstriebe alle Möglichkeiten von Spannungen zu realisieren, um sie dann der entspannenden Ablaufstendenz des Todestriebes zu überantworten. Der spekulative Ansatz Freuds ist tatsächlich so pessimistisch: Das eigentliche Wesen des Lebens ist der Tod.

Eine solche Unterordnung der Lebenstriebe unter die Todestriebe scheint aber theoretisch nicht ganz gerechtfertigt; zumindest ist sie im umgekehrten Sinne ebenso möglich und berechtigt. Freud korrigiert diese Auffassung in der „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse", indem Lebens- und Todestriebe als gleichzeitig und nebengeordnet wirkende Triebe aufgefaßt werden. Das Leben ist Todes- und Lebenstrieb zugleich.

Die theoretische Ableitung der Todestrieblehre

Der erste, pessimistisch scheinende Ansatz ist darauf zurückzuführen, daß die Annahme von Lebenstrieben theoretisch nicht im gleichen Maße dringlich nahegelegt

wurde wie jene der Todestriebe. Wenn ihre Annahme in einem gewissen Sinne theoretisch trotzdem gefordert wird, so geschieht dies weniger aus psychologisch-theoretischen Gründen als auf Grund biologischer Erwägungen. Die Sexualität als Beziehung verschiedengeschlechtlicher Keimzellen, bezw. ihrer Träger, tritt erst im Laufe der phylogenetischen Entwicklung in Erscheinung. Sie müßte also eine Neuerwerbung oder — wahrscheinlicher — eine unter gewissen Bedingungen, vielleicht im Dienste der Anpassung, notwendig gewordene Modifikation eines älteren Triebes sein, der etwa die allgemeinsten Charaktere der Sexualtriebe aufwies: die Tendenz, Bindungen herzustellen oder, energetisch, Spannungen zu erzeugen.

Die Konzeption der neuen Trieblehre ging aber offenbar vor allem von der theoretischen Notwendigkeit aus, das Problem der primären Destruktion zu lösen. Ich habe oben gezeigt, welche Erwägungen zu diesem Problem führten, und kann es mir daher ersparen, sie hier zu wiederholen. Die Frage erfährt aber noch eine gewisse Erweiterung.

Es entspricht ganz der biologischen Orientierung der Psychoanalyse und der bisher verfolgten biologischen Fundierung der Triebtheorie, für die im eigenen Innern wirkende Destruktion ein vorgegebenes biologisches Modell zu suchen. Das Problem ist also, das biologische Modell für eine im Psychischen wirkende primäre Zerstörungstendenz, deren Annahme theoretisch nahegelegt wurde, zu formulieren. Wie früher die Aggression in ihren Zielen der Libido widersprach, so widerspricht die Wendung gegen das Ich dem Prinzip des Lebens, sich selbst zu erhalten, — wenn nicht im Leben selbst etwas enthalten ist, das eine solche Rückwendung ermöglicht. Die Fragen, die wir hier zu erörtern haben, sind: 1. Wie ist die primäre Destruktion zu formulieren? 2. Wie ist das angenommene „biologische Entgegenkommen" aufzufassen?

Die Frage nach dem ursprünglichen Modell für die (primäre und sekundäre) Selbstvernichtungstendenz muß zur Frage nach dem Tode führen. Die Frage nach dem Wesen des Todes und seiner Stellung innerhalb des Lebens ist in gewissem Sinne mit jener identisch und müßte zur Lösung des Problems beitragen können. Die Beziehung zwischen Leben und Tod wäre sonach, wenn es ein biologisches Modell für die Selbstzerstörung gibt, notwendig als eine innigere zu denken, als man anzunehmen geneigt ist, oder, mit anderen Worten, die Beziehung zum Tode muß eine Wesenseigenschaft des Lebens sein. Diese Fragestellung führt direkt zur Biologie und reduziert sich auf die Alternative: Ist der Tod nur die Folge einer Schädigung von außen oder gibt es ein natürliches Ende des Lebens? In der ersten Auffassung ist das Leben theoretisch ein ewiger Prozeß, der nur durch die Zerstörung von außen her sein Ende findet. In der zweiten ist der Tod ein notwendiger Bestandteil des Lebens. Die verschiedene Auffassung vom Wesen des Todes korrespondiert mit einer bestimmten Auffassung vom Wesen des Lebens.

Es würde zu weit führen, die hierher gehörenden biologischen Tatsachen und Überlegungen anzuführen. Dies sei einer anderen Darstellung vorbehalten. Hier genüge die Beschränkung auf zwei Fragen und ihre Beantwortung. Die eine Frage ist die eben gestellte und ihre Beantwortung lautet in der vorsichtigen Formulierung Freuds aus „Jenseits des Lustprinzips": Es gibt eine Reihe von Tatsachen, die für einen natürlichen Tod sprechen, zumindest aber keine, die eine solche Annahme unbedingt ausschließen.

Die zweite Frage lautet: Ist der natürliche Tod, der ja nicht das Keimplasma, sondern nur das Soma erfaßt, ein phylogenetischer Erwerb (ermöglicht durch die Entstehung des vielzelligen Organismus), der mit dem eigentlichen Wesen des Lebens nichts gemein hat? Es scheint, daß auch hier die Antwort möglich ist, daß

sich in der phylogenetischen Entwicklung nur etwas differenziert hat, was integriert schon beim Einzeller vorhanden ist, d. h. der natürliche Tod ist eine ursprüngliche „Eigenschaft" des Lebens. Angesichts der allgemeinen Triebhaftigkeit des Lebens ist also auch das Sterben etwas triebhaft Angestrebtes. Was bedeutet das im dynamischen Sinne?

Für die Auffassung des Lebens als eines individuellen Systems, das sich „kreislaufartig" um eine bestimmte Gleichgewichtslage reguliert, ist der Tod etwas Systemfremdes, reine Zerstörung von außen. Für die „lineare" Ablaufskonzeption des Lebens ist der Tod etwas Lebenswesentliches, das Ziel, auf das hin das ablaufende Leben getrieben wird. Leben ist demnach Sterben, ist ein Ablauf zum Tode, zum Potential Null. Der Freudschen Auffassung des Lebens entspricht meines Erachtens weder die eine noch die andere, sondern ein Drittes: die Vereinigung beider. Das lebendige System wird von zwei Tendenzen beherrscht, das Leben läuft zum Potential Null, erzeugt aber gleichzeitig neue Spannungen. Es ist, mit einem Bilde Asters zu reden, eine Uhr, die sich immer wieder selbst aufzieht. Beim Individuum führt das Leben scheinbar unvermeidlich zum Tode. Begreifen wir aber alles Leben nach Vergangenheit und Zukunft hin und über die individuelle Erscheinung hinaus als einen einheitlichen Prozeß, dann wird die Richtigkeit dieses Bildes offenbar: Der Kampf der Giganten erzeugt immer wieder neue Formen des Lebens und immer wieder neues Sterben in einem unaufhörlichen, scheinbar unendlichen Prozeß.

Die Bedeutung der Todestriebtheorie

Was leistet nun diese Konzeption zur Klärung der theoretischen Probleme und für die Vereinheitlichung der verschiedenen theoretischen Ansätze? Nicht alles, aber viel.

Das biologische Modell der primären Destruktion ist also der Todestrieb, der als Ablaufstendenz zur absoluten Ruhe, zum Potential Null hin formuliert werden kann. Primäre Destruktion, Aggression und alle Formen ihrer Rückwendung nach innen lassen sich theoretisch einheitlich aus dem Todestrieb begreifen, allerdings nur mit Hilfe gewisser Konstruktionen, denen zwar manche Schwächen anhaften mögen, die sich aber auf gewisse Beobachtungen stützen.

Behandeln wir zuerst das Thema der Aggression. Die Tatsache einer Wendung der Aggression gegen die eigene Person, aber ebenso die beobachtbare neue Wendung dieser rückgewendeten Destruktion als Aggression gegen die Außenwelt legen es nahe, ähnliche Vorgänge und Zusammenhänge zwischen primärer Destruktion und Aggression nach außen anzunehmen, nämlich, daß die primäre Destruktion unter gewissen Bedingungen sich „nach außen kehre". Das gleiche wird durch die Feststellungen der Massenpsychologie nahegebracht. Die Bindung der aggressionsbereiten Einzelnen zu einer organisierten Masse und die damit einhergehende Ablenkung der Aggressionen auf ein außerhalb der Masse liegendes Stück Außenwelt, den sogenannten „Widersacher", sei es eine Gegenidee oder eine „Gegenmasse", gibt zusammen mit der erwähnten klinischen Beobachtung das ontogenetische Modell (E. Kris) ab, auf Grund dessen dann das phylogenetische Modell konstruiert werden kann. Nach diesem wurde vermutlich mit der Entstehung des vielzelligen Organismus aus dem Einzeller die Selbstdestruktion der nun aneinander gebundenen Zellen, vielleicht mit Hilfe libidinöser Triebe, unschädlich gemacht und teilweise als Aggressionstrieb in irgendeiner Form nach außen gewendet.

Versuchen wir jetzt eine Gesamtaufstellung der erreichten Triebeinteilung in Analogie mit den parallelen Begriffsbildungen der Libidotheorie. Wir haben demnach folgende Gegenüberstellung:

Lebenstriebe (Eros)	Todestriebe (Ursadismus, Urmasochismus).
Die Sexualtriebe:	Die destruktiven Triebe:
Primärer Narzißmus	Primäre Destruktion
Objektlibido	Objektgerichtete Aggression
Sekundärer Narzißmus	Rückgewendete Aggression (sek. Destr.)

Diese konsequente Gegenüberstellung entspringt keineswegs einem Bedürfnis nach systematischer Reihenbildung, sondern soll bei der Diskussion der Frage nach den manifesten Erscheinungen der Todestriebe eine Rolle spielen.

Die Bezeichnungen Lebenstriebe und Sexualtriebe sowie Todestriebe und Destruktionstriebe werden von Freud synonym und ohne jede Abgrenzung verwendet. Eine scharfe Trennung, insbesondere der letzteren, scheint tatsächlich nicht möglich; dennoch wollen wir hier aus heuristischen Gründen eine gewisse Abgrenzung versuchen.

Die Lebens- und die Todestriebe sind rein biologische, im Organischen wirksame Triebe, die sich in irgendeiner Form auch im Psychischen widerspiegeln. Die Sexualtriebe sind nur eine spezialisierte Form der Lebenstriebe. Ähnliches gilt vom Begriff der destruktiven Triebe. Beide Termini sind eigentlich nur begriffliche Zusammenfassungen aller libidinösen Erscheinungen auf der einen, aller destruktiven, bezw. aggressiven auf der anderen Seite. Eine Frage nach den Manifestationen dieser Triebe ist also durch den Hinweis auf alle zu diesem Gebiet gehörigen direkten oder abgewandelten Tatsachen zu beantworten. Die Erscheinungen der Sexualtriebe sind hinlänglich bekannt; ebenso die der „nach außen gerichteten" und rückgewendeten Aggression. Bleibt also die Frage nach der psychischen Repräsentation der primären Destruktion analog jener des primären Narzißmus.

Gibt es nun seelische Tatsachen, welche als Ausdruck dieser primären Destruktionstendenz zu werten wären?

16*

Der Umstand, daß diese Frage überhaupt gestellt wird, sowie der andere, daß diese primäre Destruktionstendenz erst theoretisch erschlossen werden mußte, ist gleichbedeutend mit der Annahme, daß es sich um „stille Triebe" handeln muß. Die primäre Destruktion muß also definiert werden; etwa als die destruktive Energie, vermöge welcher wir auch psychisch altern und sterben (vgl. E. Weiss). Der richtige Satz, man komme ohne den Begriff der medialen Destrudo nicht aus, beinhaltet nur die Notwendigkeit der Annahme der Existenz einer solchen Triebkraft, definiert sie aber nicht. Um diese Definition zu gewinnen, war der Umweg über die Biologie notwendig. Dieses Faktum wird in den Diskussionen über den Todestrieb meist übersehen.

Anders als definitorisch ist die primäre Destruktion also nicht zu bestimmen. Dann bleibt aber noch die Frage, ob es, wenn nicht unmittelbare, so doch mittelbare Auswirkungen dieser primären Destruktion gibt. Zwei Tatsachen können zur Beantwortung dieser Frage herangezogen werden: das Ruhebedürfnis und das Leidbedürfnis. Es fällt meines Erachtens nicht schwer, ein triebhaftes Verlangen nach Ruhe plausibel zu machen. Das Ruhebedürfnis tritt nicht nur als Folge der Ermüdung auf, sondern in natürlicher Abwechslung mit Phasen der Tätigkeit oder inmitten derselben als ein gleichsam vernachlässigtes primäres Bedürfnis, das nun seine Befriedigung verlangt. Das Bedürfnis nach Ruhe scheint den psychischen Apparat ebenso zu beherrschen wie das Bedürfnis nach Lust; und gerade das vereinigte Auftreten beider Tendenzen an den Sexualtrieben hat zur ursprünglichen Gleichsetzung beider geführt. Auch das triebhafte Bedürfnis nach Schlaf, bezw. das triebhafte Einschlafen, scheinen der Ausdruck dieses triebhaften Ruhestrebens zu sein.

Viel schwieriger ist die Beziehung zwischen primärer Destruktion und dem Leidbedürfnis nachzuweisen.

Freud führt in diesem Zusammenhang den Begriff des erogenen Masochismus ein, der in einem gewissen Maße zu den normalen Erscheinungen gerechnet werden kann und durch das Ziel der Schmerzlust, allgemeiner durch ein Leidbedürfnis, ausgezeichnet ist. Die Annahme, daß nicht alle primäre Destruktion nach außen gewendet wird, sondern daß ein gewisser Teil im Innern wirksam bleibt, der, libidinös gebunden oder gemildert, als sogenannter erogener Masochismus erst in Erscheinung tritt, stellt den Versuch dar, eine direkte Verbindung zwischen dem angenommenen primären Destruktionstrieb und den Erscheinungen des Masochismus herzustellen.

Fassen wir zusammen: Mit Hilfe der biologischen Todestriebtheorie ist eine Formulierung der theoretisch geforderten primären Destruktion möglich geworden und weiterhin, allerdings unter Heranziehung verschiedener Hilfshypothesen, eine vereinheitlichte Auffassung der destruktiven und aggressiven Erscheinungen erzielt worden. Der heuristische Wert dieser Annahmen scheint mir unverkennbar zu sein.

Damit ist aber die vereinheitlichende Funktion dieser Theorie noch nicht erschöpft.

Die Prinzipien und die Triebe

Ich habe bei der Besprechung des Triebbegriffs der Sexualtheorie darauf hingewiesen, daß die Triebe und der funktionierende seelische Apparat einander gegenübergestellt wurden. Wurden auf der einen Seite die Eigenschaften der Triebe studiert, so war es auf der anderen Seite notwendig, über die Arbeitsweisen dieses Apparates gewisse Annahmen zu machen: Er regulierte sich nach gewissen Tendenzen oder Prinzipien. Welche ist nun die Beziehung zwischen den Trieben und diesen Prinzipien? Die Triebe, als aus dem Organischen aufsteigende Energiespannungen, werden analog den Außenreizen als „störende" Einwirkungen auf den seelischen

Apparat aufgefaßt, die den seelischen Regulationen unterliegen. Dies ist der eigentliche Sinn der Definition der Triebe als Arbeitsanforderungen an den seelischen Apparat. Wie man diese störenden Reize einteilt, scheint tatsächlich zunächst eine untergeordnete Frage im Vergleich zu der Auffassung einer grundsätzlichen Arbeitsweise des seelischen Apparates gegenüber allen von außen oder innen kommenden Reizen.

An dieser Gesamtauffassung ist nochmals zu unterstreichen, daß die Triebe nicht etwa das Ganze des seelischen Geschehens lenken, sondern nur Energiequellen und Reizursachen sind, die die regulierenden Tendenzen des seelischen Apparates in Bewegung setzen.

Die Grundannahme Freuds ist, daß der Apparat von einer Tendenz beherrscht wird, die auf völlige Entspannung oder auf ein möglichst-niedrig-Halten der anlangenden Reizgrößen gerichtet ist. Diese Tendenz wurde anfangs gleichgesetzt mit dem Lustprinzip, da Spannungen Unlustgefühle hervorzurufen schienen, die Entspannungen Lustgefühle. Allerdings ließen sich verschiedene Erscheinungen dieser Annahme nicht einordnen. Eine Modifikation dieses Lustprinzips war das Realitätsprinzip, das besagte, daß die Lust nicht mehr unmittelbar und direkt, sondern auf realitätsangepaßten Umwegen und in zeitlicher Erstreckung gesucht wurde. Es erwies sich aber aus den bekannten Gründen als notwendig, das Lustprinzip von der Grundtendenz nach Entspannung oder möglichst niedrigem Spannungsniveau abzutrennen. Über diese Grundtendenz wurden verschiedene Auffassungen erwogen. Es schien als Konstanzprinzip auf die Erhaltung einer bestimmten Spannungshöhe abgestellt zu sein, d. h. das individuelle psychische System regulierte sich auf eine bestimmte Gleichgewichtslage hin. Alles, was dieses Gleichgewicht in Abweichung nach oben oder unten zu stören schien, wurde der Regulation auf die Normalspannung hin unterworfen. Es ist die Auffassung des Lebens als eines kreis-

lauffförmigen Geschehens um eine bestimmte Gleichgewichtslage, die sich in der Annahme des Konstanz- oder Stabilitätsprinzips ausdrückt. Das Lustprinzip, das das seelische Geschehen in die Richtung auf den Endzustand Lust determiniert, konnte dann als eine Modifikation des Konstanzprinzips definiert werden. Alles, was sich der konstanten Spannungsgröße oder dem Stabilitätszustand näherte, wurde lustvoll, was sich davon entfernte, unlustvoll empfunden.

In dem Momente aber, als die entscheidende Auffassung des Lebens geändert und dieses nicht als kreislaufförmiges, sondern als ablaufartiges, lineares Geschehen definiert wurde, mußte auch die Grundtendenz eine Änderung erfahren. Das Konstanzprinzip wurde daher folgerichtig durch das Nirwanaprinzip ersetzt, das die Tendenz auf völligen Ausgleich der Potentialdifferenz, auf Ablauf bis zum Nullpotential zum Inhalt hatte.

Somit bleiben, wenn wir vom Wiederholungszwang [2]) absehen, die Regulationen auf absolute Entspannung, auf Lust und auf Realitätsanpassung (Nirwana-, Lust-, Realitätsprinzip). Das Realitätsprinzip bleibt der Auffassung nach eine Modifikation des Lustprinzips. Die Beziehung zwischen Nirwanaprinzip und Lustprinzip ist

---

[2]) Zu den Regulationen wäre noch der Wiederholungszwang zu zählen. Er ist ein allgemeines Regulationsprinzip, das zunächst Energien bindet, d. h. sie aus dem „strömenden" in den „Ruhestand" überführt. Es scheint kein Zweifel, daß es eine solche Regulationstendenz gibt. Auch die Arbeitsweise des Ichs hat diese Möglichkeit einer Bindung, eines Aufhaltens, Statischmachens von Spannungen zur Voraussetzung. Ebenso scheint der Wiederholungszwang die Voraussetzung aller anderen Regulationen zu sein. Eindringende Reizgrößen müssen, soweit sie nicht im Laufe der phylogenetischen Anpassungsprozesse „Bahnungen" erfahren haben, oder wenn sie die Kapazität dieser Bahnung überschreiten, zunächst aufgehalten, gebunden werden, ehe die anderen Regulationen einsetzen.

im Verhältnis zur vorhergehenden Auffassung, daß das Lustprinzip als eine Spezialform des Konstanzprinzips anzusehen sei, geändert. Beide entsprechen verschiedenen Tendenzen. Das Streben nach Lust auf der einen, das nach Ruhe auf der anderen Seite sind die Hauptregulationen des seelischen Geschehens.

Es ist klar, daß eine bloße Gegenüberstellung der Regulationsprinzipien des seelischen Apparates und der von außen als Arbeitsanforderungen sich bemerkbar machenden Triebe nur eine vorläufige sein konnte. Das heuristische Prinzip, zu verfolgen, wie weit sich die gesamte seelische Organisation und ihre Arbeitsweisen auf den Trieben aufbauen, mußte zur Frage führen, ob die Triebe die Ablaufstendenzen des seelischen Geschehens beeinflussen, das ist aber die Frage nach der Beziehung zwischen den Prinzipien und den Trieben.

Eine solche Fragestellung konnte umso leichter zustandekommen, als der Triebbegriff im Laufe der Entwicklung der Triebtheorie eine Veränderung erfahren hatte. Ursprünglich galt der Trieb als eine aus organischen Quellen stammende Energiespannung, die automatisch auf ein immanent gegebenes Ziel gerichtet war, das auf dem Umweg über ein Objekt erreicht wurde und letzten Endes in einer Veränderung des Ursprungsorgans, in einer Restitution auf seinen Zustand vor der Erregung bestand. Dieser Auffassung entsprach die Wahl des Begriffs der Quelle als geeignetes Kriterium für eine Einteilung der Triebe.

Die Unmöglichkeit, solche Quellen für alle Triebe zu finden, und die Schwierigkeit ihrer hypothetischen Konstruktion stellten, besonders für die Ichtriebe, das Kriterium des Zieles in den Vordergrund, ohne daß die Grundauffassung des Triebes wesentlich abgeändert zu werden brauchte. Das Ziel bestand äußerlich in der Durchführung der Zielhandlung am Objekt, innerlich in der erreichten Entspannung, z. B. bei den Aggressionstrieben.

Der Theorie von den Urtrieben (Lebens- und Todestriebe) liegt aber ein wesentlich veränderter Triebbegriff zugrunde. Hier ist der Trieb nicht eine an das Seelische herantretende Energiespannung, die aus einer organischen Quelle stammt und auf die Aufhebung des Reizzustandes im Ursprungsorgan abzielt, sondern ein richtunggebendes oder -nehmendes „Etwas", das die Lebensprozesse in eine bestimmte Richtung lenkt. Der Akzent liegt nicht mehr auf der Energielieferung, sondern nur auf der Funktion der Richtungsbestimmung.

Die Prinzipien sind aber auch nichts anderes als ein den Ablauf der seelischen Prozesse in eine bestimmte Richtung hin „determinierendes Etwas". Die Begriffe Trieb, Prinzip, Regulation erscheinen demnach einander sehr angenähert. Wie die Triebe die Abläufe der biologischen Vorgänge regulieren, so natürlich auch die seelischen. Die strenge Gegenüberstellung eines von Prinzipien regulierten seelischen Apparats und von außen eindringender Triebe war nicht mehr haltbar, da die Triebe als Grundprinzipien des Lebens aufgedeckt worden waren. Daraus ergab sich die Möglichkeit der Zuordnung der Prinzipien zu den Trieben.

Es würde zu weit führen, diese Fragen hier genauer zu erörtern. Es ist bekannt, wie F r e u d eine solche Zuordnung vornahm. „Das Nirwanaprinzip drückt die Tendenz des Todestriebes aus, das Lustprinzip vertritt den Anspruch der Libido, entspricht also den Lebenstrieben. Das dritte Prinzip, das Realitätsprinzip, eine Modifikation des Lustprinzips, drückt den Einfluß der Außenwelt aus." Die Verbindung der beiden Hauptprinzipien wird in der Weise gedacht, daß die Lebenstriebe eine Modifikation in der Ablaufsform der Entspannungsprozesse bewirken, die mit dem Auftreten von Lust verbunden ist ...

Fassen wir zusammen; haben wir uns früher im Interesse der Verständigung einer größeren Schärfe der Begriffstrennung befleißigt, so wollen wir dies hier

wieder einschränken und uns der tatsächlichen Struktur der Begriffe wieder annähern:

Die spannungserzeugenden biologischen Lebenstriebe; die Sexualtriebe; die auf die Erhaltung des Lebens zielenden Ichtriebe; das Lustprinzip, — das alles ist irgendwie miteinander verwandt.

Die auf den Spannungsausgleich hintreibenden Todestriebe; die Destruktionstriebe, die im Innern wirken; die nach außen gewendete Aggression; die Tendenz zur Ruhe, das Nirwanaprinzip; die Tendenz zum Leiden, das alles bildet ebenfalls eine verwandte Gruppe.

Die „mystischen" Triebkräfte, die hinter dem allen stehen, wirken jede in ihrer Richtung oder einander entgegen oder miteinander. Dann legieren sie sich: Als masochistische Lust am Leiden, als Sadismus, als Strafbedürfnis, als Selbsthaß, als aggressiver Ichtrieb usw.

Was wir Triebe nennen, wirkt richtunggebend auf ein biologisches Geschehen, im Körperlichen wie im Psychischen. Unter irgendwelchen Einflüssen differenziert es sich, konzentriert sich zu Spannungszentren, die sich an irgendein Organgeschehen als Quelle gebunden erweisen, wendet sich nach außen auf Objekte, strebt einem Ziele zu, das äußerlich in einer bestimmten Handlung am Objekt und am eigenen Körper, innerlich in der Aufhebung eines Reizzustandes besteht. Unklar, wie es zunächst im eigenen Innern wirkt. Klarer, wenn es sich auf Objekte wendet, an denen es die Zielhandlung vollführt. Teils ist hiezu ein Vorgang auch am Ursprungsorgan notwendig, teils nur am Objekt. Bald erfolgt die Befriedigung in Form eines bestimmten Ablaufes, bald diffus. Es kann aber auch in mannigfaltiger Form die eigene Person zum Objekt nehmen, es kann sich in „Betriebskraft" umgestalten und so die Energien des Ichs vermehren. Es kann einen Reichtum an Umwegleistungen vollbringen und in seiner Elastizität vielfache Veränderungen erfahren. Wir können es nicht einheitlich ordnen, sondern bald nach

dem einen, bald nach dem anderen Gesichtspunkt, nach den Zielen, nach den Objekten, nach der Quelle.

Alle diese Tatsachen, hypothetischen Meinungen, Theorien lassen sich in Begriffe fassen, die nicht immer wünschenswert klar, oft vieldeutig und verfließend sind. Die Exaktheit definierter Begriffe wird sich im Psychologischen nicht immer erreichen lassen. Es ist sehr viel geleistet, wenn man in ein neues Gebiet vorgestoßen ist und Begriffe gewonnen hat, die eine wechselseitige Verständigung ermöglichen, auch wenn sie zunächst nichts anderes sind als erste Annäherungen an einen im ganzen noch unbekannten Tatbestand.

Die Stellung der Wissenschaft zu Freuds 80. Geburtstag

Von Heinrich Meng, Basel

Nachdruck eines Aufsatzes aus der Natio-nal-Zeitung" in Basel, Nr. 274, vom 17. Juni 1936.

Die Anregung, zu überprüfen, wie, gemessen an den Kundgebungen der außermedizinischen Welt, sich die Ärzte und Fachpsychologen anläßlich des 80. Geburtstags Sigmund Freuds geäußert haben, läßt sich jetzt erst verwerten; es erschienen im Laufe der letzten Wochen immer wieder Abhandlungen, die zu dem Menschen Freud und seinem Werk Stellung nahmen. Im Gegensatz zu den 300 internationalen Dichtern und Künstlern, die in ihrer gemeinsamen Glückwunschadresse dem „Initiator eines neueren und tieferen Wissens vom Menschen" die Ehrfurcht aussprachen, ist uns nichts bekannt geworden, was auf eine ähnliche, einheitliche Aktion der internationalen Ärzte und Fachpsychologen schließen läßt. Allerdings haben Universitäten und wissenschaftliche Gesellschaften, in denen Freud Ehrenmitglied ist, dem Geburtstagskind Glückwunschadressen gesandt. Der Wiener Forscher ist unter anderem *Doctor honoris causa* der Clark University, Worcester, Ehrenmitglied der „Nederlandsche Vereeniging voor Psychiatrie en Neurologie", des „Vereins für Psychiatrie und Neurologie in Wien", der „Royal Society of Medicine" und der Schweizer Gesellschaft für Neurologie und Psychiatrie.

Die Wiener Universität sandte ein Schreiben des Dekans der Medizinischen Fakultät, Prof. Kerl, das die Glückwünsche des Professorenkollegiums ausdrückte. Überhaupt scheint in Wien selbst die Kundgebung der Wissenschaftler zum 6. Mai am stärksten gewesen zu

sein. Wagner-Jauregg, der erfolgreiche Bekämpfer der Paralyse und Nobelpreisträger, L. Binswanger, der schweizerische Psychiater und Philosoph, der Neurologe Otto Marburg und Otto Pötzl, der Leiter der Wiener Universitätsklinik, ein bekannter Schlafforscher, haben in einer gemeinsamen Kundgebung des „Akademischen Vereins für medizinische Psychologie" zu Ehren Freuds gesprochen. In einem Aufsatz, den Pötzl zum 6. Mai schrieb, heißt es am Schluß: „Freud hat einmal erklärt, die Psychoanalyse habe für den, der sie betreibt, auch bildende Kraft, und er hat dies an sich selbst an der Kultur seiner Persönlichkeit in höchstem Maße bewiesen. Denn dieser unerschöpfliche Mensch ist groß in jeder Situation, er ist ein Genie, aber am größten ist er im Gespräch. Da empfängt man von ihm einen überwältigenden Eindruck. Und ich meine, keine bessere Schilderung des Erlebnisses geben zu können, das man in seiner Gegenwart hat, als indem ich freimütig bekenne: Ich habe jedesmal den Eindruck, so bedeutsam hat vielleicht der alte Goethe gesprochen."

Aus Raumgründen wird über die anderen wissenschaftlichen Kundgebungen, die in London, Prag, an der Sorbonne in Paris und andernorts stattfanden und aus den Publikationen, die daran anschließend erfolgten, nicht berichtet, sondern lediglich über die Haltung der Schweizer Gelehrtenwelt. Bemerkenswert ist, daß, soweit wir die wissenschaftliche Literatur und die Tagespresse nachprüfen konnten, in Deutschland der 6. Mai übergangen wurde. In den drei letzten Jahren wurde im Dritten Reich Persönlichkeit und Lehre aufs schärfste bekämpft, ohne daß eine Möglichkeit wissenschaftlicher Diskussion gegeben war. Die Bücher selbst stehen auf dem Index und wurden zum Teil verbrannt.

Außer der psychoanalytischen Fachorganisation hat die „Schweizerische Gesellschaft für Psychiatrie" in ihrer Frühjahrstagung dem Wiener Forscher eine Glückwunschadresse gesandt; Flournoy,

Genf, brachte sie zur Verlesung. Es heißt darin u. a.: „*Depuis dix ans vous figurez sur la liste de nos Membres d'Honneur; notre Société a voulu témoigner ainsi de la grandeur de votre oeuvre. Mais plusieurs entre nous vous doivent une dette de reconnaissance plus personnelle, car c'est vous qui avez décidé de l'orientation de leur carrière. D'autres, que la direction de leurs travaux tient éloignés du domaine de la Psychanalyse, reconnaissent néanmoins l'influence profonde que vous exercez sur la pensée contemporaine.*"

Das „Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie" (Orell Füßli, Zürich) widmete Heft 2, 1936, dem Schöpfer der Psychoanalyse. Die Herausgeber und Redakteure: R. Bing, Basel, L. Binswanger, Kreuzlingen, R. Brun, Zürich, O. Forel, Prangins, H. W. Maier, Zürich, M. Minkowski, Zürich, F. Naville, Genève, H. Steck, Lausanne, M. Tramèr, Solothurn, O. Veraguth, Zürich, schreiben in ihrem Glückwunsch u. a.: „Wir freuen uns, daß es ihm vergönnt ist, in voller geistiger Frische auf sein großes Lebenswerk zurückzuschauen, und danken ihm für die Bereicherung von unvergänglichem Werte, die wir alle durch sein Werk empfangen haben. Diese Widmung möge ihm ein Beweis dafür sein, daß im Kreise der Schweizer Neurologen und Psychiater seine Gedanken fruchtbar fortwirken. Wir verbinden damit unsere herzlichsten Glückwünsche zu seinem 80. Geburtstag."

Aus dem Inhalt des Heftes seien drei Arbeiten hervorgehoben: „Freud und die Verfassung der klinischen Psychiatrie" von Ludwig Binswanger, „Sigmund Freuds Leistungen auf dem Gebiete der organischen Neurologie", von R. Brun, und „Der Neurotiker im Lichte der psychoanalytischen, neuroendokrinen und erbpathologischen Forschungen", eine Konfrontation der drei Richtungen, von L. Szondi, Budapest. Was für viele Ärzte und Fachpsychologen nicht bekannt war, tritt vor allem im Aufsatz von Brun hervor, nämlich

die Tatsache, daß Freud, bevor er sein heutiges Arbeitsgebiet übernahm, ein hervorragender Forscher und Entdecker auf dem Gebiet der Anatomie, Histologie und Biologie des Nervensystems war.

Die „Zeitschrift für Kinderpsychiatrie" (Benno Schwabe, Basel) widmet Freud ihr Maiheft. Der Herausgeber Tramèr schreibt in seinem Glückwunsch u. a.: „Es soll dafür zeugen, wie wesentlich und grundlegend auch das noch junge Sondergebiet der Kinderpsychiatrie, dessen Gestalt sich am medizinischen Horizont immer bestimmter abhebt, durch Ihre Schöpfung befruchtet und gefördert worden ist. Es soll weiterer bescheidener Ausdruck des tiefen Dankes sein, den Ihnen auch die Vertreter dieser wahrhaft der Zukunft, weil der Kindheit und Jugend dienenden medizinischen Disziplinen zollen." Im Heft selbst finden sich folgende Publikationen: Josef K. Friedjung, Wien: „Organische Ausdrucksmittel der Kinderneurosen", H. Christoffel, Basel: „Psychologie des Kindes das ‚Caput Nili' der menschlichen Psychologie. 1896—1936", Dr. A. Repond, Monthey: „Freud et la psychiatrie infantile", Heinrich Meng, Basel: „Freuds Einfluß auf die Pädagogik und Heilpädagogik", G. Bally, Zürich: „Ein Fall von traumatischem Mutismus".

Die „Schweizerische Medizinische Wochenschrift", B. Schwabe, Basel, bringt in Heft Nr. 19 einen Artikel „Prof. Dr. Sigmund Freud zum 80. Geburtstag" aus der Feder von Ph. Sarasin, Basel, E. Blum, Bern, und H. Flournoy, Genf. Aus ihr sei folgende charakteristische Stelle erwähnt: „Zweifellos hatte Freud mit seiner Traumdeutung Neuland betreten und sah sich Erscheinungen gegenüber, die sich den soliden Methoden des Wägens und Messens schlechterdings widersetzen, so gut wie ein fernes Leuchten auf einem Bilde von Claude Lorrain oder wie die weltentrückten Klänge eines Quartetts von Beethoven. Aber aus solchen Dingen höchst subjektiver Art sind

nun einmal die Stoffe gewoben, mit denen der Analytiker zu arbeiten hat. Sie spielen in der Genese eines Traumes oder einer seelischen Störung eine fundamentale Rolle und führen schließlich zu Symptomen grobsinnlicher Natur."

Die „Praxis, Schweizerische Rundschau für Medizin" (Verlag Hallwag A.-G., Bern) enthält einen Aufsatz von Christoffel zum 6. Mai, er gibt vorwiegend kulturhistorisch Aufschluß über die Entwicklung des Forschers und seiner Forschung. Er schließt:

„Und endlich sei es der eigenen Besinnung und vor allem der Zukunft überlassen, zu entscheiden, ob und wie die Schweiz für die Ideen Freuds und die Psychologie überhaupt eine Rolle gespielt hat und spielen wird." O. Spieß meint: „Das entscheidende Eingreifen der Schweizer in der Geburtsstunde der neuen Wissenschaft entspricht einem typischen Verhalten ihres Volkes. Die ganz großen, epochebildenden Ideen sind nie von der Schweiz ausgegangen. Aber die Schweiz hat stets, sobald ein neues Prinzip die Welt in zwei Lager teilte, dieses Prinzip mit urwüchsiger Eigenart aufgegriffen und als ebenbürtiger Mitstreiter zur Geltung gebracht."

„Action et Pensée", Revue trimestrielle de la Société Internationale de Psychagogie, Genf, Heft 2, 1936, ist Freud gewidmet. Sie enthält folgende Publikationen: Charles Baudouin, Genf: „Signification de Freud." R. Allendy, Paris: „Pensée logique, Pensée affective, Symbolisme", Heinrich Meng: „Sigmund Freud (A l'occasion du 80ème anniversaire de Sigmund Freud)". In der letztgenannten Arbeit heißt es u. a.: „Die Psychoanalyse kann eine wirksame soziale und seelische Hygiene schaffen, da sie die Quellen der Kultur- und Gesellschaftskrankheiten erschließt und diese Quellen bereits von ihrem Ursprung in der Kindheit an durch die

Erziehung zum geordneten, ihre Kraft speichernden Abströmen bringt."

In der „Revue Médicale de la Suisse Romande" publiziert Flournoy, Genf, eine Arbeit „Freud, en l'honneur de ses 80 ans"; sie schließt:

„En adressant ses voeux à son maître de Vienne, l'auteur de ces lignes pense que les lecteurs de la Revue Médicale, dont la profession les met souvent aux prises avec les vicissitudes de la maladie et les luttes de l'homme, se souviennent parfois du beau vers de Térence:

Homo sum, et humani nihil a me alienum puto.

Dans ce cas, et quels que soient leur champ d'activité et leurs goûts personnels, ils ne sauraient envisager avec indifférence l'oeuvre de Freud."

Die Zeitschrift „Psyche", Schweiz, Monatsschrift für Psychologie, Heilpädagogik und Graphologie (Vogt-Schild in Solothurn), Heft 5, 1936, bringt drei Arbeiten, die sich mit Sigmund Freud beschäftigen. Zuerst „Dank an Freud", „Sigmund Freud 80jährig" von Hugo Mauerhofer und „Über die Veränderung von Gehörswahrnehmungen durch den Wecktraum" von Ernst R. Baerlocher.

In der Publikation von Mauerhofer heißt es bei der Auseinandersetzung mit Jungs Stellung zu Freud: „Freud treibt nicht jüdische Psychologie, d. h. Psychologie des Juden, sondern er treibt Psychologie des europäischen Gegenwartsmenschen, und deshalb ist er für uns verbindlich. Jede andere Auffassung einer ‚jüdischen Psychologie' ist gleich krypto-antisemitisch wie etwa jüdische Physik, jüdische Mathematik, jüdische Chemie und vom Standpunkte der Wissenschaft aus unhaltbar. Wir glaubten, diese kleine Ehrenrettung dem greisen Forscher in Wien gerade schweizerischerseits schuldig zu sein."

Die Durchsicht der Fachpublikationen zeigt, daß die fachwissenschaftliche Welt den 6. Mai 1936 dazu benützt hat, diesem großen Lebenden den Dank abzustatten, der sonst meist nur einem Menschen zuteil wird, dessen fundamentale Bedeutung erst nach Jahrzehnten seines Wirkens erkannt wird.

DIE WERKE SIGM. FREUDS

(LIEFERBARE AUSGABEN)

GESAMMELTE SCHRIFTEN
(Zwölf Bände in Lexikonformat)

Geh. RM 196.—, in Leinen RM 240.—, in Halbleder RM 305.—,
in Leder RM 704.—

BAND I, 490 S.: **Studien über Hysterie** (Vorwort — Über den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomäne [von Breuer und Freud] — Krankengeschichten — Zur Psychotherapie der Hysterie) / **Frühe Arbeiten zur Neurosenlehre 1892—99** (Charcot — ein Fall von hypnot. Heilung nebst Bemerkungen über die Entstehung hyster. Symptome durch den Gegenwillen — Quelques considérations pour une étude comparative des paralysies motrices organiques et hystériques — Die Abwehr-Neuropsychosen — Ueber die Berechtigung, von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als „Angstneurose" abzutrennen — Obsessions et phobies — Zur Kritik der Angstneurose — Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychosen — L'hérédité et l'étiologie des névroses — Zur Aetiologie der Hysterie — Die Sexualität in der Aetiologie der Neurosen — Ueber Deckerinnerungen)

BAND II, 543 S.: **Traumdeutung** (Die wissenschaftliche Literatur der Traumprobleme — Die Methode der Traumdeutung, die Analyse eines Traummusters — Der Traum ist eine Wunscherfüllung — Die Traumentstellung — Das Traummaterial und die Traumquellen — Die Traumarbeit — Zur Psychologie der Traumvorgänge — Literaturverzeichnis)

BAND III, 360 S.: **Ergänzungen und Zusatzkapitel zur Traumdeutung / Ueber den Traum / Beiträge zur Traumlehre** (Märchenstoffe in Träumen — Ein Traum als Beweismittel — Traum und Telepathie — Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung) / **Beiträge zu den Wiener Diskussionen** (Onaniediskussion — Selbstmorddiskussion)

BAND IV, 481 S.: **Zur Psychopathologie des Alltagslebens** (Vergessen von Eigennamen — von fremdsprachigen Worten — von Namen und Wortfolgen — Ueber Kindheits- und Deckerinnerungen — Das Versprechen — Verlesen und Verschreiben — Vergessen von Eindrücken und Vorsätzen — Das Vergreifen — Symptom- und Zufallshandlungen — Irrtümer — Kombinierte Fehlleistungen — Determinismus. Zufalls- und Aberglauben. Gesichtspunkte / **Das Interesse an der Psychoanalyse / Ueber Psychoanalyse / Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung**

BAND V, 556 S.: **Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie** (Die sexuellen Abirrungen — Die infantile Sexualität — Die Umgestaltungen der Pubertät) / **Arbeiten zum Sexualleben und zur Neurosenlehre** (Meine Ansichten über die Rolle der Sexualität in der Aetiologie der Neurosen — Zur sexuellen Aufklärung der Kinder — Die „kulturelle" Sexualmoral und die Nervosität — Ueber infantile Sexualtheorien — Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens — Die infantile Genitalorganisation — Zwei Kinderlügen — Gedankenassoziation eines vierjährigen Kindes — Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität — Allgemeines über den hysterischen Anfall — Charakter und Analerotik — Ueber Triebumsetzungen, insbe-

sondere der Analerotik — Die Disposition zur Zwangsneurose — Mitteilung eines der psychoanalytischen Theorie widersprechenden Falles von Paranoia — Die psychogene Sehstörung in psychoanalytischer Auffassung — Eine Beziehung zwischen einem Symbol und einem Symptom — Ueber die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität — „Ein Kind wird geschlagen" — Das ökonomische Problem des Masochismus — Ueber einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität — Ueber neurotische Erkrankungstypen — Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens — Neurose und Psychose — Der Untergang des Oedipuskomplexes) / **Metapsychologie** (Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse —Triebe und Triebschicksale — Die Verdrängung — Das Unbewußte — Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre— Trauer und Melancholie)

BAND VI, 422 S.: **Zur Technik** (Die Freudsche psychoanalytische Methode — Ueber Psychotherapie — Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie — Ueber „wilde" Psychoanalyse — Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse — Zur Dynamik der Uebertragung — Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung — Ueber fausse reconnaissance [„déjà raconté"] während der psychoanalytischen Arbeit — Zur Einleitung der Behandlung — Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten — Bemerkungen über die Uebertragungsliebe — Wege der psychoanalytischen Therapie — Zur Vorgeschichte der analytischen Technik) / **Zur Einführung des Narzißmus / Jenseits des Lustprinzips / Massenpsychologie und Ich-Analyse** (Einleitung — Le Bon's Schilderung der Massenseele — Andere Würdigungen des kollektiven Seelenlebens — Suggestion und Libido — Zwei künstliche Massen: Kirche und Heer — Weitere Aufgaben und Arbeitsrichtungen — Die Identifizierung — Verliebtheit und Hypnose — Der Herdentrieb — Die Masse und die Urhorde — Eine Stufe im Ich) / **Das Ich und das Es** (Bewußtsein und Unbewußtes — Das Ich und das Es — Das Ich und das Ueber-Ich — Die beiden Triebarten — Die Abhängigkeiten des Ichs) / **Anhang** (Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose — Notiz über den „Wunderblock")

BAND VII, 483 S.: **Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.** Inhalt: I. Teil: **Fehlleistungen.** II. Teil: **Der Traum** (Schwierigkeiten und erste Annäherungen — Voraussetzungen und Technik der Deutung — Manifester Trauminhalt und latente Traumgedanken — Kinderträume — Die Traumzenzur — Die Symbolik im Traum — Die Traumarbeit — Analysen von Traumbeispielen — Archaische Züge und Infantilismus des Traumes — Die Wunscherfüllung — Unsicherheiten und Kritiken). III. Teil: **Allgemeine Neurosenlehre** (Psychoanalyse und Psychiatrie — Der Sinn der Symptome — Die Fixierung an das Trauma. Das Unbewußte — Widerstand und Verdrängung — Das menschliche Sexualleben — Libidoentwicklung und Sexualorganisation — Gesichtspunkte der Entwicklung und Regression. Aetiologie — Die Wege der Symptombildung — Die gemeine Nervosität — Die Angst — Die Libidotheorie und der Narzißmus — Die Uebertragung — Die analytische Therapie) — Register

BAND VIII, 568 S.: **Krankengeschichten** (Bruchstück einer Hysterieanalyse — Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben — Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose — Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia — Aus der Geschichte einer infantilen Neurose)

BAND IX, 455 S.: **Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten / Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva" / Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci**

BAND X, 448 S.: **Totem und Tabu** (Die Inzestscheu — Das Tabu und die Ambivalenz der Gefühlsregungen — Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken — Die infantile Wiederkehr des Totemismus) / **Arbeiten zur Anwendung der Psychoanalyse** (Tatbestandsdiagnostik und Psychoanalyse — Zwangshandlungen und Religionsübungen — Ueber den Gegensinn der Urworte — Der Dichter und das Phantasieren — Die mythologische Parallele zu einer plastischen Zwangsvorstellung — Das Motiv der Kästchenwahl — Der Moses des Michelangelo — Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit: Die Ausnahmen. Die am Erfolge scheitern. Die Verbrecher aus Schuldbewußtsein — Zeitgemäßes über Krieg und Tod — Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse — Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit" — Das Unheimliche — Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert)

BAND XI, 472 S.: **Schriften aus den Jahren 1923—1926** (Die Verneinung — Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds — Hemmung, Symptom und Angst — „Selbstdarstellung" — Kurzer Abriß der Psychoanalyse — „Psychoanalyse" und „Libidolehre" — Die Widerstände gegen die Psychoanalyse) / **Geleitworte zu Büchern anderer Autoren / Gedenkartikel** (Ferenczi — An Romain Rolland — Putnam † — Tausk † — A. v. Freund † — Breuer † — Abraham †) / **Vermischte Schriften** (Zur Psychologie des Gymnasiasten — Vergänglichkeit — Popper-Lynkeus und die Theorie des Traumes — To the opening of the Hebrew University — Kurze Mitteilungen) / **Schriften 1926—1928** (Die Frage der Laienanalyse — Nachwort hiezu — Fetischismus — Der Humor — Nachtrag zur Arbeit über den Moses des Michelangelo — Die Zukunft einer Illusion — Ein religiöses Erlebnis)

BAND XII, 422 S.: **Schriften aus den Jahren 1928—1933** (Dostojewski und die Vatertötung — Das Unbehagen in der Kultur — Ueber libidinöse Typen — Ueber die weibliche Sexualität — Zur Gewinnung des Feuers) / **Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse** (Revision der Traumlehre — Traum und Okkultismus — Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit — Angst und Triebleben — Die Weiblichkeit — Aufklärungen, Anwendungen, Orientierungen — Ueber eine Weltanschauung / **Warum Krieg / Aeltere Schriften** (Der Familienroman der Neurotiker — Psycho-Analysis) / **Geleitworte zu Büchern** (Vorrede zur hebräischen Ausgabe der „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" — Vorrede zur hebräischen Ausgabe von „Totem und Tabu" — Geleitwort zu „The Psychoanalytic Review", Vol. XVII, 1930 — Vorwort zu „Zehn Jahre Berliner Psychoanalytisches Institut" — Geleitwort zu „Elementi di Psicoanalisi" von Edoardo Weiss — Geleitwort zu „Allgemeine Neurosenlehre" von Hermann Nunberg — Vorwort zu „Edgar Poe, Étude psychoanalytique" par Marie Bonaparte) / **Gedenkartikel** (Ernest Jones zum 50. Geburtstag — Sándor Ferenczi †) / **Vermischte Schriften** (Brief an Maxim Leroy über einen Traum des Cartesius — Goethe-Preis 1930 — Brief an Dr. Alfons Paquet Ansprache im Frankfurter Goethe-Haus — Das Fakultätsgutachten im Prozeß Halsmann — Brief an den Bürgermeister der Stadt Příbor-Freiberg — Meine Berührung mit Josef Popper-Lynkeus)

KLEINOKTAV-AUSGABE

(Jeder Band — in gleichmäßiger Ausstattung — einzeln erhältlich)

Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 1933. 255 S. In Leinen RM 7.—

Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 1930. 500 S. In Leinen RM 9.—

Vier psychoanalytische Krankengeschichten. 1932. 464 S. In Leinen RM 9.—

Schriften zur Neurosenlehre und zur psychoanalytischen Technik. 1931. 428 S. In Leinen RM 9.—

Kleine Schriften zur Sexualtheorie und zur Traumlehre. 1931. 381 S. In Leinen RM 9.—

Theoretische Schriften. 1931. 406 S. In Leinen RM 9.—

Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Ueber Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglauben und Irrtum. 1929. 313 S. In Leinen RM 9.—

EINZELAUSGABEN

Selbstdarstellung. 2. durchgesehene und erweiterte Auflage. 1936. Mit 5 Bildbeilagen. 112 S. Geh. RM 3.50, in Leinen RM 5.—

Totem und Tabu. Ueber einige Uebereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. 5. Auflage. 1934. 194 S. In Leinen RM 5.50

Das Unbehagen in der Kultur. 2. durchgesehene Auflage. 1931. 136 S. Geh. RM 3.40, in Leinen RM 5.—

Die Zukunft einer Illusion. 2. Auflage. 1928. 91 S. Geh. RM 2.30, in Leinen RM 3.60

Die Frage der Laienanalyse. Unterredungen mit einem Unparteiischen. 1926. 93 S. In Leinen RM 4.80

Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. 6. durchgesehene Auflage. 1925. 120 S. In Pappband RM 3.80

Psychoanalytische Studien an Werken der Dichtung und Kunst. 1924. 138 S. In Leinen RM 7.50

Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert. 1921. 43 S. Geb. RM 1.—
Bibliophilen-Ausgabe, mit der Hand in Leder geb., RM 25.—

Zeitgemäßes über Krieg und Tod. 1924. 35 S. Geh. RM 1.—

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
WIEN, IX.
BERGGASSE 7

BÜCHER DES WERDENDEN

Herausgeber: Paul Federn, Wien, und Heinrich Meng, Basel

Das gemeinsame Ziel der Bücherreihe ist die Befreiung von solchen Irrtümern und Unwahrheiten, die mit der Kultur entstehen mußten, die aber heute mancher Unreife und Sinnlosigkeit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zugrunde liegen. Die Vorbedingung für das Überwinden dieser Kulturschäden ist, daß das erreichte wissenschaftliche Verständnis ihrer Grundlagen in weite Kreise gebracht wird.

Band 1 und 2 vergriffen

Band 3

FRITZ WITTELS

DIE BEFREIUNG DES KINDES

Aus dem Inhalt:

Schuld und Strafe. — Ein Stück Rousseau. Kinderschule und Lebensweg. Waisen und Stiefkinder. Geschiedene Eltern. Die alte und die neue Schule.

Band 4

ISTVAN HOLLÓS

HINTER DER GELBEN MAUER

Aus dem Inhalt:

Gespensterspuk, Leben und Tod, Städte, Mütter, Befreiung der Gesunden, das Urtier in uns — unsere Not und Notwendigkeit.

Band 5

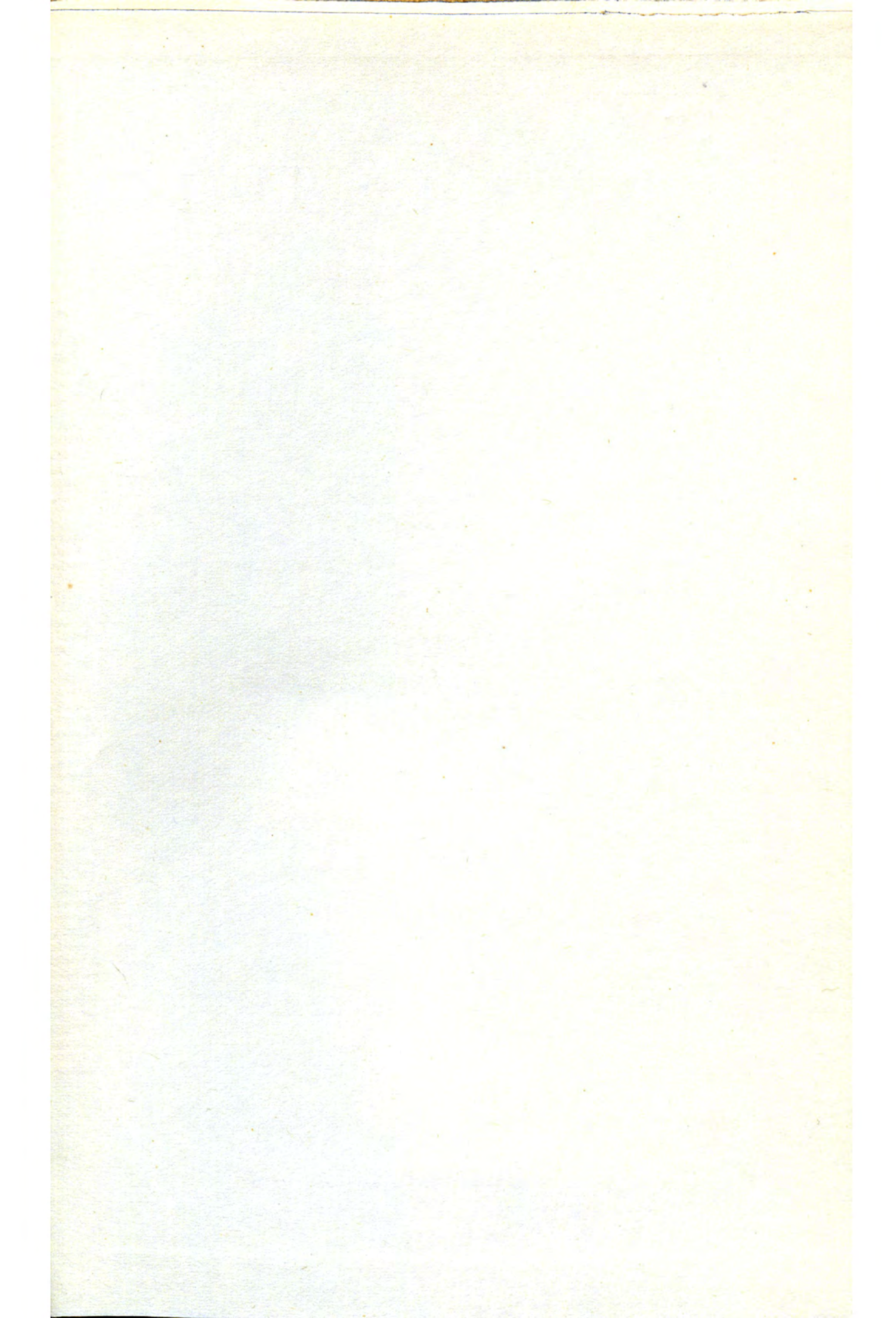
FRITZ WITTELS

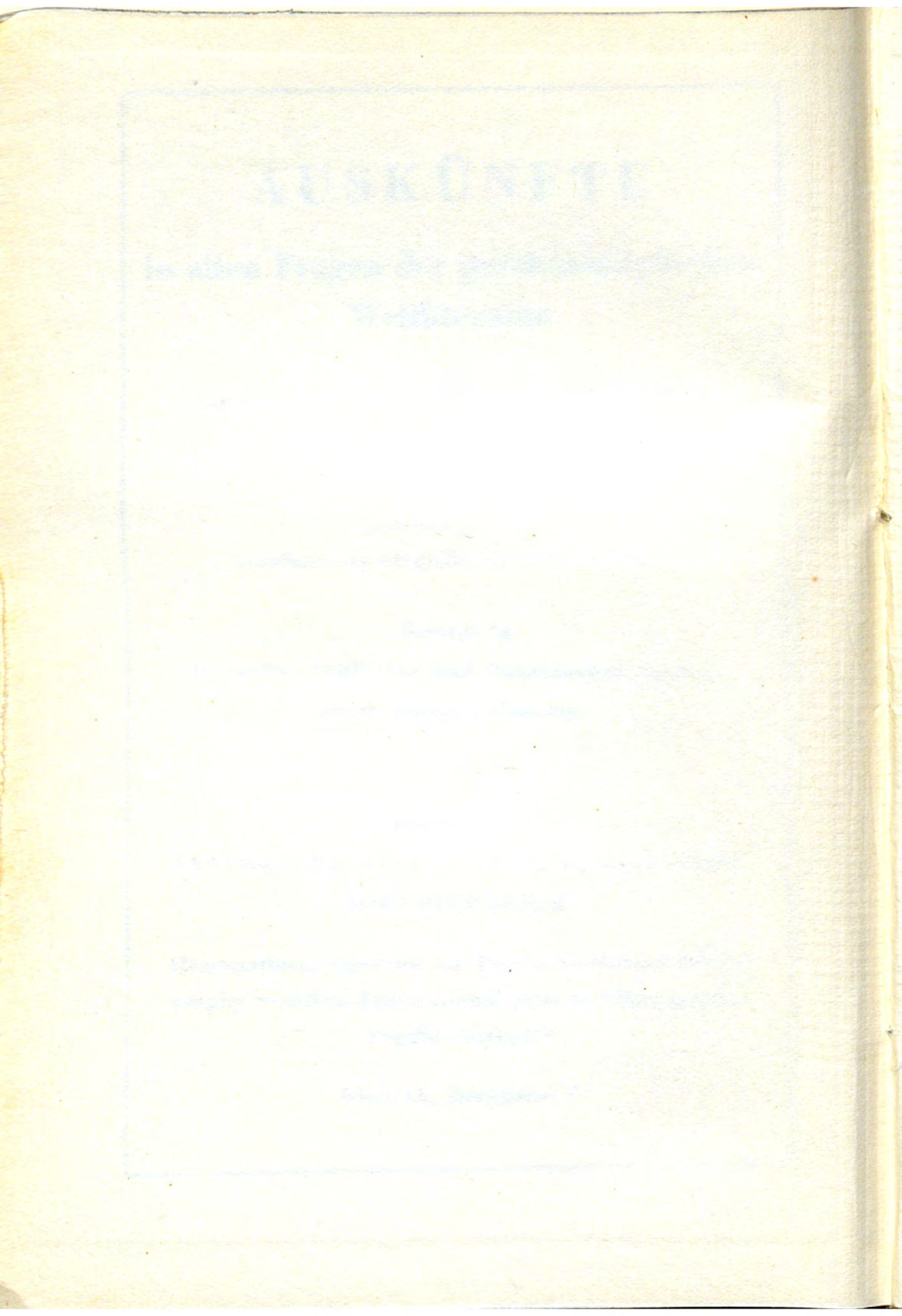
DIE WELT OHNE ZUCHTHAUS

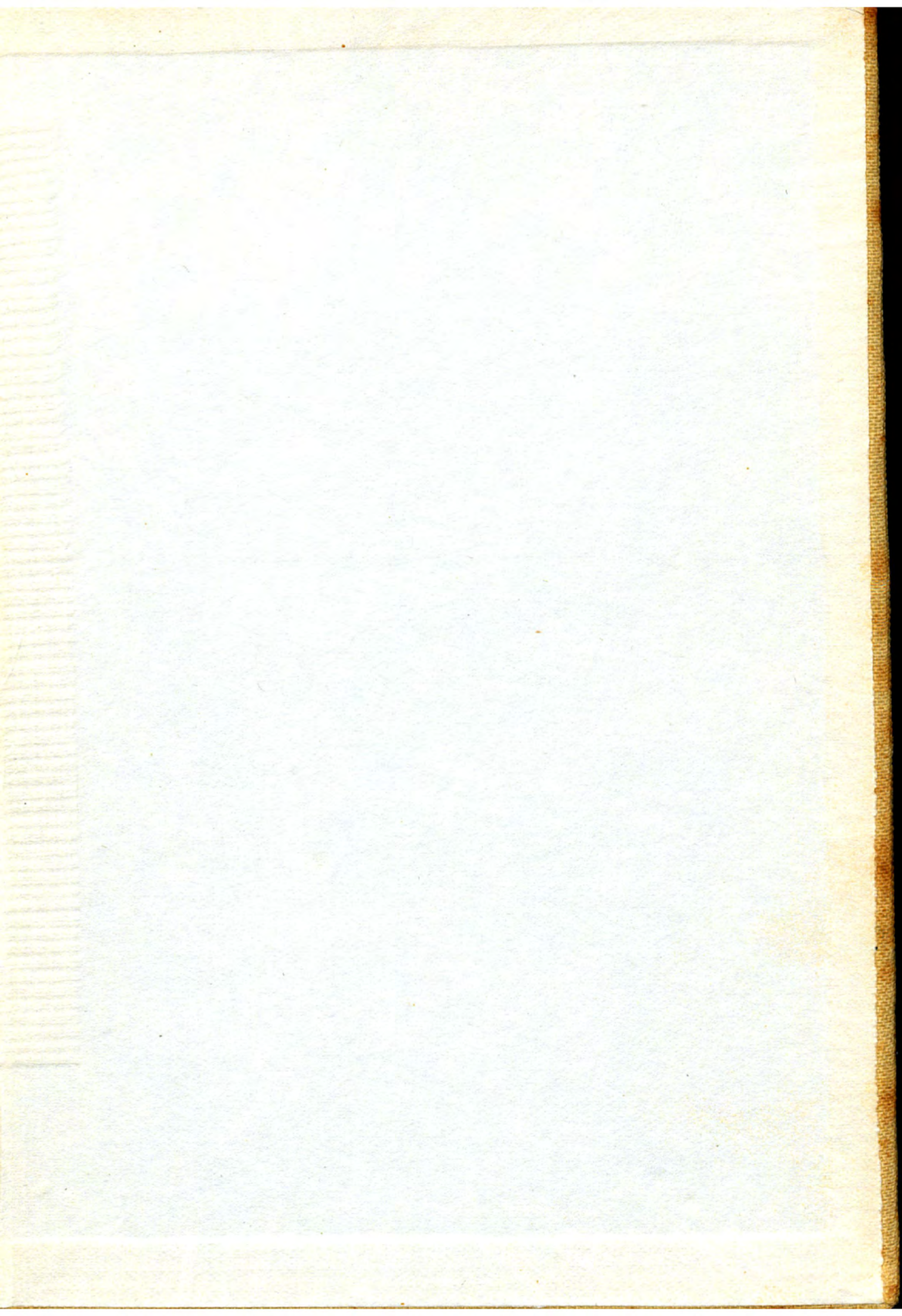
Aus dem Inhalt:

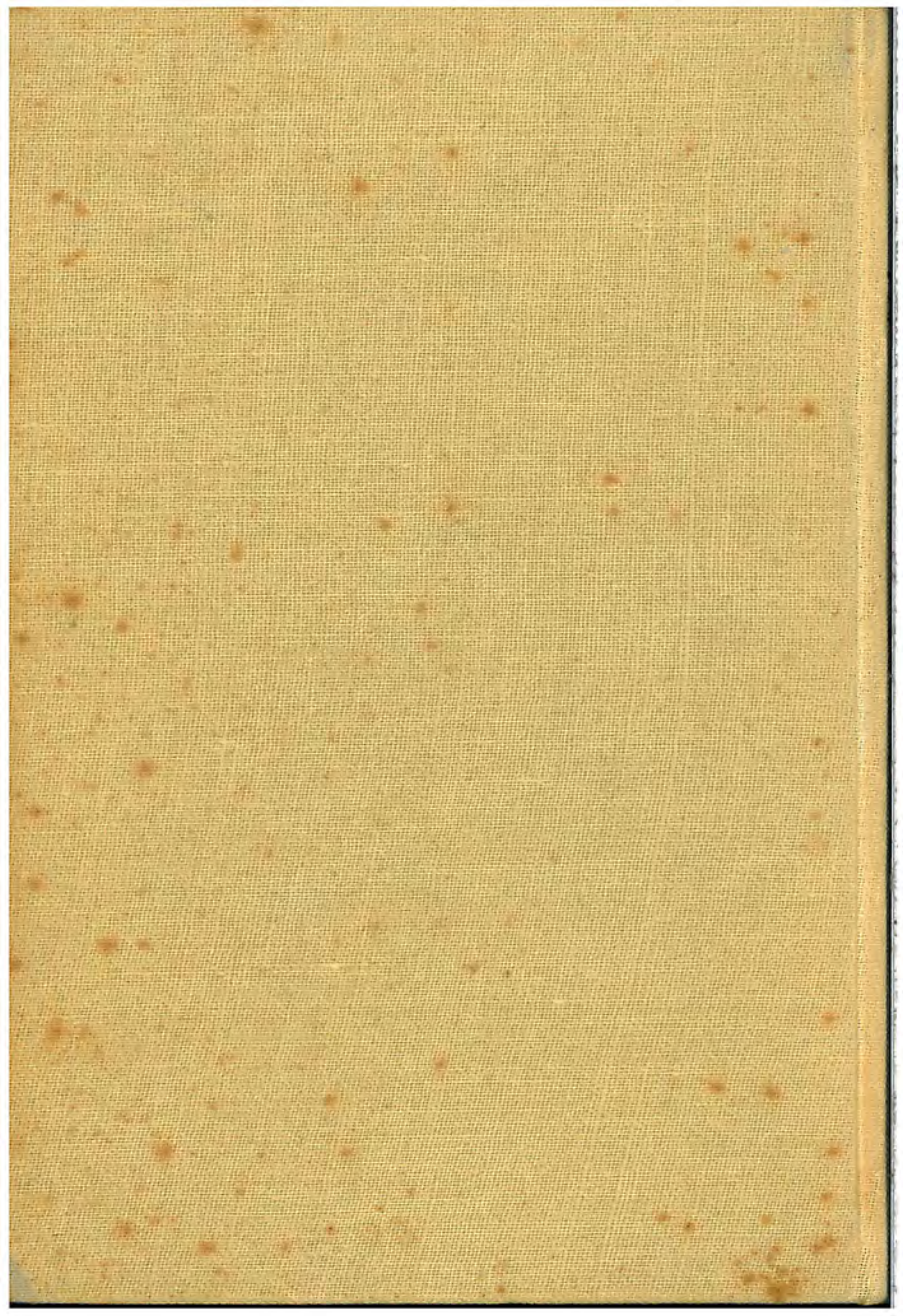
Rache und Richter. Der Verbrecher aus Schuldgefühl. Der politische Verbrecher. Tagträume, Blutverbrecher. Hochstapler.

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE









ALMA
NACH

1937

I·P·V

Almanach der Psychoanalyse

1937